This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817

Die Poesie des Krieges

und

die Kriegs-Poesie.

Die

Poesie des Krieges

und

die Kriegs-Poesie

von

G. Huyssen,
Militär-Oberpfarrer des IX. Armee-Corps.

Berlin.
J. H. Maurer-Greiner, Hofbuchhändler.
1883.

831
H987pn

0952340-190

Vorwort.

Wir übergeben hiermit dem freundlichen Leser eine Schrift, welche es unternimmt, eine welthistorische Erscheinung, die nicht ohne eine große Berechtigung wie kaum eine andere gefürchtet und verabscheut wird, in einem etwas milderen Lichte erscheinen zu lassen und die auch in dem Kriege liegenden idealen und poetischen Momente hervorzuheben. Zu dem Zweck wird in dem ersten, bei weitem kürzeren Theil unserer Schrift die hohe Bedeutung des Krieges für die Entwickelung der Weltkultur und des Völkerlebens nachgewiesen, die mit ihm verbundene Förderung so mancher edlen Eigenschaften des Menschen: Muth, Selbstverleugnung, Hingabe für einen höheren Zweck, Aufopferungsfähigkeit für das Gemeinwohl, Vaterlandsliebe u. s. w. dargelegt, und die in seiner Erscheinung unwillkürlich sich darstellende Fülle von poetischen Situationen mannigfaltigster Art hervorgehoben. In einem Schlußwort wird dann, gewissermaßen wie eine Ergänzung hierzu, als gehoffter Erfolg dieser Betrachtungen über die Poesie des Krieges, in kurzen Zügen von der idealen Auffassung des Kriegerstandes gehandelt und auf die zur Pflege seiner höheren sittlichen und pädagogischen Aufgaben dienenden Einrichtungen hingewiesen.

Der bei weitem umfangreichste Theil des Buches enthält mit den erforderlichen einleitenden Bemerkungen versehene Mittheilungen aus dem reichen Gebiete der Kriegspoesie aller Zeiten und Nationen, namentlich aber unseres deutschen Volkes, dessen herrliche Dichtung aus der Zeit der Befreiungskriege, sowie die des letzten deutsch-französischen Krieges eingehender behandelt und in zahlreicheren Proben vorgeführt wird.

Ueber die hierbei getroffene Auswahl der Lieder und Gedichte läßt sich natürlich streiten, und der Verfasser muß darauf gefaßt sein, je nach Ansicht und Geschmacksrichtung der Leser, hier ein Stück vermißt, dort eines für überflüssig erachtet zu sehen. Er hält natürlich seine Auswahl nicht für die unfehlbar und allein richtige, sondern wird gern bezügliche Winke für eine etwaige neue Auflage der Schrift benutzen. Hiervon abgesehen aber dürfte eine solche, aus allen möglichen Quellen zusammengesuchte übersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Erzeugnisse lyrischer Kriegsdichtung aus den verschiedenen Zeiten bisher wohl kaum vorhanden gewesen sein. So dürfen wir denn vielleicht hoffen, besonders auch dadurch das Interesse poetisch gerichteter und patriotisch gesinnter Gemüther in allen Kreisen anzuregen, namentlich aber unter solchen, die noch bei den Fahnen stehen, früher dabei gestanden haben, oder vielleicht dieser Ehre erst theilhaftig werden sollen, dankbare Leser zu finden. Möge denn durch die Schrift ihre Liebe und Theilnahme für den Wehrstand erhöht und das Interesse für das Große, was derselbe in verschiedenen Zeiten geleistet hat, vermehrt werden!

Unser Kriegerstand stellt das deutsche Volk in Waffen dar. Möge dasselbe stets ein treues, tapferes und muthiges, gottesfürchtiges und siegreiches sein!

Altona, den 24. Oktober 1882.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Die Poesie des Krieges 1

Die Kriegs-Poesie:

der früheren Zeiten und Völker 33

der deutschen Befreiungskriege 105

der Zeit von 1815 bis 1870 175

des letzten deutsch-französischen Krieges 203

Schlußwort 300

Die Poesie des Krieges.

So tief beklagenswerth es im Allgemeinen sein mag, daß die Weltgeschichte in der That vorzugsweise Kriegsgeschichte ist, so urprosaisch, materiell und verwerflich oft die Zwecke sein mögen, für die der Krieg geführt wird, so häßlich, ja verabscheuenswürdig vielfach die Art und Weise, wie man sich dabei verhält, so werden die Meisten doch wohl zuzugestehen bereit sein, daß in dem Kriege an und für sich auch ein ideales Moment liegt und derselbe etwas Poetisches hat; hat er ja doch auch zu aller Zeit die Sänger begeistert und eine sehr umfangreiche Kriegs-Poesie hervorgerufen!

In welchem Sinne redet man denn aber eigentlich von Poesie des Krieges? Nun, doch wohl ungefähr so, wie man auch von der Poesie einer Gegend, einer Landschaft redet. Nicht einen kahlen, flachen Landstrich mit sauber geleckten, regelmäßig gebauten Häusern, quadratisch abgezirkelten Wiesen und Feldern, steif und symmetrisch angelegten Gärten bezeichnet man als eine romantische Gegend, bei der von einer poetischen Stimmung die Rede sein könnte, wohl aber eine wilde zerrissene Felspartie, die etwa gegen ein stilles Waldthal sich öffnet, in welchem unter einer verfallenen Brücke hin ein reißender Bach sich über ein altes Mühlrad dahinstürzt, während aus dem nahen Busch ein Epheu-umranktes Bauernhaus hervorlugt und fern von der Höhe herab die Trümmer einer alten Burg an vergangene Zeiten und verschwundener Geschlechter Herrlichkeit mahnen.

Finden wir in solchen, von den steifen Regeln und Gesetzen der Cultur und der Gewohnheit abweichenden Landschaften die meiste Poesie, dann würde sie nach dieser Analogie auch im Kriege zu finden sein. Denn worin besteht doch eigentlich überhaupt das Wesen der Poesie? Fragen wir einmal bei Solchen an, die über den bloßen Formalismus

der Aesthetiker, wonach Poesie ist die Darstellung des Schönen in Worten durch ein harmonisches Ganze anschaulicher Gedanken, hinausgehen und mehr auf das innere Wesen derselben achten, so erhalten wir gar mannigfaltige Antworten. Da läßt z. B. Schiller in seiner Huldigung der Künste die Poesie sich selbst also charakterisiren:

Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.

Und Göthe bezeichnet die Dichtkunst als den wahrhaften Ausdruck eines aufgeregten erhöhten Geistes ohne Ziel und Zweck. Justinus Kerner aber singt:

Poesie ist tiefes Schmerzen,
Und es stammt das echte Lied
Nur aus einem Menschenherzen,
Das ein tiefes Leid durchzieht.

Wenn und in sofern diese Erklärungen zutreffen, liegt unverkennbar im Kriege viel Poetisches, und es giebt der Berührungspunkte zwischen ihm und der Poesie gar mancherlei. Oder wäre es nicht so, daß den Krieg, wie Schiller von der Poesie sagt, kein Band und keine Schranke hält, indem er vielmehr alle die gewohnten Grenzen und alltäglichen Lebensordnungen durchbricht und fesselllos durch die Welt braust, wilder noch als der kühnste Poet auf ungezügeltem Pegasus? Kommt ferner nicht im Kriege, wie Göthe von der Poesie rühmt, die höchste Aufregung des Gesammt-Geistes ganzer Nationen, des Riesengeistes großer Fürsten und Feldherren, des Zorngeistes einzelner Kämpfer zum wahrhaften Ausdruck, ohne sich oft des Zieles und Zweckes klar bewußt zu sein? Und wenn ein Krieg in sich berechtigt, durch die Umstände aufgedrängt, unvermeidlich ist, — von einem leichtsinnig und willkürlich in despotischer Eroberungslaune begonnenen reden wir hier nicht, der hat nichts Poetisches, denn er ist in sich unwahr, — aber wenn ein Krieg im ernsten Drange unabweisbarer Nothwendigkeit geführt wird, ist er dann nicht wirklich, wie Kerner von der Poesie sagt, der Ausdruck tiefen, Schmerzens zweier Nationen? Ohne daß ein tiefes Weh sie durchzieht, dem Linderung geschafft werden muß, sollte es nie so zur blutigen Entscheidung mit dem Schwerte kommen.

Aber selbst wenn wir an eine von so ganz andern entgegengesetzten Gesichtspunkten aus aufgefaßte Erklärung von der Poesie denken, wie sie Carlyle giebt, indem er sagt: Die Poesie ist der Versuch des Menschen, sein Dasein harmonisch zu machen, so fehlt die Verwandtschaft mit dem Kriege nicht. Oder werden wir nicht sagen müssen: Es ist wahrlich die höchste Aufgabe des Krieges, wenn eine Disharmonie im Volksleben

oder in den Beziehungen zweier Nationen zu einander eingetreten ist, das nationale Dasein wieder harmonisch zu gestalten? Und wer wollte darin das ideale Moment verkennen?

Man sage immerhin, wir sagen es gewiß auch, der Krieg ist ein Uebel, ein nothwendiges Uebel, ein großes Uebel, aber man meine doch ja nicht, ihm damit schlechthin schon alles Poetische, jedes ideale Element abgeschnitten zu haben. Die Strafe, die Züchtigung ist auch ein Uebel, erscheint wenigstens dem, den sie trifft, gewiß als solches, und doch liegt in ihr ein ideales Moment, eben in sofern sie da ist, um die Gerechtigkeit zu wahren, sie an den Frevlern gegen dieselbe zu rächen und diese zugleich womöglich zu bessern. So schreibt ja auch Paulus: „Alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude. Darnach aber wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind". Als eine solche Züchtigung für die Sünden und Fehler der Völker oder der Fürsten, oder beider mag man den Krieg ansehen, so wird man ihm sogar eine hohe Aufgabe in der Hand der Vorsehung zuschreiben müssen.

In dem bekannten Briefe vom 1. Dezember 1880, durch welchen Graf Moltke die Uebersendung eines Handbuchs für Völkerrecht beantwortete, sagt der große Stratege, nachdem er den ewigen Frieden für einen Traum und nicht einmal einen schönen Traum erklärt hat, geradezu: „Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung." Das können wir gelten lassen insofern damit die nach Eintritt der Sünde in die Welt zur Abwehr derselben und ihrer Wirkungen im Völkerleben von der göttlichen Weltregierung benutzten Mittel gemeint sind. Wie der Allerhöchste in seiner Barmherzigkeit oft auch aus Bösem Gutes werden läßt, so benutzt er auch den Krieg zur Förderung großer, wichtiger und heilsamer Zwecke im Leben der Nationen. So wird man es wohl auch zu verstehen haben, wenn Graf Moltke in der Erwiderung auf einen gegen sein erstes Schreiben gerichteten Angriff sagt: „Für Sie ist der Krieg ein Verbrechen, für mich ist er das einzige Mittel, den Wohlstand, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Landes zu begründen." Daß Graf Moltke dies aber nur für bestimmte Fälle der Noth gemeint haben kann, wenn nämlich diese Güter angegriffen und in ihrer Entwickelung durch mißgünstige Nachbaren behindert sind, folgt ganz deutlich aus dem gleich darauf folgenden Satz dieses Schreibens, wo er sagt: „Hoffen wir, daß mit der Civilisation, die in diesem Jahrhundert reißende Fortschritte macht, dieses richtige und einzige Mittel, welches Krieg heißt, immer seltener zur Anwendung kommt, aber es ist keinem Staat vergönnt, sich davon loszusagen." Gewiß nicht, weil eben die Conflikte mit den Nachbaren nicht gänzlich zu vermeiden sind. „Es kann der Beste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar

nicht gefällt.“ Und so gestaltet sich ja, wie das Leben des Einzelnen, so das Leben der Nationen zu einem Kampf um's Dasein, der ja heutzutage die Haupttriebfeder bei Entstehung der höher entwickelten Arten von Geschöpfen aus niedern sein soll. Etwas Aehnliches sagt auch Moltke in dem letzterwähnten Schreiben: „Selbst das menschliche Leben, das Leben der ganzen Natur ist ein ewiger Kampf der Gegenwart um die Zukunft; die Einheit der Völker kann nicht anders befestigt werden.“

In solchem erhabenen Zweck, der nicht nur des Schweißes, sondern auch des Blutes der Edlen werth ist, liegt doch nun aber offenbar ein ideales Moment, ein Zug der Poesie im Kriege, namentlich wenn die dadurch erstrebte Einheit und Stärke der Nation zugleich, wie das meistens der Fall sein wird, verbunden ist mit einem muthigen Eintreten für ihre Ehre, um deren Vertheidigung es sich in den meisten Kriegsfällen auch mit handelt. Und da hat der Dichter ohne Zweifel wieder Recht, wenn er sagt: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.“ Eine ehrlose, verachtete Existenz einer Nation kann unmöglich eine glückliche, unmöglich eine Gott-gewollte sein, und so muß für die Ehre wie für die Einheit und Freiheit seiner Nation einzutreten, sein Schwert dafür zu ziehen und sein Leben zu lassen, jedem Jüngling und jedem Mann ein großer, erhabener, idealer Gedanke sein. So kann Einer mit Moltke vollkommen davon überzeugt sein, daß „jeder Krieg, selbst der siegreichste, ein Landesunglück ist; keine Entschädigung an Gebiet oder Geld kann die vielen Menschenleben und die Trauer der Familien ersetzen;“ und es kann dabei doch der Einzelne, in dessen Jugendzeit ein nationaler Krieg um die höchsten Güter seines Volkes fällt, sein Schicksal preisen, daß er nun auch für deren Erhaltung und Förderung etwas thun, sein Leben einsetzen und nachher sagen kann: „Und wir, wir tapfere Degen, wir waren auch dabei.“ Sagt doch selbst Luther: „Sehe ich den Krieg an als ein Ding, das Weib, Kind, Haus und Hof, Gut und Ehre schützt und Friede damit erhält und bewahrt, so ist es eine gar köstliche Sache.“

So ist denn der Krieg gewiß, wenn auch zunächst im Allgemeinen eine Folge der Sünde der Menschheit, so doch in vielen Fällen eine nationale Pflicht, deren entschlossener Erfüllung engherzig aus dem Wege zu gehen sowohl für den Leiter eines Staates, als für seine einzelnen Angehörigen ein unverantwortlicher Fehler sein würde. Denn der Staat, das Vaterland und ihr persönlicher Inbegriff, der von Gott berufene Leiter ihrer Schicksale, hat ohne Zweifel ein Recht an das Leben des Einzelnen, wenn das Heil des Ganzen es gebieterisch fordert, und die Erhaltung, Förderung und Mehrung der höchsten Güter einer Nation gilt gewiß mehr, als die Lebens-Erhaltung ihrer Glieder. Die glückliche Zukunft eines Volkes steht höher, als das Glück und das

durch keinen Trennungsschmerz gestörte, gemüthliche Zusammenleben aller einzelnen Familien. Dieses muß also für jenes im Nothfall geopfert werden, und der Krieg ist da anzusehen wie eine schmerzhafte, aber heilsame Operation, die zur Gesundheit und Erhaltung des ganzen leiblichen Organismus auch den Schmerz nicht in Anschlag bringen und des einzelnen Gliedes oft nicht schonen darf. Das Vaterland muß dabei auf alle seine Söhne rechnen können, und wird es immer dann thun können, wenn der Krieg wirklich als eine unabweisbare Nothwendigkeit, als eine Nothwehr erscheint, zu der stets jeder bereit sein wird. Wie schön sagt in der Beziehung Geibel:

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemuth mit scharfem Hieb
Dem Trotz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt Gericht
Auf Leben und auf Tod,
Und wenn die Noth nicht Eisen bricht,
Das Eisen bricht die Noth!

Der Krieg gestaltet sich so zugleich zu einem ernsten und sicheren Prüfstein, wie für den Charakter, die sittliche Energie und Selbstverleugnung des Einzelnen, so für die nationale Kraft, den ethischen Werth und die ureigene Stärke und Tüchtigkeit eines Volkes überhaupt, und darin liegt ohne Zweifel etwas Ideales. Treffend schreibt W. Arnold (Deutsche Vorzeit, Gotha 1880): „Der Krieg ist zu allen Zeiten der schönste Maßstab für die nationale Kraft, denn die Kriegsführung eines Volkes wird in erster Linie durch seine Kriegstüchtigkeit bedingt. Die Kriegstüchtigkeit ist aber nur der äußere Ausdruck seiner moralischen Kraft und Gesundheit .... Darum zeigt der Krieg wie viel ein Volk werth ist, von ihm allein hängt die Stellung ab, welche es in der Geschichte einnimmt, der größere oder geringere Einfluß, den es auf andere Völker ausübt, seine Erhebung und Macht wie sein Verfall und Untergang. Was hilft aller Handel und Gewerbefleiß, aller Wohlstand und Reichthum, alle Kunst und Wissenschaft, wenn das Volk sie nicht zu schützen und die nationale Selbstständigkeit zu behaupten weiß?"

Wer wollte die ernste Wahrheit, die in diesen Sätzen liegt, verkennen? Damit ist denn aber ohne Zweifel für die ideale Bedeutung des Krieges im Leben eines Volkes viel gesagt. Und wenn der Dichter Recht hat zu singen: „Im Felde, da ist auch der Mann noch was werth, da wird auch die Kraft noch gewogen," so gilt das eben auch von dem ganzen Volke. „In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich recht." Im Kampfe zeigt es erst, was es ist, da wird seine Kraft gestählt und bewährt, und das ist etwas Wichtiges. Wohl muß es uns,

um Großes mit Kleinem zu vergleichen, als eine jugendliche Verirrung erscheinen, wenn manche Studentenverbindungen neue Mitglieder erst zulassen, nachdem sie einige Male im Zweikampfe sich bewährt und Muth gezeigt haben, und doch liegt ein gewisser Sinn darin, daß man die jugendliche Kraft und Mannhaftigkeit erprobt sehen will in muthiger Handhabung der scharfen Waffe, wobei man dem Gegner mit offenem Visir Mann gegen Mann gegenüber steht. Zu einer viel ernsteren Bewährung des Muthes und der Kraft, eben besonders auch der Jugendkraft des Einzelnen wie der ganzen Nation, giebt doch nun aber ein für deren Freiheit, Ehre und Selbstständigkeit geführter Krieg Anlaß.

Die Energie und das Selbstbewußtsein eines Volkes wird aber durch denselben nicht bloß erprobt und bewährt, sondern wesentlich auch gehoben und gesteigert. Deshalb können (sagt W. Arnold weiter) „aufsteigende Völker im Krieg nur gewinnen, sinkende nur verlieren, denn er ist nicht nur der sicherste Maßstab, sondern unter normalen Verhältnissen auch ein Haupthebel der nationalen Kraft. So paradox es klingt und so niederschlagend es für das Gefühl menschlicher Würde sein mag, er ist jederzeit so lange es eine Geschichte giebt, das nothwendige Uebel gewesen, das vielleicht am wirksamsten zur Entfaltung und Ausbreitung der Cultur beigetragen hat; nichts befördert so sehr den Verkehr der Völker unter einander, nichts stählt und hebt in gleichem Maß die nationale Kraft, wie er, aber nichts verzehrt sie auch rascher wie er, wenn die sittlichen Grundlagen einmal in's Wanken gekommen sind."

Gewiß das ist einleuchtend: ist eine Nation schon im Niedergehen und sittlichen Versinken, dann kann und wird ja der Krieg auch zu keinem glücklichen Resultat führen, und er richtet sie ebenso rasch zu Grunde, als er im anderen Falle einem auf fester moralischer Grundlage fröhlich und frisch sich erhebenden Volksgemeinwesen die wesentlichste Förderung bietet, wie ein befruchtender Gewittersturm und Regen im Frühling. Mit der christlichen Kirche war es ja auch so. Der Krieg bis auf's Blut, mit dem das Heidenthum sie in ihrem ersten, morgenfrischen Aufblühen Jahrhunderte lang bedrängte, konnten ihr nur förderlich sein, bewahrte sie vor Zwietracht, vor Verirrung und Verweltlichung, die später nur zu bald eintrat, und befestigte sie in der Treue des Glaubens und in der Arbeit der Liebe. So wurde das Blut der Märtyrer nur der Same der Kirche.

In ähnlicher Weise erfuhren namentlich auch die alten Germanen, als sie noch im ersten Aufsteigen begriffen waren, den fördernden Einfluß des Krieges. „Der Krieg zeigte die ganze Fülle ihrer jugendlichen Kraft und Gesundheit, alle die glänzenden Eigenschaften ihres Charakters: Muth, Kühnheit, Todesverachtung, Treue, Ritterlichkeit, Großmuth. Und zugleich ist er es gewesen, der alle diese Tugenden erst recht ent-

wickelt und zur Reife gebracht, die nationale Kraft geweckt und gesteigert und, was vielleicht das Merkwürdigste ist, das Volk sogar civilisirt hat." (Arnold). Dieselbe Erscheinung zeigten aber auch schon die Israeliten als sie, aus der egyptischen Dienstbarkeit herausgerettet, zum Volke sich entwickelten und das Land der Verheißung eroberten, zeigen die Griechen in ihren Kämpfen mit den orientalischen Despoten, zeigen die Römer in der Zeit des Aufblühens der Republik, bis sie nachher, durch ihre Erfolge verwöhnt, stolz und üppig geworden waren, in Sittenlosigkeit, Blutdurst und Grausamkeit versanken und innerlich versumpft im Kampf mit den christlich gewordenen germanischen Völkerstämmen zu Grunde gehen mußten.

Aber das Schwert des Kriegsgottes ist doch immer ein zweischneidiges. Wie der Orakelspruch, der den Crösus in den Kampf trieb, doppelsinnig nicht vorher sagte, ob das Reich, dessen Zerstörung sein Zug bewirken sollte, sein eigenes oder das des Feindes sein werde, so ist ja in jedem Krieg für jede Nation nicht nur der entgegengesetzte Erfolg möglich: Sieg oder Niederlage, Erhebung oder Fall, sondern er regt auch die entgegengesetzten Eigenschaften auf, nicht nur die guten, sondern auch die schlechten. Auch alle Fehler, Schwächen, Verkehrtheiten des Volkes treten in gesteigertem Maße hervor und können ihm den Untergang bereiten, wenn sie stärker sind und intensiver als seine Tugenden. So führen gewissermaßen die ethischen Mächte in einer höheren geistigen Sphäre ihren Kampf auf Leben und Tod, um Sein oder Nichtsein einer Nation, während hier unten mit dem Schwerte die ehernen Loose geworfen werden. Es ist so gewissermaßen ein Doppelkampf, der geführt wird, ein realer und ein idealer, ein leiblicher und ein geistiger, ein strategischer und ein sittlicher. Diese sittlichen Mächte sind wie die feurigen Rosse und Wagen, von denen im 2. Buch der Könige berichtet wird, daß der Knabe des Propheten Elisa sie für Israel eintreten sah, als die Aramäer Dothan belagerten. Und jeder kriegerische Zusammenstoß ist eine Doppelschlacht, wie die der Hunnen auf den katalaunischen Feldern, bei der die Seelen der Gefallenen in den höheren Regionen den Kampf mit einander noch fortsetzten.

Daß aber die Entscheidung in diesem inneren Kampfe zwischen sittlicher Größe und Kraft und moralischer Entartung, zwischen hoher Geistesmacht und niedriger Schwäche auch auf den Ausgang des äußeren Kampfes den entschiedensten Einfluß hat, liegt auf der Hand. Mag derselbe sich vielleicht nicht stets in jedesmaligem Einzel-Sieg oder Niederlage bekunden, was ja oft von rein äußerlichen zufälligen Dingen abhängig ist, so doch sicherlich in dem dauernden Erfolg und schließlichen Ausgang des kriegerischen Unternehmens. Das zeigt die Geschichte vielfach. So lange der Bann von Achans Raube auf Israel lag, konnte ihm Gott

keinen Sieg verleihen, sondern es floh vor den Männern von Ai bis der Bann gelöst und der Gottvergessene Dieb gesteinigt worden war. Und als die Kreuzfahrer bei der Eroberung Jerusalems 1099 ein so grausames Blutbad angerichtet hatten, in welchem 70000 Muhammedaner fielen und die unglücklichen Juden in ihrem Tempel verbrannt wurden, da half ihnen die fromme Wallfahrt im Büßeraufzuge zum heiligen Grabe nichts, das christliche Königreich Jerusalem konnte sich doch nicht befestigen, denn ihm fehlten die sittlichen Grundlagen und die höhere moralische Kraft stand ihm nicht zur Seite.

Als dagegen vor 12 Jahren Deutschland und Frankreich gegen einander in's Feld zogen, schrieb König Wilhelm einen allgemeinen Landes-Buß- und Bettag aus, indem er erklärte, daß er von Jugend auf vertrauen gelernt habe, daß an Gottes gnädiger Hülfe Alles gelegen sei und er von ihm für die gerechte Sache auch jetzt den Sieg erhoffe. Auch bestimmte er, daß während des Krieges in dem Kirchengebet Gott um die Gnade angerufen werde, daß er es uns gebe, auch gegen unsere Feinde uns als Christen zu verhalten. Napoleon III. dagegen erinnerte stolz und kalt seine Soldaten daran, daß sie in Deutschland die Spuren ihrer siegreichen Vorfahren finden würden, womit doch wohl nur die durch die früheren französischen Raubkriege in der Pfalz und anderswo zerstörten Burgen, Schlösser und Städte gemeint sein konnten. Wie sehr der Ausgang dieses furchtbaren Ringens der beiden Nationen den hierin und in so vielen anderen Erscheinungen sich bekundenden beiderseitigen sittlichen Grundlagen entsprochen hat, weiß Jedermann.

In diesem innigen Zusammenhang des Krieges und seines Ausganges mit dem ethischen Fundamente des Volkslebens zeigt sich nun ganz besonders die ideale Seite desselben. Die Ursache *warum*, sowohl als die Art und Weise, *wie* er geführt wird, stehen unter dem Einfluß dieser höheren sittlichen Mächte. Und hiernach will der Krieg beurtheilt sein. Mit einem bloßen Lamentiren gegen ihn als das größte Uebel und gegen seine tausendfachen Nothstände als grausam und barbarisch, ist die Sache nicht abgemacht. „Man muß den Krieg mit einem männlichen Auge ansehen, schreibt Luther, und darf nicht nur denken, welche große Plage er sei, sondern auch daran, welcher großen Plage mittels des Krieges ein Ende gemacht werden soll." Und weiter: „Das Kriegführen ist freilich eine schlimme Sache und wird da weder geschont Leib noch Gut des Nächsten. Aber es ist doch zuweilen nöthig, wenn man sich nicht anders vertheidigen kann, und es mögen es *die* verantworten, die ihn führen, und zusehen, ob sie nicht Schuld sind an so vieler Leute Blut. Sehe ich den Krieg an als ein Ding, das Weib und Kind, Haus und Hof, Gut und Ehre schützt, so ist es eine gar köstliche Sache. Ist es aber auf etwas anderes abgesehen, so ist Krieg ein Ungeheuer,

das die Menschen umsonst verzehret und der Rache und Erbitterung preisgiebt." Ueber die Weise des Verhaltens im Kampf sagt er dann weiter: „Wiederum wollte ich nur denen rathen, die in den Krieg gehen, das Leben des Nächsten so viel als möglich zu schonen und nicht eine Lust daran zu haben, wenn recht viele Menschen umsonst verzehrt werden, noch weniger grausam zu rauben und zu plündern."

Aber auch von diesen Einzelnheiten abgesehen, ist, was die Kriegführung im Allgemeinen betrifft, dieselbe ein Prüfstein für die sittliche Kernhaftigkeit und für die Höhe der Cultur und Bildung eines Volkes in jeder Beziehung, selbst auch im Hinblick auf deren technische Seite. Es lag etwas Richtiges in der freilich sehr einseitig gefaßten Rede vom Jahr 1866, die Schlacht bei Königgrätz hätte der preußische Schulmeister gewonnen. Daß sie ein Sieg war der allgemein geförderteren sittlichen und intellektuellen Bildung des preußischen Volksheeres, dem jeder, der Gelehrte wie der Ungelehrte, der Künstler wie der Tagelöhner, der Reiche wie der Arme angehört, ist ja nicht in Abrede zu stellen. Und die ganze Haltung und Leitung des Heeres in allen äußeren und inneren Angelegenheiten, vor, während und nach dem Kampfe, beruht doch durchaus auf der nationalen Befähigung und Tüchtigkeit eines Volkes überhaupt. Im Kriege bewährt und „entfaltet es seine materiellen, geistigen und sittlichen Hülfsmittel in ihrer wahren Größe. Taktische Kunst und Disciplin geben erst in zweiter Linie den Ausschlag, und wie sie selbst wieder nur das Produkt nationaler Fähigkeiten und Tugenden sind, so weiß ein kriegstüchtiges Volk sich dieselben im Kampf mit einem geübteren Gegner so weit es nöthig ist, bald zu eigen zu machen."

So ist denn auch das Verhalten der einzelnen Kämpfer im Kriege ein Maßstab für die Stufe der Sittlichkeit und Cultur, die ein Volk erstiegen hat, sowie für seine religiösen Grundsätze. Welch' ein himmelweiter Unterschied zwischen einer Kriegführung heidnischer Volksstämme, die ihren Göttern zu Hunderten ihre gefangenen Feinde meinten opfern zu sollen und dann aus den Schädeln der Schlachtopfer tranken, und der Kriegführung christlicher Nationen von heute, die des gefangenen Feindes Leben schonen und seine Verwundeten mit derselben Sorgfalt und Treue pflegen, als die eigenen! Diese edlere sittliche Haltung im Krieg muß sich von selbst ergeben als Resultat der höheren Cultur und Religion eines Volkes. Kriegsgesetze, und wenn sie noch so sorgfältig international vereinbart und beschworen wären, können das nicht erzwingen. „Der rechte Erfolg, sagt Moltke treffend in seinem vorerwähnten ersten Brief, kann nur entspringen aus der religiösen und sittlichen Erziehung jedes Einzelnen, aus dem Ehrgefühl, aus dem Gerechtigkeitssinn der Führer, die sich selbst das Gesetz auferlegen und sich demselben fügen, soweit es die normalen Umstände des Krieges gestatten. Dabei

muß man anerkennen, daß der Fortschritt der Menschheit in der Art der Kriegführung wirklich aus einer allgemeinen Milderung der Sitten hervorgegangen ist. Man vergleiche nur die Schrecken des 30jährigen Krieges mit den Kämpfen der heutigen Zeit." Und man vergleiche, das gestatten wir uns hinzuzufügen, im 30jährigen Kriege selbst wieder die Kriegführung des schwedischen Heeres, so lange sein frommer König Gustav Adolf lebte, mit der der anderen Armeen und der schwedischen selbst nach seinem Tode.

Wie nun religiöse Gesinnung und sittliche Haltung eines Volkes die Art und Weise seiner Kriegführung bestimmen, so wirkt seine moralische Kraft und sein guter Glaube an den Sieg der gerechten Sache gewiß auch auf den Erfolg der einzelnen Schlacht wie der ganzen Unternehmung überhaupt ein. Frisch und im Vertrauen auf Gott gewagt, ist halb gewonnen, aber ein Verzweifeln an seiner Sache, und ihrem endlichen Sieg ist so gut wie eine Niederlage vor dem Beginn des Kampfes. Wer eine Schlacht verloren giebt, der hat sie verloren. Muth und Entschlossenheit sind die ersten Erfordernisse zum Siege, Furcht und Verzagtheit die gefährlichsten Feinde, die dem Krieger entgegenstehen können. Daher ließ Gideon im Kampf wider die Midianiter von den 10,000, die sich gestellt hatten, Alle, die verzagt waren, ruhig wieder nach Hause gehen und richtete mit einem kleinen Häuflein Tapferer mehr aus, als die Massen seiner Feinde, denen er Furcht einzujagen wußte. Friedrich der Große sagt: „Siegen heißt vorrücken." Wer ist aber derjenige, der vorrückt? Der, dessen Gewissen und feste Haltung die Andern weichen macht."

Hierbei kommt es nun offenbar auf jeden Einzelnen an. Jeder muß seinen Mann stehen im Felde. Da tritt kein Andrer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein. Und wie Einer den Andern durch seinen Muth entzünden und durch seine Entschlossenheit fest machen kann, so kann Einer auch durch seine Furcht die Andern mit fortreißen zur Flucht. Die Furcht ist ein Dämon von verhängnißvoller Macht, und sie hat eine ansteckende Wirkung, wie kaum etwas anderes. Als erst Einer in der Schlacht bei Waterloo den Ruf: sauve qui peut ausgestoßen hatte, war kein Halten mehr in den Reihen der Franzosen, und dem deutschen Heere war der Sieg gesichert.

Und wie der Krieg, wenn er ein glückliches Ende nehmen soll, diesen edlen Muth, diese Entschlossenheit, Energie und Tapferkeit, Hingabe und Selbstverleugnung, festen Willen und Selbstvertrauen bei dem Einzelnen fordert, so ist auch nichts so geeignet, den Menschen zu diesen Tugenden zu erheben, als grade der Krieg. Insofern übt er, und das ist nicht die unschätzbarste ideale Seite an ihm, eine veredelnde, erhebende Wirkung auf den Charakter des Einzelnen, erzieht ihn zu

höheren Zielen und hebt ihn über sich selbst hinaus. Moltke rühmt in seinem mehr erwähnten ersten Briefe, indem er den Krieg als ein Element der von Gott eingesetzten Weltordnung bezeichnet, von ihm: „Die edelsten Tugenden des Menschen entwickeln sich darin, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit. Der Soldat giebt sein Leben. Ohne den Krieg würde die Welt versumpfen und sich im Materialismus verlieren."

Das hat doch nun aber längst vor ihm in seiner Weise unser großer Schiller in seiner „Braut von Messina" auch schon gesagt, indem er den einen Chor die poetische ideale Seite des Krieges mit den bekannten schönen Worten rühmen läßt:

Aber der Krieg hat auch seine Ehre,
Der Beweger des Menschengeschicks;
Mir gefällt ein lebendiges Leben,
Mir ein ewiges Schwanken und Schwingen und Schweben
Auf der steigenden, fallenden Welle des Glücks.
Denn der Mensch verkümmert im Frieden;
Müßige Ruh ist das Grab des Muths.
Das Gesetz ist der Freund des Schwachen,
Alles will es nur eben machen,
Möchte gern die Welt verflachen.
Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Und dieser Muth muß und wird sich namentlich auch als kühne, männliche Todesverachtung zeigen. Man kann es doch eigentlich als Gipfel des Idealismus bezeichnen, für das Heil des Ganzen als Einzelner sich zu opfern und sein Leben für einen großen Zweck freudig hinzugeben. Der kleinliche Mensch in einer kleinen Zeit kann sich das nicht vorstellen; er kommt leicht dazu, das Leben für der Güter höchstes zu halten. Aber im Krieg verliert der Mann diese selbstsüchtige Werthschätzung des eigenen Lebens. Er erkennt, daß der Uebel schlimmstes die Schuld, auch die Schuld der Feigheit ist, und daß ein Leben um diesen Preis, den Preis verlorener Ehre erkauft, keinen wahren Werth mehr hat. Und so wird der Mensch zu der Opferfreudigkeit erzogen, die Leben und Lebensgenuß, Gesundheit und gerade Glieder, Heimath und Familie, Glück und Freude, Gegenwart und Zukunft freudig und willig hingiebt, um für das Vaterland einzutreten und für die erhabenen Ideen von Recht und Freiheit, Selbstständigkeit und Größe, weltgeschichtliche Aufgabe und Zukunft der Nation zu leiden und zu streiten, zu ringen und zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben, vielleicht auch beides. Und das ist namentlich einer selbstsüchtigen materialistischen Gesinnung und Zeitrichtung gegenüber, die Alles an das Leben und seinen kurzen Genuß setzt, ein

hoher Idealismus, das ist Charaktergröße, das ist Poesie, das ist, wenn man es recht verstehen will, auch Glaube und Religion.

Und so sind denn Glaube und Religion auch diesem tapferen Mannes- und Kriegermuthe zu allen Zeiten zu Hülfe gekommen. Den im freudigen Kampfe für eine gute Sache Gefallenen sind bei den Griechen und Römern die Hallen Elysiums, bei den Germanen die Thore Walhallas, wohin die Walküren die Gefallenen tragen, bei den Muhamedanern die Pforten des Paradieses immer offen gewesen, und der Koran sagt gradezu: „Wer in der Schlacht fällt, fällt sündlos, am Tage des Gerichts schimmern seine Wunden wie Purpur und duften wie Moschus." Und wenn nun auch die Bibel der Christen einen solchen Ausspruch nicht enthält, so hat doch der fromme christliche Soldat sich zu aller Zeit, wenn er treu seine Schuldigkeit that, des Beistandes Gottes im Leben und seiner Gnade und Barmherzigkeit im Tode vertröstet. Und wenn unsere Soldaten beim Beginn des Krieges in der Heimath und während desselben im Felde zu Hunderten und Tausenden sich zum Genuß des heiligen Abendmahls drängten, so thaten sie das in der demüthigen Hoffnung und dem Glauben, daß Gott ihnen ihre Sünden vergeben und ihrer Seele gnädig sein werde, wenn sie urplötzlich im Gewühle der Schlacht sollten von hinnen müssen.

Was kann aber auch den Krieger mehr beruhigen im Kampf, als daß er seine Seele Gott befiehlt, in dessen Hand Leben und Schicksal des Einzelnen in jedem Augenblick so sichtbarlich steht. Ebenso aber auch der Ausgang des Krieges und der Erfolg der Kämpfe. Das Loos der Schlachten ist das Urtheil Gottes und ist die Fügung Gottes. Das hat auch unser Kaiser Wilhelm noch bei Beginn des letzten Krieges so klar und deutlich ausgesprochen, daß von Gott allein Sieg und Niederlage komme und Alles in seine Hand zu stellen sei. Und man kann sagen, daß diese Gotteshand dem Menschen kaum irgendwo und irgend wann mehr erkennbar und fühlbar ist, als gerade im Kriege.

Treffend sagt Klopstock in einer sonst nicht durchweg anzuerkennenden, wider die kriegerische Abwehr der französischen Revolution gerichteten Ode: der Freiheitskrieg:

Sterbliche wissen nicht, was Gott thun wird, doch gewahren
Sie, wenn große Dinge geschehen,
Jetzt sein langsames Wandeln, jetzt donnernden Gang der Entscheidung,
Der mit furchtbarer Eil es vollbringt.

Diese Entscheidung bringt dann dem Einen das göttliche Mene Tekel: Gezählt, gewogen und zu leicht befunden, während der Andere zu Sieg und Ruhm geführt wird. Der Ausgang der Schlachten steht in Gottes Willen. Trotz aller Strategik und kriegerischen Technik, trotz aller Umsicht und Vorsicht der Führer und aller Tapferkeit und Aufopferung

der Geführten ist der Verlauf eines Kampfes doch immer von so manchen nicht vorhergesehenen und nicht vorher zu sehenden Umständen abhängig, daß der Mensch da der höheren Macht und Fügung gegenüber mehr als sonst in seiner Nichtigkeit und Ohnmacht erscheint und sich ganz dem erhabenen Willen, der über ihm waltet, unterworfen fühlt. Und hierin liegt gewiß wieder besonders ein idealer Zug des Krieges, durch den der Mensch so unmittelbar von der Erde zum Himmel emporgezogen wird und in der Kriegsnoth beten lernt.

Es offenbart sich uns in jeder kriegerischen Entscheidung der Gott in der Geschichte, welcher seinen heiligen Willen mit den Völkern der Erde und ihren Fürsten zumeist doch eben im Kriege durch Siege oder Niederlagen ausführt. Indem er die Wagschale der Schlachtentscheidung in der einen Hand hält, führt er in der andern das Schwert der Gerechtigkeit. Denn wie in dem Resultat des Kampfes das Urtheil Gottes sich ausspricht, erweist sich zugleich im weitern Zusammenhang die Weltgeschichte, die doch größtentheils Kriegsgeschichte ist, als das Weltgericht. So manifestirt sich namentlich das Wirken der göttlichen Vorsehung in den großen Bewegungen des Völkerlebens, in den mächtigen Wogen, welche in den gewaltigen Kriegs- und Eroberungszügen der Nationen erscheinen. Diese müssen doch gewiß im Besondern für providentiell gelten, schon weil durch sie die Weltgeschichte auf Jahrhunderte hinaus bestimmt wird. Große Kriegs- und Eroberungszüge haben dann auch immer ihre eminente kulturhistorische Bedeutung, und es liegt ein ideales Moment darin, daß durch dieselben fremde und ferne Stämme und Völker einander nahe kommen und zu einer Verbindung und Vermählung ihrer nationalen Culturgestaltung veranlaßt sind. Dadurch werden einmal so viele Ecken und Einseitigkeiten auf beiden Seiten abgeschliffen und Schäden gehoben, zugleich aber auch werden für den Untergang reife Völker der Vernichtung überliefert, die kräftigeren und frischen Stämme dagegen erhalten und gerettet, in eine bessere Lage gebracht, mit frischem Lebenssaft durchdrungen und ihrer welthistorischen Bestimmung zugeführt.

Solche Bedeutung hatten ohne Zweifel die Züge der alten Dorier nach Griechenland, der Hellenen nach Troja, Alexanders des Großen nach Persien und Indien, Cäsars nach Gallien und Germanien, der deutschen Kaiser nach Italien, der Kreuzfahrer nach dem Orient. Und wie sind z. B. namentlich die letzteren, indem sie die wunderbare Sehnsucht der Abendländer nach dem in märchenhaftem Zauberglanze vor ihnen liegenden Lande des Aufganges zu dem Grabe des Erlösers befriedigten, im Einzelnen so reich gewesen an poetischen Zügen und haben für Literatur und Kunst, für Wissenschaft und Leben, für Handel und Wandel der Deutschen wie der Franzosen und Engländer die umfassendste

Bedeutung gewonnen! Aber selbst auch die Kriegszüge Napoleons nach Egypten, nach Italien, nach Deutschland, nach Rußland haben dazu dienen müssen, bei all' diesen Völkern manchen alten Zopf abzuschneiden, die auf den Lorbeeren ihrer Vorfahren und deren großer Fürsten eingeschlafenen Völker aufzurütteln und in die verrotteten militärischen und bürgerlichen, rechtlichen und territorialen, Gesellschafts- und Lebens-Verhältnisse in unserem Vaterlande neuen Geist, neues Leben zu bringen.

Wenn nun diese tiefere poetische und culturgeschichtliche Bedeutung des Krieges eine mehr unbewußt sich geltend machende, als von irgend einer Seite direct gewollte ist, so liegt schon mehr Absicht in einem Kampfe, der, wie der letzte Franzosen-Krieg, von dem mehr oder weniger klaren Gefühl aus unternommen wurde, von einem anderen Volk in der nationalen Cultur- und Geistesentwickelung überholt und in der bisher mit mehr oder minder Recht in Anspruch genommenen Stellung an der Spitze der Civilisation eines Welttheils ernstlich bedroht zu sein. Es liegt in solchem Kampf um den Vorrang auf dem Gebiet des nationalen Lebens und der geistigen Bildung in einem großen Völkercomplex auch ein idealer Zug, freilich nicht so, wie wenn der Krieg für die höchsten Güter des Menschen, für Freiheit und Recht oder gar für Glauben und Religion geführt wird. So unnatürlich und widersinnig es in letzterer Hinsicht ist, um einer Religionsverschiedenheit willen einen Krieg anzufangen und in Glaubensfragen mit dem Schwerte entscheiden zu wollen, so hochpoetisch ist es dennoch, wenn ein Volk, um seine Glaubens- und Gewissensfreiheit zu vertheidigen, sein Leben und irdisches Gut, sein Glück und seine Ruhe einsetzt. Sind jene idealen Güter doch wahrlich wohl werth, daß diese äußeren daran gewagt werden, denn das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel schlimmstes aber ist die Schuld, auch die der Untreue in Glaubenssachen.

Und wie wirkt ein Krieg, der für die idealen Güter einer Nation geführt wird, so gewaltig auf das Volk im Ganzen und auf den Einzelnen im Volke sittlich erhebend ein! Denken wir an die mächtige Bewegung der Gemüther, an die glühende Begeisterung und das gewaltige lebendige Treiben in unserm Vaterlande beim Beginn des letzten deutsch-französischen Krieges, so wie namentlich auch zur Zeit der Befreiuungskriege. Da waren wirklich Alle und Alles, wie Schiller sagt, „zum Ungemeinen erhoben"; Jeder besann sich auf seine Kraft, auch der Feige ward hingerissen von der allgemeinen Kampfesfreudigkeit und schämte sich daheim zu bleiben. Alle eigenen Interessen, alle anderen selbstsüchtigen Triebe traten zurück vor dem großen gemeinsamen Ziele, den Schimpf zu rächen und mit dem alten Erbfeinde gründlich abzurechnen. Darob ward selbst die alte Zwietracht und Eifersüchtelei vergessen, die sonst die deutschen Stämme und ihre Fürsten trennte, und Jeder war bereit, für die große

Sache des Vaterlandes große Opfer zu bringen. Wer wollte läugnen, daß das bei all den tausend prosaischen Einzelnheiten und Umständlichkeiten, die mit einer Mobilmachung verbunden sind, doch ein poetisches Treiben war. Die ganze Nation befand sich in ideal gehobener Stimmung, wie denn überall auch die alten Kriegs- und Kampfeslieder gesungen und neue Weisen und Klänge erfunden und erdacht wurden, die fröhlich wie Lerchengesang im Mai, trotz dem schweren Ernst der Zeit, von einem Ende des Vaterlandes zum anderen erklangen und einen neuen großen Völkerfrühling verkündeten.

Suchen wir nun nach den drei Hauptarten der Dichtkunst: der epischen, lyrischen und dramatischen, die Poesie des Krieges noch etwas näher ins Auge zu fassen.

Das lebendige, regsame, vielgestaltige Treiben in einem Volke vor einem Kriege und während desselben weist uns offenbar auf die epische Poesie hin. Handlung, That, Leben, Bewegung ist alles, und wenn sonst wohl bei sehr langem Frieden Zeiten theilweiser Versumpfung eintreten können, ändert der Krieg das plötzlich. Die Wogen des Volkslebens werden vom tiefsten Grunde aus aufgeregt. Es zieht ein Hauch frischer Thatenlust und Thatkraft durch alle Stände, und Alt und Jung drängt sich herbei, um an dem großen Werke mit Theil zu nehmen. Mit den Männern wetteifern die Frauen und Mädchen, deren viele, wie Körner es so treffend ausdrückt, es beklagen, daß ihnen des Kampfes kühne Wollust fehlt. Aber dafür sind alle nur desto thätiger, um die Ausziehenden mit allem Nöthigen zu versorgen, im Felde die Verwundeten mit Todesverachtung zu pflegen und daheim die zurückkehrenden Matten und Kranken zu erquicken, um sie womöglich wieder zum Kampfe zu befähigen. Dabei werden dann keine Opfer an Geld und Gut gescheut und alle sind bereit, Gold und Geschmeide, und was sie sonst haben, auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Denn wer sollte sich nicht gern alle Opfer auferlegen und allen Entbehrungen freudig sich unterziehen, um der höheren patriotischen Zwecke willen, denen gegenüber alles eigennützige, selbstsüchtige Treiben schwinden muß. Aber auch alle Vergnügungssucht, Eitelkeit, Putzsucht und dergleichen; da gilt das kräftige Wort von Emil Ritterhaus an die die deutschen Frauen:

Fort den Tand und fort den Flitter!
Wenn das Vaterland zum Ritter
Jeden seiner Söhne schlägt,
Will's dem Weibe wenig passen,
Wenn es eitel auf den Gassen
Bunte Mode-Thorheit trägt.

Und gegen die Weichlichkeit, die etwa auch einen Theil der Männerwelt zur Fortsetzung eines schlaffen Genußlebens daheim in Essen und

Trinken, Spiel und Tanz verlocken möchte, indem sie die Hände feig in den Schooß legen, schleudert schon Körner 1813 sein zorniges

Pfui! über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.

Blicken wir aber von den heimischen Fluren hinaus in's Feld, wo die Schaaren der Helden im stattlichen Schmuck der Waffen zum Kampfe gerüstet stehen, so sehen wir überall das Dichterwort wahr werden:

Im Felde da ist doch der Mann noch was werth,
Da wird auch die Kraft noch gewogen.

Da erneuern sich, trotz Kanonen und Schießgewehren, doch dem Wesen nach die Kämpfe Homers, die Schlachten der altdeutschen Nibelungen-Helden, das Ringen um Sieg und Ruhm, wie es zu aller Zeit die edelsten National-Sänger begeistert und die herrlichsten epischen Gedichte geschaffen hat. Mögen die Waffen andere geworden sein und die Kampfesweise sich christlich humaner gestaltet haben, der Kampfesmuth und die Kampfesfreudigkeit, sowie seine heiligen Ziele: Freiheit und Recht, Ehre und Macht des Vaterlands, sind dieselben geblieben, ebenso wie die Sonne Homers auch unsern Kriegern noch lächelt und in ihren Waffen und Helmen sich spiegelt.

Und mag vielleicht bei den früheren Heldenkämpfen Auge in Auge und Mann gegen Mann mehr persönliche Tüchtigkeit, Kraft und Tugend sich entwickelt, mögen im Einzelnen mehr poetische Momente sich geltend gemacht haben, als in dem Massenfeuer großer, oft bis zur Unkenntlichkeit weit auseinanderstehender Fronten, so bietet der Krieg heutzutage doch noch vielfache Veranlassung zur Entwickelung persönlicher Tapferkeit und Tüchtigkeit; so namentlich beim Patrouillendienst, bei Vorpostenkämpfen, bei Reitergefechten, beim Sturm auf feste Plätze u. s. w. Und die Gelegenheiten, aufopfernden Mannesmuth, Entschlossenheit und Todesverachtung zu beweisen, sind keineswegs fortgefallen, wie die Kriege unserer Tage hinreichend dargethan haben. Ein rechter Epiker würde, wie in den großen Schlachten von heute, so in unseren Recognoscirungskämpfen, Zusammenstößen von Plänklern, Vertheidigungen von Fahnen, Eroberungen von Geschützen u. dgl., noch ebenso ergiebigen, durch und durch poetischen Stoff zur epischen Darstellung finden, als einst in alter Zeit Homer und Virgil, Ossian und die Barden, der Nibelungensänger und der des Parcival, die deutschen Volkslieder-Dichter und die französischen Troubadours.

Selbst auch an echt epischen Scenen grausiger und erschütternder

Art fehlt es in den Kriegen der Neuzeit nicht, und die Zeitungsreporter und Geschichtschreiber derselben bringen Schilderungen von Kampfes-Episoden und Situationen auf Schlachtfeldern, im Gefecht und nach demselben, von nächtlichen Lagerscenen und täglichen Recognoscirungen, wie sie der beste erzählende Dichter nicht anschaulicher und ergreifender ersinnen oder besingen könnte. — Manche, die dafür Auge und Sinn hatten, haben dabei auch das so lebendig wirksame Natur-Element mit berücksichtigt und einen Sonnenuntergang nach einer entscheidenden Schlacht, eine Mondnacht über einer blutigen Wahlstatt, einen Morgen vor einem verhängnißvollen Tage, ein Kampfgewühl, bei dem sich der Donner heranziehender Gewitterwolken mit dem der Kanonen, das Zucken der Blitze mit dem Aufleuchten des Gewehrfeuers mischte, in einer Weise dargestellt, daß jeder für die Wirkung solcher Naturspiele empfängliche Sinn davon aufs Tiefste ergriffen werden mußte. Oder denken wir an großartige welthistorische Momente, die in Zeiten gewaltiger Völkerkrisen häufig eintreten, wie die Waffenstreckung der französischen Armee bei Metz und Sedan, die Proclamation des deutschen Kaiserreiches in der alten französischen Königs-Residenz, die Parade des siegreichen deutschen Heeres auf den Longchamps vor Paris, der Einzug der deutschen Truppen in das halbzerschossene, aber glücklich wieder eroberte alte Straßburg, das schweigende Harren der Sturmkolonnen in den Laufgräben vor dem Beginn eines Männer mordenden Sturmes auf eine Festung, wobei auch das kühnste Männerherz, wie Schiller sagt, an die Rippen pocht; oder eine nächtliche Ueberfahrt, wie die der Preußen nach der Insel Alsen am 29. Juni 1864, die sang- und klangreichen Märsche in der Morgenfrühe der aufgehenden Sonne entgegen, die heimlichen stummen Züge in dunkler Nacht, die stillen Schleichpatrouillen in der Abenddämmerung, die einsamen Wachtposten an düsterm Waldessaume, die Bivouaks mit ihren durchaus originellen, oft urkomischen, oft tief tragischen, auch wohl tragikomischen Scenen: wie liegt in allem diesem so unendlich viel wahrhaft Poetisches! Es ist ja denn auch vielfach von Dichtern aller Zeiten zu soldatischen Volksliedern benutzt, z. B. in den bekannten: „Steh' ich in finsterer Mitternacht so einsam auf der der fernen Wacht", oder „Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst Du nit", oder „Morgenroth, Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod". Und wie schön singt Schenkendorf:

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde,
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth,

Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Hiermit sind wir aber schon von selbst auf das Gebiet der lyrischen Poesie hinübergeführt worden, und diese findet im Kriege und dem, was ihm vorangeht und folgt, gewiß ein nicht minder reiches Feld, als die epische. Denn es giebt wohl keine Begebenheit in der Geschichte der Völker, der Familien und der einzelnen Menschen, die so sehr alle Gefühle und Empfindungen des Herzens auf's Tiefste anregt und bewegt, als der Krieg: Haß und Liebe, Schmerz und Freude, Furcht und Hoffnung, Ehre und Schande, Angst und Vertrauen, Neid und Mitleid, Gottergebenheit und Gottlosigkeit, Todesfurcht und Todesmuth, Scheideweh und Wiedersehens Wonne, Zorn und Versöhnung, Rache und Vergebung, kurz alle guten und alle bösen Triebe und Regungen des menschlichen Herzens, alle edeln Empfindungen und alle Leidenschaften, alle Tugenden und alle Laster der Seele werden im Krieg und durch den Krieg in sonst nicht gewohnter Weise erregt. Es fühlt auch der Ruhigste sich lebhaft bewegt, der Bedächtigste wird mit fortgerissen, der Oberflächlichste zu ernstem Nachdenken gebracht, der Gottvergessenste lernt beten. Und in dieser tiefen Erregung des Gefühls, in diesem Aufgerüttelt-werden aus dem Schlaf der Kälte und Gleichgültigkeit, in diesem lebendigen Ergriffensein von anderen, viel höheren Ideen, als sie der gewohnte Gang des trägen Alltagsleben mit seinem Erwerben und Genießen, seinem Arbeiten und Ruhen, seinen Leiden und Freuden bietet, liegt etwas unmittelbar Poetisches. Unwillkürlich finden da die Gefühle und Empfindungen eines aufgeregten erhöhten Geistes ihren wahrhaften Ausdruck in tausend Liedern, und so bestimmt ja eben Göthe das Wesen der Poesie.

Und es sind grade bei nicht ganz verkommenen Menschen die höchsten und edelsten Regungen des Gemüths, die der Krieg belebt und anfeuert, oder, wenn sie erloschen waren, neu wieder entzündet: Vaterlandsliebe und Nationalbewußtsein, Königstreue und Bürgerstolz, Einheitsdrang und Gefühl der Zusammengehörigkeit der Stämme, der Geschlechter, der Familien aller von demselben Feinde Bedrohten, ferner Nächstenliebe und Wohlthätigkeitssinn, Selbstverläugnung und Aufopferungsfähigkeit. Besonders erregt werden die religiösen Empfindungen. Das Gefühl der Abhängigkeit von Gott und der Schuld vor ihm, der Trieb zum Gebete und die Dankbarkeit gegen den Herrn, wie werden sie im Kriege so lebendig! Und wie könnte es auch anders sein in einer Zeit, wo jeder nächste Tag über Sein oder Nichtsein eines Staates, über Leben oder Tod von Tausenden, über Glück oder Unglück von Millionen entscheiden kann, während das Loos der Schlachten fällt und der Allmächtige die eisernen Würfel lenkt!

Es ist ja, wie wenn mit der Kriegserklärung plötzlich ein ganz anderes Bewußtsein über die Menschen gekommen wäre. Die irdischen

vergänglichen Güter, nach denen sonst der Staubgeborne ringt, haben auf einmal ihren Werth verloren. Denn gelingt es nicht, den Feind aus dem Lande zu halten, wessen wird es sein, das man bereitet hat? Der Webstuhl ruht, die Hobelbank ist verlassen, die Pflugschaar wird mit dem Schwert vertauscht, Handwerker und Arbeiter ziehen in's Feld. Aber wenn sie auch schaffen könnten, sie können nichts verkaufen. Denn Handel und Verkehr stocken, und wer wird sich jetzt Etwas anschaffen oder bestellen, da er nicht weiß, ob er's wird gebrauchen können? Aber es tritt auch das Verlangen, Geld zu verdienen und zu erwerben zurück. Denn was nützen dem Menschen alle Schätze, wenn morgen die Kugel des Feindes seiner Laufbahn ein Ende setzt? Die Einbildung auf Titel, Würden und Ehren, an denen sonst so manches Herz hängt, ist auf einmal mit all den kleinlichen Zielen des Ehrgeizes geschwunden, denn was werden sie gelten, wenn der staatliche, der sociale Organismus, welchem man angehört, durch einen unglücklichen Ausgang des Krieges zertrümmert wird? Alle diese egoistischen Rücksichten und Absichten erscheinen in ihrer Geringfügigkeit und hören auf, wenn das Ganze, davon der Einzelne nur ein so verschwindend kleiner Theil ist, in Gefahr schwebt. Wenn der Boden der heimathlichen Erde Einem gleichsam unter den Füßen wankt, das Vaterland in Noth ist und es gilt, Alles an Alles zu setzen, dann sieht der Mensch Welt und Leben auf einmal mit ganz anderen Augen an. Die hohen idealen Güter treten in die ihnen gebührende Stelle: Recht und Gerechtigkeit, Treue und Wahrheit, Ehre und Freiheit, Glaube und ein gutes Gewissen, Vertrauen auf Gott und die Furcht des Herrn, die aller Weisheit Anfang ist. Wenn Alles auf dem Spiele steht: Kirche und Staat, Haus und Herd, Familie und Schule, Volksthümlichkeit und nationale Selbstständigkeit, dann vergißt der Mensch wohl sich selbst, und die alltäglichen, eigennützigen Triebe und Bestrebungen treten zurück vor dem Trachten nach dem höheren Ziele, das Alle vereinigt: die Rettung des Vaterlandes. Aber auf dem Wege dazu liegt Sieg oder Tod! Darin liegt ohne Zweifel ein erhabener Idealismus, tiefe wahre Poesie, und es stammt das ächte Lied so aus einem Menschenherzen, das solch tiefes Weh durchzieht, und das die schwere Noth des Krieges beten lehrt.

Und welch eine heilsame und heilende Wirkung übt der Krieg auf so manche Verhältnisse und Mißverhältnisse aus, die in dem Völkerleben bei lang dauernder ruhiger Sicherheit der Zustände verkehrt und verwirrt worden waren! Denken wir an die Beziehungen der durch geographische Lage und politische Constellation auf einander angewiesenen Staaten! Wie leicht und wie oft ist da durch allerhand Eifersüchteleien und Mißverständnisse eine Spannung und ein Zwiespalt eingetreten, aber die gleiche Noth führt das Gleichartige zusammen. Als 1870 Na-

poleon Preußen den Krieg erklärte, war die Maingrenze, die bisher noch Norddeutschland von Süddeutschland trennte, verschwunden, und von den Alpen bis zur Nordsee, vom Niemen bis zum Rhein war Alles einig!

Aber auch in dem einzelnen Staate selbst kommen in ruhigen Zeiten, in denen die böse Saat der Selbstsucht und Zwietracht rasch aufgeht, leicht allerlei Conflicte zwischen den einzelnen Parteien im Lande, zwischen den verschiedenen Kirchen im Staat, zwischen Volk und Regierung vor, und man bemängelt und mißtraut oft einander gegenseitig. Sowie aber ein auswärtiger Feind die Grenze bedroht, hören alle diese langweiligen Nörgeleien und Differenzen auf und es schaart sich freudig das ganze Volk um den Regenten, der das nationale Banner der Freiheit, Ehre und Selbstständigkeit hochhält. Gewiß wieder ein idealer Zug!

Und schauen wir von den Völkern und Staaten weg in die Häuser und Familien, so sehen wir da etwas Aehnliches. Auch da hat oft das alltägliche Gleichmaß des Daseins allerlei Dornen und Disteln, Mißverständnisse und Vorurtheile, Eifersüchteleien und Verkennungen, Hader und Neid aufwachsen lassen, wodurch die Familienglieder, Mann und Frau, Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Verwandte und Angehörige sich einander entfremdet haben. Da schlägt auf einmal die Kriegserklärung nnd die Mobilisirungsordre dazwischen, und nun muß der Gatte von der Gattin, der Sohn aus den Armen der Mutter, der Bruder von der Schwester, der Bräutigam von der Braut sich losreißen, um sein Leben den Kugeln der Feinde auszusetzen. Nun lernt man erst wieder recht, was man an einander hat, die Sorge der Daheimbleibenden um die Hinausziehenden, der Hinausgezogenen um die Daheimgebliebenen bringt die Herzen wieder einander näher, und die edelsten Regungen der Familienliebe treten an die Stelle von mannigfacher früheren Kälte und Gleichgültigkeit. Jeder wird wieder in seinem wahren Werth erkannt und man fühlt, was man einander ist, wenn man jeden Augenblick fürchten muß, für immer von einander getrennt zu werden.

So wird auch in diesem Verhältniß der Idealismus über den Realismus, die Poesie über die Prosa des Lebens durch den Krieg zum Sieg gebracht. Der Gedanke an den Tod, den der Mensch sich sonst möglichst fern zu halten sucht, der sich aber im Kriege so unwiderstehlich auf Schritt und Tritt aufdrängt, übt überhaupt gewaltige Wirkung aus und läßt uns so vieles in einem ganz anderen Lichte erscheinen als sonst. Er treibt zunächst desto mehr zu Gott hin, indem, wenn schon jede Noth beten lehrt, so doch besonders die Todesnoth, und es ist eine bekannte Erscheinung, daß die Gotteshäuser nie so voll sind, als wenn in Zeiten der Kriegsnoth und Gefahr allgemeine Landes-Buß- und Bettage ausgeschrieben werden, und daß sich die jüngeren Leute nie so zum Tische

des Herrn drängen, als beim Ausrücken der Truppen oder wenn an Ruhetagen im Felde das heilige Abendmahl gefeiert wird. Das mag dann wirklich vielfach dazu beitragen, daß die sonst so natürliche Todesangst in Todesmuth sich verwandelt und das sonst so gewöhnliche Hängen am Leben zu einer Freudigkeit wird, das Leben dahinzugeben, die oft Staunen erregend ist. Wer getreu ist bis in den Tod, bis in den ehrlichen Soldatentod, hofft die Krone des ewigen Lebens zu empfangen. Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein! Dieses Bewußtsein lebt in Allen, und so kleinlich und niederschlagend es ist, wenn sonst oft abgelebte Greise und todesmatte Sterbende sich allzu ängstlich doch noch an den letzten Rest einer irdischen Lebenshoffnung anklammern, auch wenn das zeitliche Dasein für sie nur geringen Werth mehr haben kann, so großartig, erhebend, ideal und poetisch erscheint der Todesmuth und die Todesbereitschaft der lebensfrischen Jugend im Kriege. Und wenn diese Stimmung in der brausenden Feldschlacht, unter dem Schmettern der Kriegstrompeten, bei dem Donner der Geschütze oft auf eine Art Betäubung jedes andern Gefühles und weitern Nachdenkens zurückzuführen sein mag, so ist hervorzuheben, daß sie nicht minder entschieden hervortrat bei unsern Verwundeten in den Kriegslazarethen. So schwer es für sie sein mußte, so plötzlich in der besten Kraft ihrer Jahre vor die Pforten der Ewigkeit gestellt, auf Leben und Liebe, Glück und Erfolg, Hoffnung und Freude im irdischen Dasein zu verzichten und von Allem, was ihnen auf Erden theuer war, zu scheiden, oder doch im günstigsten Fall einem Leben und Wirken mit gesundem Körper und frischen Gliedern entsagen zu müssen, so still und gefaßt, ruhig und ergeben in ihr Schicksal zeigten sie sich in der Regel. Wer wollte darin den hoch idealen Zug verkennen?

Und wenn der Krieg eine so edle Bereitschaft, das Leben für König und Vaterland zu lassen, erzeugt, so schafft er auch noch leichter und eher die Bereitschaft, alle Entbehrungen zu ertragen, die er mit sich bringt, und allen Genüssen zu entsagen, die er uns zeitweise entzieht. Das ist aber wieder ein idealer Zug, der dem genußsüchtigen Materialismus des gewöhnlichen Lebens schnurstracks entgegensteht. Und darin werden und sollen Hohe und Niedre mit einander wetteifern und je mehr Vorgesetzte sich darin mit ihren Untergebenen auf eine Stufe stellen und ihnen mit gutem Beispiel vorangehen, desto mehr beweisen sie, daß sie ihre Stellung verstehen, und desto größer wird ihr Einfluß auf ihre Leute sein. Im Kriege und eigentlich nur im Kriege reifen Entschlüsse der Entsagung und Selbstverleugnung, wie ein solcher sich bei Alexander dem Großen zeigte, der, als ihm beim Marsche mit seinem Heere durch die asiatischen Steppen vom furchtbarsten Durste gequält, in einem Helm das wenige Wasser, was aufzutreiben gewesen war, gereicht wurde,

dasselbe in den Sand goß, um vor seinen Leuten in dieser Beziehung nichts voraus zu haben.

So sollte im Kriege Jeder zu handeln im Stande sein, und je mehr Selbstverleugnung man in Bezug auf die eigenen Genüsse und Annehmlichkeiten übt, desto mehr Befriedigung wird man andererseits finden in jeder Hülfe, die man den Nothleidenden, den Angehörigen der Krieger daheim, den Verwundeten und Kranken im Felde leistet. Darin wetteifern mit einander Männer und Frauen. Und da mag jedem der dankbare Blick eines einzigen geretteten oder in seinen Todes-Leiden erleichterten Unglücklichen mehr Freude und Befriedigung gewähren, als all die Sinnenlust und die Genüsse, die sonst das alltägliche Gesellschaftsleben jungen und alten Leuten zu bieten pflegt. Das ist Idealismus!

Aber die höchste, einzigartige, erhabenste Freude, die der Krieg und nur er bringt, ist dann doch die Siegesfreude. Wenn das „Nun danket alle Gott" von allen Thürmen klingt und aus tausend Herzen ertönt, wenn die Siegeskunde von Ort zu Ort, von Mund zu Mund fliegt, so daß oft die Fremdesten selbst zu freudiger Begrüßung einander in die Arme fallen und Freudenthränen in tausend Augen perlen: dann wird man zugestehen müssen, daß das eine poetische Erregung ist in den Herzen eines Volkes, welcher nichts, gar nichts an die Seite gesetzt zu werden vermag. So haben ja auch Siegesjubel und Siegesdank zu aller Zeit zu den beliebtesten Stoffen der lyrischen Dichtung gehört, von dem Triumpflied an, welches einst Moses und die Kinder Israel sangen, als der Herr für Israel streitend, Pharao mit Roß und Wagen und Reitern ins Meer gestürzt hatte, bis zu den vielen Siegesgesängen, in denen die deutsche Zunge Gottes Lob gesungen hat nach dem letzten französischen Kriege.

Aber nicht nur die gewaltigste Epik und die bewegteste Lyrik entwickelt sich im Kriege, sondern auch das lebendigste dramatische Element. Der Krieg ist ja selbst eine große Tragödie, die sich Scene auf Scene in blutigen Handlungen abspielt; und zwar sind die handelnden Personen hier wirkliche Helden, während sie im Drama doch nur so heißen. Und wenn in der Tragödie uns vorgestellt wird, wie der Held für eine große Idee, die ihn ganz erfüllt und durchdringt, kämpft, leidet und stirbt, so ist eigentlich jeder der Tapfern, die im Kriege den Tod für das Vaterland sterben, ein solcher Held. Und wenn im Trauerspiel die große Idee des Opfers der Einzelnen, die über ihrer Förderung und Vertretung zu Grunde gehen, in jeder Hinsicht werth erscheinen muß, so gilt das doch erst recht von den erhabenen Ideen des Rechts und der Freiheit, der Ehre und der Wahrheit, sowie der Vertheidigung von Haus und Herd, für die die Helden im Kriege ihr Leben lassen. Die Gefallenen erscheinen ja gewissermaßen als Märtyrer für eine heilige, große Sache. Und wer wollte denn in Abrede stellen, daß in solcher Aufopferung für

ein erhabenes Ziel etwas Ideales, in der wirksamen, thatkräftigen Erkenntniß, daß es höhere Güter giebt, als das Leben, solche, ohne die das Leben an sich keinen Werth mehr hat, etwas Poetisches liegt?

Für ein solches Gut gilt nun doch auch schon der Männerstolz, nicht den leisesten Schatten der Muthlosigkeit und Feigheit auf sich fallen lassen zu wollen und seiner Ehre nicht das Geringste zu vergeben. Das macht auch manchen sonst Zaghaften zum Helden. Und es zeigt sich nicht bloß bei Offizieren, die ja immer noch die Nebenrücksicht auf Auszeichnung und Avancement, dafern sie mit dem Leben davon kommen, treiben mag, sondern es gilt auch für die Unteroffiziere und einfachen Soldaten, bei denen hiervon nicht die Rede sein kann, da sie ihr weiteres Fortkommen nicht im Militärstande suchen. Namentlich in einer Zeit, in der kalter Egoismus und genußsüchtiger Materialismus auf den Thron erhoben werden und Tausende in kleinlichem, selbstsüchtigen Treiben verkümmern und versumpfen, weht es einen wie Morgenhauch einer neuen besseren Zukunft an, wenn man die freudige Begeisterung sieht, mit der die Blüthe der Jugend eines Volkes die offene Brust dem Feinde hinhält, oder die stille Resignation bewundert, mit der sie oft sicherem Untergang entgegenstürmt. Denn nur gar zu oft geht es buchstäblich nach dem Herwegh'schen „Reiters Morgenlied":

Die lange Nacht ist nun herum,
Wir reiten still, wir reiten stumm,
Wir reiten in's Verderben.
Wie weht so scharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geschwind
Vor'm Sterben, vor'm Sterben!

Es ist in der That, als ob das Leben im Kriege mit einem Mal seinen Werth verloren hätte. Während sonst in Tagen des Friedens von so vielen oft Ehre und Gewissen, Wahrheit und Recht, Freundschaft, Liebe und Glaube an die Erhaltung des Lebens gesetzt wird, wird jetzt dasselbe freudig und getrost für die große Idee, deren Vertheidigung es gilt, dahingegeben.

So reifen im Kriege dramatische Heldengestalten, wie sie kein Sophokles und Aeschylus, kein Calderon und Shakespeare, kein Schiller und Goethe großartiger ersinnen könnten: Ein Leonidas, der sich mit seinen dreihundert Spartanern dem sichern Tode opfert; ein Arnold von Winkelried, der in der Schlacht bei Sempach einen Haufen Speere sich in die Brust drückend, der Freiheit und seinen Brüdern über seine Leiche hin eine Gasse bereitet; ein Zrinyi, der im aussichtslosen Kampfe sich opfernd, die Feste Scigeth lieber in die Luft sprengt, als sie in die Hände der Türken fallen zu lassen; ein Stallmeister Froben, der in der Schlacht bei Fehrbellin mit dem großen Kurfürsten das Pferd tauscht, um statt seiner auf

seinem Schimmel von den Schweden erschossen zu werden; ein General Seydlitz, der in der Schlacht bei Zorndorf den Befehlen Friedrichs des Großen in besserer Erkenntniß der Sachlage nicht folgt und auf des Königs Drohung erwidert, nach der Schlacht stehe Sr. Majestät sein Kopf zur Verfügung, während derselben aber möge es ihm erlaubt sein, ihn noch in des Königs Dienst zu gebrauchen. Aber auch ein Pionier Klinke verdient hier genannt zu werden, der bei Düppel, um die Schanze für seine Kameraden zugänglich zu machen, mit einem Pulversack gegen die Palliſaden vorspringt und ihn entzündend, die entstehende Bresche mit seinem Leben erkauft. Aehnliche Thaten kühner, todesverachtender Selbstaufopferung wären auch aus dem letzten deutsch-französischen Kriege viele von einem dramatischen Dichter zu verherrlichen, wenn auch die Namen der Helden im Einzelnen sich nicht so in der Erinnerung des Volkes erhalten haben. Wer weiß z. B. wie die Tapferen vom 61. Regiment heißen, unter deren Leichenhaufen die Franzosen die einzige Fahne hervorholten, die sie im ganzen Kriege gewonnen haben? Wer nennt die Verwegenen alle, die ihr Leben gewagt haben an die Eroberung französischer Geschütze oder Feldzeichen, an die Ueberbringung einer wichtigen Depesche, an die Ausführung irgend eines anderen, mit sicherem Untergange verbundenen Unternehmens? Das ist ja das Große im Kriege, daß so völlig selbstlos jeder in stummem Gehorsam seine Pflicht thut und den Heldentod fürs Vaterland für eine Ehre und Auszeichnung hält.

Aber auch im weiblichen Geschlecht bringt der Krieg ächt poetische Charaktere zur Reife, die an Aufopferungsfähigkeit, Vaterlandsliebe und Begeisterung für Ehre und Recht den Männern nichts nachgeben, Charaktere, wie sie uns Schiller in seiner Thekla, der Tochter Wallensteins, schildert, die im Kampf zwischen ihrer kindlichen und bräutlichen Liebe einerseits, also dem, was der Jungfrau von irdischen Dingen das Wichtigste und Höchste ist, und dem Gefühl für Ehre und Recht, Treue und Tugend andererseits, sich unbedenklich auf die letztere Seite stellt und ihren Geliebten nicht ihre Hand gewinnen und ihrem Vater auf dem Wege des Verraths an dem Kaiser folgen, sondern für seine militärische Ehre und bürgerliche Treue sie und sein Leben hingeben heißt.

Und wenn Jemand sagen wollte: Nun Thekla war eine Schöpfung dichterischer Fantasie, so antworten wir: Aber die Jungfrau von Orleans war eine Wirklichkeit und Johanna Steegen, die auf den Wällen von Lüneburg mit Gefahr ihres Lebens den Kämpfenden in ihrer Schürze die Patronen zutrug, war eine Wirklichkeit, und jenes Edelfräulein vom Stein, die kurz vor Beginn der Befreiungskriege ihrem Bräutigam schrieb, sie möge nicht die seinige werden, bis er, wenn der Tag der Rettung ge-

kommen sei, mitgekämpft und gesiegt habe, wofür sie in Mainz die Straße kehren mußte, war ebenso eine wirkliche Erscheinung in der Geschichte. Nicht minder so manche Mädchen, die als Männer verkleidet am Kampfe theilnahmen. Wir nennen nur Eleonore Prohaska, die unter dem Namen August Renz im Lützow'schen Freicorps dienend, in einem Gefecht am 16. September 1813 tödtlich getroffen, mit dem Geständniß verschied, daß sie ein Mädchen sei. Ferner Friederike Krüger aus Friedland in Mecklenburg, die als Schneider Lübeck im Colberg'schen Regiment so tapfer mitkämpfte, daß sie bei Dennewitz Unteroffizier wurde und nachher das eiserne Kreuz und den Georgsorden erhielt. Aehnlich so Johanna Luring, Dorothea Samosch u. A. Das soll ja nur natürlich weder als Muster, noch als Forderung, sondern nur als Beweis für die Herausbildung schüchterner Mädchen zu dramatischen Heldinnen in Kriegszeiten hingestellt werden. Solche rein idealen Erzeugnisse des Krieges wollen eben rein individuell beurtheilt, gewürdigt und mit anderm Maße, als dem gewöhnlichen, gemessen werden.

Der Krieg erzeugt nun aber nicht bloß solche poetischen Charactere in der Wirklichkeit, sondern er hat zu aller Zeit auch poetische Gestalten hervorgebracht, die, so wie sie in den Gesängen der Dichter und im Munde des Volkes lebten und fortleben, gar nicht wirklich existirt haben. Die Sagen und Heldenlieder der Urzeit aller Völker zeigen eine Fülle solcher idealen Heldengestalten, zu deren Zeichnung nur theilweise oder gar nicht ein Original unter den wirklichen Helden des Krieges sich nachweisen läßt. Gar oft haben sie nur ideale Wahrheit und prägen bloß aus, was das Volk von seinen Helden dachte, glaubte, sich erzählte. So sind sie Träger geworden von allerlei einzelnen Zügen, Meinungen, Reden und Thaten, die im Kriege vielfach vorgekommen sind, ohne daß eine bestimmte Person sie jemals so alle ihr eigen genannt hätte. Der Mythus hat sie auf eine Person übertragen, ohne daß dieselbe wirklich einmal in der und der Zeit unter dem und dem Namen existirt hätte, wie sie im Volke fortlebt. Das interessanteste Beispiel dieser Art in neuerer Zeit ist ohne Zweifel der Füsilier Kutschke, der Fantasie-Dichter des Kutschke-Liedes: „Was kraucht dort in dem Busch herum? Ich glaub, es ist Napolium." Er ging damals durch alle Blätter, namentlich auch die illustrirten, dichtete Kriegslieder, schrieb Briefe, verrichtete Heldenthaten, machte gute und schlechte Witze, uzte und neckte die Franzosen auf jegliche Weise, und sein Bild existirte vielfach. Als er dann aber schließlich so populär und beliebt geworden war, daß mehrfach Geldsendungen für ihn beabsichtigt wurden, besann man sich darauf, daß es einen solchen Füsilier weder im 40sten, noch in einer Compagnie irgend eines andern Regimentes gab. Es gab wohl einen oder mehrere Soldaten dieses Namens, aber nicht gerade bei den Füsilieren, und auf keinen von

ihnen paßten die Züge der Gestalt, die in den Blättern und im Volksmund diesen Namen trug; vollends war keiner von ihnen Dichter des nach ihm genannten Kutschkeliedes. Vielmehr war das der Präpositus oder Superintendent Pistorius zu Basedow bei Malchin in Mecklenburg, der aber die originellen Anfangsverse nebst dem Namen „Füsilier Kutschke vom 40. Regiment" der Kreuzzeitung vom 14. August 1870 entnommen hatte, wie er selbst späterhin angab. Dadurch erledigt sich wohl theilweise der kleine literarische Streit zwischen verschiedenen illustrirten und anderen Zeitungen, welche eigentlich die Priorität der Erfindung oder Erwähnung des Füsiliers Kutschke für sich in Anspruch zu nehmen habe. Freilich ist es noch unklar, wer die vielleicht schon älteren Anfangsverse und den Namen Kutschke erfunden hat, womit auch noch die Vaterschaft für Kutschke überhaupt nicht erwiesen wäre. Dieselbe ist für solche poetischen Volksfiguren unerweislich. Ein ewiger Jude, ein Faust, ein Till Eulenspiegel u. s. w. entstehen wie von selbst im Munde des Volkes, weil ihnen eine ideale Wahrheit zu Grunde liegt, so daß sie hundert Mal ganz ähnlich so vorkommen mögen, ohne, wie gesagt, ein einziges Mal in einem Einzel-Individuum nachweisbar zu sein oder auf einen einzelnen Dichter zurückgeführt werden zu können.

Wie nun der Krieg vielfach poetische Einzel-Gestalten hervorbringt, in denen viele ähnliche Existenzen sich wiederspiegeln, so ist er auch reich an historisch-dramatischen Scenen von der durchgreifendsten Wirkung, die ebensowohl für den Dichter als für den Maler von der größten Bedeutung sind. Denken wir z B. an den Abend nach der Schlacht bei Leuthen im siebenjährigen Kriege, wo Einer fast wie unwillkürlich den Choral: Nun danket Alle Gott anstimmte, der bald das ganze Feldlager mit fort riß, so daß endlich selbst die Musik mit einfiel; oder an die Scene auf dem drei Monarchenhügel, wo nach der Schlacht bei Leipzig die Herrscher von Preußen, Rußland und Oesterreich auf den Knieen Gott für den Sieg dankten; oder an die Losung sich zu retten, welche bei Belle-Alliance die entmuthigten Franzosen zu jäher Flucht fortriß. Oder denken wir an die großartigen Begrüßungen unsers Kaisers im Juli 1870 auf der Reise von Ems nach Berlin, als über den Krieg entschieden war, nachher beim Ritt durch die Lagerplätze der Soldaten nach Schlachttagen wie die von Gravelotte, von Sedan, oder bei der Proklamation des Kaiserreichs in der feindlichen Residenz vor den Thoren von Paris, oder bei der Rückreise durch Deutschland von der Saar bis zur Spree nach abgeschlossenem Frieden, oder bei dem Sieges-Einzuge der Truppen in Berlin zwischen einer Doppelreihe von einigen Hundert eroberten Geschützen hindurch. Oder sollen wir erinnern an Momente, wie die des ersten Zusammentreffens des Kaisers mit dem Kronprinzen nach den Siegen bei Wörth und Weißenburg, oder an Scenen, wie die erste

Begegnung des geschlagenen und gefangenen Kaisers Napoleon III. bei Sedan mit dem Grafen Bismarck und nachher mit Kaiser Wilhelm, welthistorische Momente, in denen sich gleichsam die ganze gewaltige Entscheidung in dem Jahrhunderte langen Ringen zwischen Deutschland und Frankreich in den engen Rahmen einer Entrevue zwischen zwei oder drei großen Männern zusammendrängt. Und welch eine Fülle tief tragischer Scenen, die sich der weiteren Oeffentlichkeit und Veröffentlichung entziehen, bringt jeder Krieg mit sich auf den Schlachtfeldern wie in den Lazarethen, an den Sterbelagern der Helden, oder bei ihren Leichen wenn sie von den Angehörigen recognoscirt werden. Oder sollen wir erinnern an das Tedeum, welches Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Krieg in Potsdam für sich allein in aller Stille abhalten ließ, oder an die allerwärts gehaltenen erhebenden Dankfeiern nach wiederhergestelltem Frieden 1866 und 71? Das sind Vorgänge, die aus dem gewohnten Geleise des ruhigen Daseins mächtig herausreißen und uns gleichsam in eine Idealwelt versetzen, wo Alles Bedeutung gewinnt für die Zukunft. Und wie sollte das nicht das Gemüth jedes nicht ganz abgestumpften Menschen in seinen innersten Tiefen aufregen und ergreifen?

So bringt der Krieg eine Menge ernster, großartiger Scenen von gewaltiger dramatischer Wirkung mit sich.

Aber auch das komische Element findet reichste Nahrung, nach der alten Erfahrung, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. Die tausendfältig verschiedenen Situationen, in die der Soldat kommt, auf dem Marsch, im Quartier, beim Fouragiren, im Bivouak u. s. w., indem er nicht nur sein eigener Schneider und Wäscher, sein eigener Viehtreiber, Koch und Küchenjunge, sondern auch oft noch seiner Quartiergeberin Kindermädchen ist, bieten so vielfältige Kontraste, daß die komischen und tragikomischen Scenen ganz ungesucht einander drängen. Jedem, der ein Auge dafür hat, stellt sich so im Verkehr mit den Kameraden sowohl, als auch vielfach bei Begegnungen mit dem Feinde eine Fülle von poesiereichen, nicht selten urkomischen Bildern dar.

Wie rührend und doch zugleich erheiternd war z. B., um statt vieler nur eine zu erwähnen, jene Scene nach der endlichen Eroberung von Metz, als ein braver pommerscher Landwehrmann, der seiner Quartiergeberin gelegentlich einer Vermehrung der Familie als Wärter der andern Kinder treulich beigestanden hatte, ihr eins derselben nachtrug und eins an der Hand führte, während sie mit dem jüngst geborenen auf dem Arm hinauseilte, um ihren als Gefangener aus Metz nach Deutschland wandernden Gatten zu begrüßen, der dann nicht nur Weib und Kinder, sondern auch seinen edelmüthigen Feind umarmte. Solcher Züge treuester Sorglichkeit unserer Soldaten für die Quartiergeber, ihre Angehörigen und ihr Eigenthum ließen sich viele, namentlich aus dem letzten Kriege

anführen, wie denn auch die Franzosen und Französinnen das gar oft entgalten und vielfach, z. B. ihrer früheren Einquartierung im Falle der Erkrankung allerlei Labsale in das Lazareth hintrugen, indem sie sie in aufrichtigster Theilnahme häufig besuchten. Und wie herzlich haben sie oft unsere Landwehrmänner beklagt, wenn sie erfuhren, daß dieselben von Weib und Kind fortgemußt hatten, um in den Krieg zu ziehen! Es erscholl dann die tausendmal wiederholte Klage: ah, quel malheur pour vous et pour nous! mit besonderer Rührung.

Die Franzosen haben aber auch Gelegenheit gehabt, den unverwüstlichen Humor unserer Soldaten zu bewundern. Derselbe hat fast nie gefehlt und ist wirklich im Kriege viel werth. Es liegt darin eine große Erleichterung beim Erdulden der Strapazen, Entbehrungen und tausendfältigen Mühseligkeiten, die nicht ausbleiben. Und wer wollte den ächt poetischen Zug darin verkennen, wenn der Mann sich über die kleinen Misèren wie über die großen Nothstände und Gefahren des Kriegslebens mit einer gewissen genialen Verachtung und heiteren Ironie, oft Selbstironie, hinwegsetzt und sich so die gute Laune nicht im Mindesten trüben läßt! Um die Erhaltung derselben hat oft ein einzelner Witzbold oder Spaßmacher, der sich in einer Compagnie, bei einer Batterie, in einem Lazareth leicht findet, das größte Verdienst, indem er mit seinen guten und schlechten Einfällen die Anderen mit fortreißt, erheitert und zur Nachahmung weckt. Dabei kommt dann oft das köstlichste Zeug zu Tage, und wenn zuweilen der Humor wie Galgenhumor aussehen mag, so ist das doch keineswegs durchweg der Fall, vielmehr fehlt es nicht an jener ächtpoetischen glücklichen Laune, die sich durch nichts aus der Fassung bringen läßt und stets auch selbst das Fatalste nur belächelt. Sowohl die Feinde als die Freunde und namentlich auch die eigne Person wird Gegenstand solcher humoristischen komischen Bemerkungen.

Natürlich muß auch der Feind herhalten, und er wurde ja namentlich im letzten deutsch-französischen Kriege vom Tage des Ausmarsches an bis zum Siegeseinzug in Berlin unzählige Male in jeder Weise belacht und verhöhnt. Gar oft ließen auch die Inschriften, die bei den Truppentransporten auf die Waggons geschrieben worden waren, das Publicum auf den Zwischenstationen Theil nehmen an dieser guten Laune. Die witzigen Einfälle sind dann nachher zu Tausenden in Prosa und Poesie, in Lied und Bild, als Anekdoten und Karikaturen in die Witzblätter und die illustrirten Zeitungen übergegangen. Dabei stellten denn auch die Franzosen selbst ihr bedeutendes Contingent, indem sie aus purem Haß und Zorn gegen Kaiser Napoleon und die Seinigen in den ärgsten Persiflagen, in Flugblättern und Bildern, auf Tabaksdüten, auf Medaillen, Pfeifenköpfen und allerlei Spielzeug vor den Augen ihrer Feinde eigentlich sich selbst verhöhnten.

In allen solchen Erscheinungen zeigt sich die Poesie des Krieges, die ernste sowohl als die komische; derselbe hat ja auch zu aller Zeit dem Tragiker wie dem Lustspielbichter den reichsten Stoff geboten und wird ihn auch in Zukunft bieten. Die größte Ausbeute macht aber wohl in jedem Kriege die Epik und die Lyrik, und auf diese werden wir hauptsächlich zu achten haben, wenn wir in Folgendem der Kriegspoesie in den früheren Zeiten näher treten. Bei der überaus reichen Fülle des Materials müssen wir uns aber nur auf kurze Andeutungen beschränken, um nachher die deutsche Kriegspoesie der Befreiungskriege und der letzten großen Kriege von 1866 und 1870/71 etwas näher in's Auge zu fassen.

Vorab dürfte es aber vielleicht gerathen erscheinen, daß wir uns gegen ein zweifaches Mißverständniß, welches sich an unsere obige Betrachtung über die poetische Seite des Krieges anschließen könnte, verwahren.

Einmal haben wir schon angedeutet, daß wir trotz alledem natürlich den Krieg für ein Uebel halten und für eine Folge der Sünde, ohne welche von Kriegführung ja nicht die Rede zu sein brauchte. So hoffen wir denn mit dem Propheten des alten Bundes auf die Zeit, da alle Schwerter in Pflugscharen und alle Spieße in Sicheln oder Winzermesser sollen umgeschmiedet werden, wenn das Wort unseres deutschen Loblieds sich vollkommen erfüllt:

Ein Wohlgefall'n Gott an uns hat,
Nun ist groß Fried ohn' Unterlaß,
All Fehd' hat nun ein Ende.

Bis es aber unter des gnädigen Gottes Weltregierung dahin kommt, braucht der einzelne Krieger sicherlich darüber nicht im Zweifel zu sein, daß er als Christ doch getrosten Muthes und ohne die Befürchtung, damit zu sündigen, in den Krieg ziehen darf, wenn sein rechtmäßiger Landesherr ihn dazu ruft. Er übt dann einfach eine Pflicht des Gehorsams, und Niemand soll ihm, wenn er, seinerseits den Feinden die Mannesbrust darbietend, wenige oder viele derselben im ehrlichen offenen Kampfe tödtet, das Gebot Gottes: Du sollst nicht tödten, entgegen halten. Nothwehr hat zu aller Zeit für erlaubt gegolten, im Allgemeinen wie im Einzelnen. Aber damit ist auch die Grenze gezogen, jenseits welcher das Tödten im Kriege doch unter das göttliche Gebot verfällt; sie ist da, wo die Nothwehr aufhört und der Krieger in Feindesland unbewaffneten Bürgern, wehrlosen Greisen, Frauen und Kindern oder sich ergebenden Kriegsgefangenen gegenübersteht.

Der Gesichtspunkt der Nothwehr, der Vertheidigung gegen Unrecht und Vergewaltigung ist dann auch der vornehmste bei der Beurtheilung der Frage, ob der jedesmalige einzelne Krieg als erlaubt erscheint oder nicht, eine Untersuchung, die aber nicht sowohl des einzelnen Kriegers, als

vielmehr des Kriegsherrn Sache ist. Zum Troste und zur Beruhigung mag sich aber Jeder daran erinnern, daß Paulus schreibt Römer 13: Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut. Gilt das den Unterthanen gegenüber, so doch gewiß auch bei auswärtigen Feinden, deren Abwehr und Züchtigung mit dem Schwerte also der Obrigkeit gutes Recht und ernste Pflicht ist. Aber auch darauf kann hingewiesen werden, daß Gott der Herr sein Volk Israel Kriege zu führen geheißen hat, auch ohne daß es angegriffen wurde, zur Erfüllung seiner Bestimmung in dem göttlichen Heilsrathschluß über die Menschheit und zur Lösung seiner Culturaufgabe zur Vertilgung des Heidenthums in Palästina und Erhaltung der Anbetung des Einen wahren Gottes. Und in diesen Kriegen hat der Herr seinem Volk Sieg verliehen, so lange es ihm gehorsam war, und zu dem Zweck Mose und Josua mit hervorragenden strategischen Talenten ausgerüstet, die kürzlich noch von militärischer Seite in einer interessanten Schrift anerkannt und hervorgehoben worden sind.

Nun aber noch Eins: Wenn wir von der sittlichen Erhebung eines Volkes beim Kriege gesprochen haben, so hatten wir besonders die Zeit des ersten Ausbruchs eines Krieges im Auge; daß nachher im Kriege selbst im eigenen wie im fremden Lager viel gesündigt wird, haben wir selbstverständlich damit nicht ableugnen wollen. Haben wir doch selbst im letzten Feldzuge gegen Frankreich es erlebt, daß ein höherer Offizier, mit dem wir in einem Militärzuge zusammentrafen, uns ersuchte, doch seinen Leuten einmal recht energisch die heiligen Gebote Gottes in einer Predigt in Erinnerung zu bringen, weil ihnen das so sehr noth thue. Natürlich ließen wir uns so etwas nicht zweimal sagen.

Am wenigsten aber soll in Abrede gestellt oder verkannt werden die eigentlich noch traurigere Erscheinung, daß *nach* einem großen Kriege vielfach eine sittliche Entartung, eine Zunahme der Verbrechen, oft auch, wenn der Krieg siegreich und glücklich war, nachher ein desto schlimmeres Geltendmachen der materiellen Interessen, Unsolidität in den Geschäften, Untreue und Unzuverlässigkeit sich zeigen. Diese sehr beklagenswerthen Nachwirkungen eines Krieges, die sich namentlich in unserer Zeit wieder gezeigt haben, können doch aber weder das von der sittlichen Erhebung beim Ausbruch eines Krieges, noch das von den großen Culturzwecken, die die göttliche Vorsehung oft durch Kriege erzielt, Gesagte umstoßen. Es giebt ja immer gar viele Menschen, die die Stimme Gottes nicht vernehmen, auch wenn er noch so deutlich mit ihnen redet. Sie werden und müssen vom Fleisch das Verderben erndten, da sie nicht anders wollen.

Die Kriegs-Poesie.

Die Kriegspoesie der früheren Zeit.

Gehen wir in die Vorzeit zurück, so haben wir wohl die ersten Kriegs- und Heldenlieder in den Büchern zu suchen, die zu den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts gehören, in den mosaischen Schriften. Das älteste Kampf- und Siegeslied ist daselbst das Lied Lamechs, des Urenkels Henochs, der ein Sohn des Kain war: 1. Mose 4, 23 und 24. Lamech sprach zu seinen Weibern:

Ada und Zilla höret meine Stimme,
Ihr Weiber Lamechs, merket auf meine Rede!
Ja, einen Mann habe ich erwürgt,
Weil er mich wund gemacht,
Und einen Jüngling,
Weil er mir geschlagen eine Beule.
Wird schon Kain siebenmal gerächt,
So Lamech siebenmal siebenzig mal.

Ferner ist der in poetischer Form überlieferte Segen Jakobs (1. Mose 49) theilweise recht kriegerisch gehalten. So z. B. Vers 8 und 9, wo es von Juda heißt:

Dich, Juda, Dich preisen Deine Brüder!
Deine Hand ist an dem Nacken Deiner Feinde.
Vor Dir neigen sich die Söhne Deines Vaters.
Ein junger Löwe ist Juda. —
Vom Raube her, mein Sohn, bist Du aufgestiegen.
Er kauert nieder, streckt sich hin,
Wie ein Löwe und wie eine Löwin,
Wer mag ihn aufscheuchen? u. s. w.

Aus dem zweiten Buche Mose ist dann besonders zu erwähnen das herrliche Triumpflied, welches Moses und die Kinder Israel sangen, als Gott sie aus Egypten geführt und von der Hand Pharaos errettet hatte: 2. Mose, 15.

Ich will dem Herrn singen, denn er hat sich hoch verherrlicht:
Roß und Reiter hat er gestürzet in's Meer.
Der Herr ist meine Stärke und Lobgesang und ward mein Heil.
Der ist mein Gott, ich will ihn preisen,
Meines Vaters Gott, ich will ihn erheben
Der Herr ist der rechte Kriegsmann,
Herr ist sein Name.
Die Wagen Pharaos und seine Macht warf er ins Meer,
Seine auserlesenen Wagenkämpfer versanken im Schilfmeer.
Fluthen bedeckten sie,
Sie sanken in die Tiefe wie Steine.
Herr, Deine rechte Hand pranget von Kraft,
Herr, Deine rechte Hand zerschlägt den Feind. u. s. w.

Zu diesem Lied ward dann von Mirjam, Arons und Moses Schwester, und den Weibern, mit Pauken und im Reigen das Responsorium gesungen:

Singet dem Herrn, denn er hat sich hoch verherrlicht.
Roß und Reiter hat er gestürzet in's Meer.

Ueberhaupt war es bei den alten Israeliten hauptsächlich der Frauen Sache, die siegreich heimkehrenden Krieger mit Gesang und Reigen in festlichem Zuge zu begrüßen. Die Tochter des Richters Jephtha büßte dabei bekanntlich ihr Leben ein, indem derselbe gelobt hatte, wenn er siegreich heimkehre, den ersten ihm Begegnenden dem Herrn zum Brandopfer darzubringen (Richter 11).

Auch das Triumpflied nach dem Sieg über die Kananiter ward von Debora und Barak angestimmt: Richter 5, 2. Und als David den Goliath besiegt hatte, waren es die Weiber die da sangen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend! (1 Samuel 28, 7). Als Sänger des Siegesliedes über die Amoriter nach Eroberung der Stadt Hesbon (4. Mose 21, 27—30) werden die Spruchdichter genannt. Einen theilweise kriegerischen Charakter tragen auch die poetischen Aussprüche des Propheten Bileam (4. Mose 23 und 24), namentlich die über den siegreich aus Jakob aufgehenden Stern, der zerschmettern wird die Schläfen Moabs und zerschellen die Söhne des Getümmels. Auch der in dichterischer Form überlieferte Abschied des Moses an die Volksversammlung und sein Segen über die Stämme Israels, (5. Mose 32 und 33) trägt stellenweise kriegerischen Charakter. So Cap. 32, 23—29 die energische Drohung des Unheils über die Abtrünnigen, und nachher die großartige Rede Gottes Vers 40—43:

Denn ich erhebe zum Himmel meine Hand
Und spreche: So wahr ich lebe in Ewigkeit,
Wenn ich geschärft mein blitzendes Schwert
Will ich Rache bezahlen meinen Drängern
Und vergelten denen, die mich hassen.

Von Blut will ich meine Pfeile trunken machen,
Und mein Schwert soll Fleisch fressen
Von dem Blute der Erschlagenen und Gefangenen,
Von dem Haupte der feindlichen Führer.
Jauchzet ihr Stämme, sein Volk,
Denn das Blut seiner Knechte wird er rächen:
Und Rache bezahlen seinen Drängern
Und entsündigen sein Land, sein Volk.

Kriegerische Züge kamen denn auch vor in den Schlußworten des Segens Moses über die Stämme Israels 5. Mose 33, von Vers 24 an.

Daß die Israeliten in alter Zeit mehrfache Heldenlieder und -Bücher, größtentheils epischen Charakters, gehabt haben müssen, folgt namentlich aus Stellen, wie 4. Mose 21, 14, wo aus einem Buche der Könige Jehovas eine Stelle citirt wird, und aus Josua 10, 14, wo einem Buche der Redlichen das viel besprochene poetische Citat von der stillstehenden Sonne entnommen ist. Es war wohl eine Art Sammlung von Heldenliedern. Aus demselben stammt dann auch das ergreifende Klagelied Davids um Saul und Jonathan (2. Samuel 1, 19):

Die Edelsten liegen erschlagen auf deinen Höhen, o Israel!
Wie sind die Helden gefallen!
Saget es nicht an zu Gath,
Verkündiget es nicht auf den Gassen Askalons,
Daß sich nicht freuen die Töchter der Philister,
Daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen.
Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder thauen noch regnen auf euch,
Noch auf die Fruchtgefilde.
Denn daselbst ist der Helden Schild hingeworfen,
Der Schild Sauls, nicht gesalbt mit Oel.
Von dem Blute der Erschlagenen, vom Fette der Helden
Hat der Bogen Jonathans sich nie zurückgewandt,
Und Sauls Schwert ist nie leer heimgekommen.
Saul und Jonathan, lieblich und holdselig in ihrem Leben,
Sind auch in ihrem Tode nicht getrennt,
Sie, die schneller waren als die Adler,
Stärker als die Löwen.

Wir schließen diesem Klagegesang Davids, der mit dem Refrain endigt:

Wie sind die Helden gefallen
Und umgekommen die Rüstzeuge des Streits,

die Erwähnung des Siegesliedes Davids über Saul an, welches uns im 2. Buch Samuels im 22. Kapitel, sowie im 18ten Psalm überliefert ist. Der Herr wird da als Fels, Burg, Erretter, Schild und Horn des Heils dargestellt (V. 3), der die Hände lehrt streiten und die Arme den

Bogen spannen (V. 35), und Raum schafft, so daß David seinen Feinden nachjagen, sie einholen kann, und nicht umkehren bis er sie vernichtet hat.

Weiter heißt es:

Du umgürtetest mich mit Stärke zum Streit,
Beugtest unter mich, die sich wieder mich erhoben,
Und meine Feinde ließest du mir den Rücken wenden,
Und meine Hasser, die vernichtete ich.
Sie schrieen auf, aber da war kein Helfer,
Zu Jehovah, aber er antwortete nicht.
Und ich will sie zermalmen wie Staub vor dem Winde,
Wie Straßenkoth will ich sie ausschütten.
Der Herr lebt, und gepriesen sei mein Hort.
Und es müsse erhoben werden der Gott meines Heils.

Auch in andern Psalmen wird Gott als Helfer im Streit gefeiert. So im 46sten, wo es am Schlusse heißt:

Kommt her und schauet die Thaten des Herrn,
Der Entsetzen angerichtet hat auf Erden.
Der den Kriegen steuert in aller Welt,
Der den Bogen zerbricht und den Spieß zerschlägt
Und Wagen mit Feuer verbrennt.
Seid stille und erkennt, daß ich Gott bin,
Ich will hoch sein unter den Völkern, hoch sein auf Erden.
Der Herr der Heerschaaren ist mit uns.
Eine Burg ist uns der Gott Jakobs. —

Ebenso ist der 118. Psalm ein Siegesdanklied. Es heißt da z. B. V. 15:

Jubel ertönt und Siegesruf in den Zelten der Gerechten:
Die Rechte des Herrn behält den Sieg!
Die Rechte des Herrn ist erhöhet,
Die Rechte des Herrn behält den Sieg!

Auch der 136ste Psalm ist ein Dankpsalm, der besonders die Kriegs- und Siegeszüge Israels feiert und, die einzelnen von ihm überwundenen Könige aufzählend, ihre Niederlage der Güte Gottes zuschreibt. Das geschieht durch den steten Refrain: Denn seine Güte währet ewiglich, durch den an den Anfang des Psalms: Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, stets wieder angeknüpft wird.

Aehnliche Erinnerungen an die Kriege Israels in der alten Zeit enthält auch der 135ste Psalm. Daß dann ferner Kriegswaffen: Schwert, Schild, Pfeil, Helm, Panzer, Spieß, Streitwagen u. s. w. gar oft als Bilder in den Psalmen gebraucht werden, daß auch die Sonne mit einem Helden verglichen wird, der seinen Weg läuft (Psalm 19, 6), ist ebenso bekannt, wie daß Gott der Herr gerühmt wird als der Hort, der die Hände lehrt kämpfen und die Fäuste kriegen (Psalm 144). So ist denn

natürlich von Gott auch der Ausgang der Schlacht abhängig, wie Salomo sagt in seinen Sprüchen (22, 31):

Das Roß steht gerüstet für den Tag der Schlacht,
Aber von dem Herrn kommt der Sieg.

Der weise König warnt dann aber auch den Sieger treffend (Sprüche 21, 17) also:

Ob deines Feindes Fall wolleſt du dich nicht freuen,
Und ob ſeines Erliegens frohlocke dein Herz nicht!

Es würde uns zu weit führen, wenn wir in den Propheten des alten Teſtaments auf die vielfachen, zum Theil hoch poetiſchen Verkündigungen von Kriegszügen verweiſen wollten, ſo z. B. bei Jeſaias am Ende des 5. Kapitels, dann Kapitel 13 und 14: Die Weiſſagungen von Babel. Auch Jeremias hat ſolche Kriegsverkündigungen, z. B. im 6ten Kapitel und weiter im 50ſten und 51ſten, in denen wieder von Babel die Rede iſt.

Auch im neuen Teſtament kommen aus dem Kriegsleben genommene poetiſche Züge vor: ſo in der Parabel Lucas 14, 31, in der Chriſtus redet von einem König, der ſich in einen Krieg begeben will mit einem anderen Könige und zuvor ſitzt und rathſchlagt, ob er könne mit 10000 begegnen dem, der über ihn kommt mit 20000, wo nicht, ſo ſchickt er Boten, wenn jener noch fern iſt, und bittet um Frieden. Bekanntlich verkündet ja dann der Herr auch die Belagerung Jeruſalems durch ein Heer und eine Wagenburg, und ſtellt Krieg und Kriegsgeſchrei als Vorzeichen der herannahenden Schrecken des göttlichen Weltgerichtes hin.

Und wie oft redet Paulus von der Glaubenslaufbahn des Chriſten unter dem Bilde des Kampfes, vergleicht auch die richtige geiſtige Haltung des Gläubigen mit der kriegeriſchen Waffenrüſtung. Am eingehendſten geſchieht das Epheſer 6, 13—17, wo von dem Harniſch Gottes, von dem Lendengurt der Wahrheit, von dem Panzer der Gerechtigkeit, dem Schild des Glaubens, dem Helm des Heils und dem Schwert des Geiſtes die Rede iſt. Wie ergreifend iſt dann endlich in der Offenbarung Johannis (6, 4) die Darſtellung des Krieges unter dem hochpoetiſchen Bilde eines rothen Pferdes, auf dem Einer ſitzt mit einem großen Schwert, dem gegeben iſt, den Frieden zu nehmen von der Erde, daß die Menſchen einander erwürgen.

Gehen wir nun zu der Kriegs-Poeſie der alten Griechen über, ſo iſt da zunächſt zu erinnern an die vielen Kämpfe und Kriegszüge, die in den Epopöen derſelben vorkommen, z. B. in Heſiods Theogonie die Titanenſchlacht, in Homers Ilias die Kämpfe vor Troja, die Schlacht bei den Schiffen, dann in der Odyſſee die Niederlage der Freier zu

Ithaka und Anderes. Auch in den erhabenen Tragödien der Griechen finden sich einzelne kriegerische Darstellungen. Von eigentlichen Kriegs- und Siegesliedern der Hellenen ist aber wenig auf uns gekommen. Gewiß bezogen sich die Gesänge, die die griechischen Rhapsoden von Ort zu Ort wandernd vortrugen, großentheils auf Kampf und Sieg, wovon ja das Denken und Leben der Griechen wie der Römer so voll war, jedoch das ist fast Alles verloren gegangen.

Es ist nun auch schon frühe bei Homer von Päanen die Rede, aber diese trugen anfangs mehr einen religiösen Charakter als einen kriegerischen. Ursprünglich mit dem Dienste des Apollo zusammenhängend, hatten sie die Tendenz, denselben zur Versöhnung zu stimmen und zur Abwendung einer Seuche oder ähnlichen Unglückes zu bewegen, sowie nach Abwendung eines solchen dankbar das Lob des rettenden Gottes zu singen. Bald verherrlichte der Päan auch andere Gottheiten, z. B. den Poseiden nach einem Erdbeben u. dgl.; und nachher gestaltete er sich zumeist als Kriegsgesang vor der Schlacht und als Dank- und Siegeslied nach dem glücklichen Ausgang einer solchen oder nach Eroberung einer Stadt. Bei den Römern feierte der Päan dann auch oft einzelne Heerführer nach glücklich errungenem Siege, und später ward er zum allgemeinen Jubelgesang, der bei allen Festen, besonders auch bei Gastmählern und Trinkgelagen, angestimmt wurde. Oft trug aber auch der Päan den Charakter der Todtenklage und der Sühne der unterweltlichen Gottheiten.

Als Dichter von Päanen werden bei den Griechen verschiedene genannt, besonders Archilochus aus Paros in Lydien, der um 688 vor Christo blühte, Terpandros von Antissa auf Lesbos um 660, und dann Pindar von Theben um 490. Der letztere ist namentlich auch ausgezeichnet als Sänger von Epinikien oder Siegeshymnen, die sich aber auf Siege bei den olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen Spielen bezogen, nicht auf Schlachten und Kriege. Jedoch wird der Tapferkeit in diesen ernsten Kämpfen öfters rühmend gedacht. Im Allgemeinen aber tragen diese Hymnen durchweg mehr einen religiösen Charakter.

Als Dichter von eigentlichen Kriegs- und Schlachtgesängen ist aus der ältesten Zeit vor Allem Kallinos von Ephesus zu nennen, der viele Elegieen schrieb, die wahrscheinlich alle kriegerische Tendenz hatten. Eine ist erhalten, in welcher der Dichter zum Kampf gegen die in das Land eingedrungenen Kimmerier auffordert. Er beginnt nach Geibels musterhafter Uebersetzung also:

Bis wann zaubert ihr noch? Wann faßt ihr entschlossen ein Herz euch
Jünglinge? Schämt ihr euch nicht vor den Bewohnern des Gaus,
Daß ihr die Händ' im Schooß, als säßet ihr mitten im Frieden,
Träg hindämmert, und rings wüthet im Lande der Krieg?

Auf in den Kampf und werft vor die Bruſt die gebuckelte Tartſche!
Noch mit ſterbender Hand ſchleudert das letzte Geſchoß!
Denn das ehrt und verherrlicht den Mann, für den Boden der Heimath
Fechtend, für Weib und Kind muthig den Feind zu beſteh'n.
Einmal kommt ja der Tod für Jeglichen, wenn es das Schickſal
Immer verhängt. Grad aus ſtürme dann jeder voran,
Hoch mit geſchwungenem Speer und das tapfere Herz an den Schildrand
Drängend, ſobald im Gewühl Mann ſich begegnet mit Mann!
Denn dem Todesgeſchick zu entgehn war Keinem beſchieden,
Wär er dem Stamme ſogar ewiger Götter entſproßt.
Mancher freilich entflieht der Gefahr und dem Sauſen der Lanzen,
Und am eigenen Herd rafft ihn die Möre dahin.
Aber um ihn nicht trauert die Stadt, noch wünſcht ſie zurück ihn,
Doch den Erſchlagnen beklagt jeglicher, hoch und gering;
Denn es ergreift ſie zuſammt nach dem tapferen Helden die Sehnſucht,
Fiel er, und halb gottgleich wird er im Leben geehrt.
Wie ein gewaltiger Thurm vorſchwebt er den Augen des Volkes,
Denn für Viele zu ſtehn war er, der Eine, genug.

Berühmter noch wie Kollinos iſt als Sänger von Kriegsliedern unter den Griechen **Tyrtäus** um 680 vor Chriſto. Er blühte im zweiten meſſeniſchen Kriege. Als die Spartaner von den Meſſeniern ſchwer beleidigt waren, baten ſie, ſo wird erzählt, auf den Ausſpruch des delphiſchen Orakels die Athener um einen Feldherrn, und dieſe ſandten ihnen merkwürdiger Weiſe, wohl zum Spott, einen lahmen Schullehrer, den Tyrtäus. Nicht als Vorkämpfer, aber doch als Vorſänger entzündete derſelbe in den Spartanern die Kampfluſt, daß ſie den Sieg gewannen. Auch wirkte er zugleich durch verſöhnende Lieder auf Einigkeit und treues Zuſammenhalten bei ihnen hin. Sie ertheilten ihm nachher das Bürgerrecht in Sparta, und ſeine Poeſien, Kriegslieder beim Ausrücken, Schlachtgeſänge und Marſchlieder, ſowie Elegien und Mahnungen an die Bürger zur Eintracht, erhielten ſich nicht nur lange im Volksmunde zu Sparta, ſondern wurden auch großentheils zu Nationalgeſängen der Griechen überhaupt. Erhalten ſind von ihnen nur drei Kriegslieder und ein Marſchlied.

Das eine der erhaltenen Kriegslieder beginnt alſo:

Auf! Das Geſchlecht ja ſeid ihr des unbezwungnen Herakles,
Streitet getroſt, noch nie wand euch den Rücken der Gott!
Nicht vor der Menge der Männer erbebt, nicht wendet zur Flucht euch,
Nein grad aus mit dem Schild ſtürmt auf die Vorderſten ein.
Achtet das Leben gering, und die finſteren Looſe des Todes,
Wenn ſie in Helios Strahl nahen, begrüßet mit Luſt.
Denn hell ſehet ihr leuchten die Müh'n des bejammerten Ares,
Und wohl kennt ihr des Krieg's furchtbares Wogengeſaus.

Der Dichter hebt dann den Vortheil der Tapferkeit im Gegensatz zur Zaghaftigkeit hervor und sagt weiter:

Keiner ja möchte sie alle zu End ausnennen, die Uebel,
Welche betreffen den Mann, zeigt er sich feige gesinnt.
Denn unwürdig ja ist's, wenn hinten im Rücken des Feindes
Waffe den fliehenden Mann trifft im Getümmel der Schlacht.
Ehrlos liegt er im Staube noch da, ein verachteter Leichnam,
Und es starrt ihm der Schaft zwischen den Schultern heraus.
Schreite denn jeder beherzt vorwärts, in den Boden die Füße
Fest eindrückend, die Zähn' über die Lippen geklemmt,
Brust und Schulter zumal und hinabwärts Hüften und Schenkel
Hinter des wuchtigen Schild's eherner Wölbung gedeckt.
Hochhin schwing' er zum Wurf in der Rechten die mächtige Lanze
Und Furcht weckend vom Haupt flattre der Busch ihm herab.
Fuß an Fuß mit dem Gegner und Schild andringend dem Schilde,
Daß sich der Helm mit dem Helm streift und der Busch mit dem Busch,
Brust an Brust dann such er im Kampf ihn nieder zu strecken
Sei's mit des Schwerthiebs Kraft oder dem ragendem Speer.

Der Dichter verherrlicht die Tapferkeit in der Weise, daß er alle anderen Vorzüge des Mannes: Tüchtigkeit im Wettlauf oder im Ringen, stattlichen Wuchs oder große Kraft, liebreizende Schönheit, königliche Herkunft, süße Gesangeskunst, alles dagegen zurücksetzt und des Liedes unwürdig erachtet:

Hätt er auch jeglichen Ruhm, nur die Kraft siegfröhlicher That nicht.
Denn preiswürdig erscheint nimmer ein Mann im Gefecht,
Trägt er es nicht standhaft, blutträufenden Mord zu erblicken,
Und faßt nahe zum Wurf zielend ins Auge den Feind.
Dies ja verherrlicht den Mann, ist Sterblichen edelster Kampfpreis
Und schön läßt es zumal, wenn ihn der Jüngling erwirbt.
Drum ein gemeinsamer Schatz ist solches der Stadt und dem Volk rings,
Wenn standhaltend ein Mann dauert im Vordergefecht
Rastlos, ganz ungedenk schmachbringender Flucht aus der Feldschlacht,
Und er geruhigen Muths setzet sein Leben an's Ziel.
Daß er, die mit ihm streiten, ermuthigt freudig zu fallen.
Also gewinnt sich ein Mann löblichen Namen im Kampf.

Tyrtäus schildert weiter die siegreichen Erfolge eines solchen und den Ruhm des Heldentodes:

Aber bezwingt ihn der Tod im Vorkampf, seinem Erzeuger,
Seiner Gemeinde und Stadt bringt er erhabenen Ruhm,
Wie er im Blute daliegt, vielfältig die Brust und den Panzer
Vorn und den bauchigen Schild von den Geschossen durchbohrt.
Aber die Jünglinge weinen um ihn, es jammern die Greise.
Und lautschallend erfüllt sehnliche Klage die Stadt.

Auch sein Grab bleibt heilig dem Volk, und die Kinder und Enkel
Ehrt man und ehret sein Haus bis in das fernste Geschlecht.
Nimmer im Dunkel erlischt sein Ruhm und gepriesener Name,
Und der Begrabene lebt als ein Unsterblicher fort.

Jedoch auch wenn er ruhmvoll kämpfend dem Tod entrinnt, wird er in späten Tagen von Jungen und Alten noch allgemein geehrt.

Wir fügen diesen Kriegsliedern noch das von Tyrtäus erhaltene kräftige Marschlied hinzu:

Auf, auf ihr, der Stadt voll Männerkraft,
Spartas entartete Bürger!
Mit der Linken den Schild vorhaltend,
Unverzagt abschleudernd den Schlachtspeer,
Laßt nicht euch reuen das Dasein,
Denn nicht ist Spartergebrauch dies.

Auch Alkman von Sparta, um 670 vor Christo, dichtete Marschlieder. Von ihnen ist aber nur sehr wenig erhalten.

Ein griechischer Sänger voller Patriotismus, Freiheitsliebe und kriegerischen Geistes, der selbst auch in den Kampf zog wider den Tyrannen Pittakos, ist der als Schöpfer einer nach ihm benannten lyrischen Strophe bekannte Alkäos aus Mitylene, um 610 vor Christo. Ihm verdankt Griechenland zehn Bücher Gedichte, darunter Kriegs- und Aufruhrlieder. In einem solchen vergleicht er den durch revolutionäre Bewegungen erschütterten Staat mit einem vom Sturm auf dem Meer bedrohten Schiffe.

— — — — — — — — —

Jetzt von hierher wälzt sich die Wog' heran,
Und jetzt von dort: wir aber trieben
Mitten hinein in dem dunkeln Schiffe.

Im wilden Sturmwind seufzet das Segeltau,
Denn Fluth umfängt eindringend des Mastes Fuß
Und jedes Segel ist durchlöchert,
Daß es in Fetzen bereits herumhängt.

Eine schöne Beschreibung einer echt kriegerisch ausgestatteten Wohnung giebt Alkäus in Folgendem:

Erz durchstrahlt das geräumige Haus, glanzhell funkelt die Decke, geziert für Ares ganz
Mit schönblinkender Helme Schmuck, über denen der weiße Roßschweif drohend winkt,
Zier für tapferer Männer Haupt; doch an hölzerne Nägel ringsum aufgehängt,
Schimmern Schienen von blankem Erz, Schutzwehr gegen der Kriegsgeschosse wilden Sturm.
Brustharnische aus neuem Stoff nebst hochragenden Schilden sind dort aufgestellt,

Manch Chalkidier-Schwert dazu, und Kriegsgürtel in Meng und mancher Waffenrock;
Deß sei Jeglicher eingedenk, weil am Ersten zu diesem Werk die Hand wir leih'n.

Als Dichter von Siegesliedern ist ferner zu nennen Simonides von Keos, um 500 vor Christo, vielleicht der bedeutendste Lyriker der Griechen nächst Pindaros. Mit flammender Begeisterung besang er die großen Thaten und die großen Männer seiner Zeit und früherer Zeiten. So heißt es in einem Siegeslied auf die Schlacht bei Termopylä:

Traun, der Helden Termopyläs Schicksal
Strahlt im Ruhme der ewigen Zeit: ihr Loos ist herrlich,
Ihr Grab ein Altar; die Erinnrung statt des Geklags und das Loblied
Statt des Bedauerns! Ihr Grab zerstört nicht Rost,
Noch die Allbezwingerin Zeit! Denn wahrlich, die That hebt sie empor.
Dieses bezeugt gewiß des Leonidas Name,
Spartas König, der Tapferkeit großes, edles Vorbild,
Welcher ewigen Ruhm sich erwarb.

Zuletzt erwähnen wir noch ein den Kriegerberuf verherrlichendes Soldatenlied von Hybrias aus Kreta.

Alles Reichthums Segen ist mir mein Speer und Schwert,
Neben des Schildes glanzhellem Schmuck, der meinen Leib deckt.
Denn damit bestell' und damit ernt' ich,
Nur damit erkeltr' ich süßen Wein mir vom Rebstock,
Dadurch heiß ich Herr von meiner Knechtschaar.
Und was nicht sich Speer zu besitzen und Schwert getraut,
Neben des Schildes glanzhellem Schmuck, der seinen Leib deckt,
Das Alles, im Staub liegend, mit den Knieen begrüßt mich,
Seinen Obherrn und huldiget mir als großem König.

Blicken wir nun auf die römische Literatur hin, so ist da die Ausbeute an Kriegspoesie eigentlich ziemlich gering, was um so auffallender erscheinen könnte, als die Römer doch eine so sehr kriegerische Nation waren und in so vielen Schlachten Ruhm und Sieg davongetragen haben. Es hat sich das aber nicht so in ihrer Poesie wiedergespiegelt, als man denken sollte. Vielleicht liegt der Grund hierfür darin, daß die Kriege der Römer weder nationale Freiheitskriege waren, noch für einen allgemein begeisternden, großen, patriotischen Zweck geführt wurden, noch auch als letzte Rettungsmittel aus großer Noth erscheinen konnten, sondern fast nur den Charakter von Eroberungskriegen trugen, bei denen es sich um die Unterjochung fremder Völker und um die Befriedigung des Ehrgeizes einzelner Heerführer handelte. Solche Kriege haben an sich wenig Ideales und Poetisches und können daher auch nicht eine reiche Kriegspoesie erzeugen, eine Erscheinung, die sich bei den

nicht minder kriegerisch gesinnten Franzosen im Vergleich mit den Deutschen und ihrer reichen Kriegspoesie bestätigt findet. Und wenn die alte römische Volkspoesie bei Umzügen und soldatischen Tänzen den Mars vor Anderen pries, so war das weniger der Kriegsgott, als der Segen bringende Schutzgott der Stadt, sowie auch der Feldfluren. So theilt ja Cato in seiner Schrift vom Landbau Cap. III ein Gebet der Hausväter, bei der Aussegnung ihrer Felder an Vater Mars gerichtet, mit, worin derselbe um Schutz für Feld und Haus gegen Verwüstung, Noth, Unglück und Unwetter, sowie um Segen für Korn und Wein, Baum und Frucht, Hirt- und Heerde angerufen wird. In den alten Weissagungen und Orakelsprüchen, deren Livius etliche von Marcius mittheilt, ist auch von der kriegerischen Zukunft Roms die Rede.

Die vielen Siege der Römer und die damit verbundenen Triumphzüge und Festfeiern bei der Rückkehr der siegreichen Feldherrn haben nun, wenn auch zur Verherrlichung ihrer Thaten in Versen, so doch nicht zu nennenswerthen poetischen Erzeugnissen geführt, indem dieselben nur allzuhäufig in Schmeichelei gegen den Triumphator auslaufen. Auch die Inschriften in Versen auf den Gedächtnißtafeln, welche die Feldherrn nachher auf dem Capitole aufstellten, um die Erinnerung an ihre Thaten der Nachwelt zu überliefern, waren in großsprecherischem Tone gehalten und können nicht darauf Anspruch machen, zur Kriegspoesie gezählt zu werden. Ueberdies hat sich nur wenig davon erhalten.

Wie sich denn nun aber gar oft im Leben die Extreme berühren, so geschah es auch, daß im Gegensatz zu der Ruhmredigkeit der siegreichen Feldherren und ihrer Freunde, in der späteren Zeit oft ihre eignen Soldaten sich Spottlieder auf dieselben erlaubten, die ein komisch maskirter Soldatenchor im Triumphe mitziehend zu singen sich herausnahm. Eines der wenigen derartigen Spottlieder, die sich erhalten haben, bezieht sich auf Kaiser Aurelianus und ist aus der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Es lautet:

Tausend Franken und Sarmaten
Haben wir für jetzt geschlachtet,
Tausend, tausend, tausend, tausend,
Tausend Perser suchen wir.

In ähnlicher Weise spiegelte sich die militärische Großthuerei auch in komischer Weise wieder in kleinen Liedchen, die die römischen Knaben beim Soldatenspiel zu singen pflegten. Als Probe theilen wir das folgende mit:

Tausend haben wir getödtet,
Tausend, tausend wir allein,
Ja ein Einz'ger hat getödtet
Tausend, tausend ganz allein.

Der die tausend hat getödtet,
Lebe hoch viel tausendmal.
So viel Wein hat wahrlich Niemand,
Als er Blut vergossen hat.

Die lächerliche Renommisterei eines ausgedienten Soldaten, verbunden mit Gewinnsucht und Liederlichkeit, nicht wirkliche kriegerische Tapferkeit, ist Gegenstand der berühmten Komödie des Plautus Miles gloriosus, der ruhmredige Soldat, Bramarbas, Prahlhans, oder wie man's übersetzen will. Für die Kriegspoesie ist sie ebensowenig von Interesse, als das von Kriegsgefangenen handelnde Stück des Plautus Captivi. Dagegen finden sich in den großen epischen Dichtungen des Virgil und Ovid, namentlich in der Aeneide des ersteren, sowie in dem Epos „Der Punische Krieg" von dem späteren (25 nach Christo geborenen) Dichter Silius Italicus und andern, mehrfache Schilderungen von Kriegs- und Kampfesscenen, ähnlich wie im Homer, nur weniger bedeutend und anschaulich. Auch in Ovids Metamorphosen ist von Kämpfen der Götter und Menschen die Rede, aber es handelt sich bei alledem mehr nur um einzelne Heldenthaten, als um den Krieg als solchen.

Klänge dieser Art sind, auch in der lyrischen Dichtung der Römer auffallend dünn gesät, und man muß sich wundern, daß bei dem vornehmsten Lyriker der römischen Blüthezeit, Horaz, der doch Kriegszeiten mit erlebte, nicht mehr derartige Beziehungen vorkommen. In der 16. Epode dieses Dichters finden sich zu Anfang bittere Klagen über die Thorheit seiner Zeitgenossen, in endlosen Bürgerkriegen die Kraft des nach außen hin immer siegreichen Rom zu verzehren, wodurch schließlich Fremde in die Heimath gelockt würden. Er schließt daran denn den sonderbaren Rath, das fluchbeladene Land zu verlassen und eine neue Heimath zu suchen auf den Inseln der Glückseligen im Ocean. Aber für das, was in unserm Jahrhundert namentlich unser deutsches Volk zur edelsten Kriegspoesie begeistert hat: für den Zorn über schmähliche Gewaltthat der nach der Herrschaft Strebenden, für die Klage über die Auflösung der sittlichen und socialen Bande und den Verlust der Freiheit, sowie für deren Wiedererringung hat Horaz keinen Sinn und kein Gefühl. Sein ganzer Patriotismus beruht mehr auf materieller Basis, als auf politisch-nationaler, wie er denn, obschon er ein Genosse des Brutus war, doch nachher als Verherrlicher des Augustus auftritt, und zwar oft in schmeichlerischer Weise, die fast daran erinnert, daß der Dichter der Sohn eines freigelassenen Sklaven war. Die Schlacht bei Philippi hat er mitgemacht. Darauf bezieht sich die 2. Ode im 7. Buch an Pompejus Grosphus. Sie beginnt also:

O du, den Tod oft nahe mit mir geführt,
Da Brutus Leitung folgte das Kriegesheer,

Wer gab dich nun, Quirit, der Heimath
Göttern zurück und dem Himmel Romas?

Pompejus, erster aller Genossen mir,
Mit dem ich oft langweilige Tag' im Wein
Abkürzte, wenn bekränzt die Locken
Glänzten von Syrischem Malobathrum.

Philippi fühlt ich, und die geschwinde Flucht
Mit dir, da feig ich von mir das Schildchen warf;
Die Männertugend sank und drohend
Schändlichen Boden ihr Kinn berührte.

Doch mich enthub Mercurius schnell dem Feind,
In dichten Nebel hüllend den Aengstlichen.
Dich trug in neuem Kampf die Woge,
Die dich in brausendem Strudel fortriß.

Der Dichter hat, wie wir sehen, bei Philippi und auch sonst nicht nach den edlen Grundsätzen gehandelt, die er in der zweiten Ode des dritten Buches ausspricht, gipfelnd in dem schönen, berühmt gewordenen Worte:

Dulce et decorum est pro patria mori!
Süß ist's und ruhmvoll, sterben für's Vaterland!

Die zur echten Römer-Tugend mahnende Ode beginnt also:

Den Drang der Armuth lerne der Jüngling gern,
Im harten Kriegsdienst kräftiglich aufgeblüht,
Erdulden und dem wilden Parther
Nah er zu Roß, mit dem Speere furchtbar.

Sein Leben schwind' ihm unter des Himmels Blau
Dahin in Drangsal. Ihn vor dem Feindeswall
Erblicke dann des fremden Herrschers
Ehegemahl und erwachsene Tochter.

Und seufze bang: „Ach, daß mir der Bräutigam,
Im Schlachtgewühl noch Neuling, den grimmen Leu'n
Nicht reize, den blutgierger Jähzorn
Mitten hinein in das Mordfeld reißet.

Süß ist's und ruhmvoll, sterben für's Vaterland!
Der Tod ereilt, auch wenn er entfleucht, den Mann
Und schonet nicht wehrloser Jugend
Knie, noch den feig abgewandten Rücken.

Um auch einen Klang der Siegesfreude von Horaz anzuführen erinnern wir an die 2. Ode des 4. Buches an Julius Antonius, in welcher er, für sich es als zu schwer zurückweisend, diesen seinen Freund auffordert, den Augustus, wenn er heimkehre von seinem Kriegszug gegen

die Sigambrer, zu besingen; etwas Schmeichlerisches liegt auch in dieser Ode:

Singe Du mit vollerem Griff, o Sänger,
Cäsarn, wenn geschmückt mit verdientem Lorbeer,
Er besiegt die heiligen Höh'n hinanschleppt
Wilde Sigambrer.

Ueber den nichts Größeres je und Beff'res
Götterhuld uns Sterblichen gab und Schicksal,
Noch in Zukunft giebt, wenn auch kehrten goldne
Zeiten der Urwelt.

Singen wirst Du fröhliche Tag' und Romas
Feierspiel, weil kehrte der Held Augustus,
Lang ersehnt, und unsern von Rechtsverhandlung
Leeren Gerichtsplatz.

Laut sodann, wenn würdig ich rede, — werd' ich
Meine Stimme einmischen und singen: „O Tag,
Schöner und preiswürdiger, durch die Rückkehr
Cäsars beseligt."

Jo Triumpf! indeß Du voran uns wandelst
Jo Triumpf! so rufen wir nicht nur Einmal,
Wir, das Volk ringsum, und den mildern Göttern
Opfern wir Weihrauch. —

Die vierte Ode des 4. Buches feiert den Stiefsohn des Augustus, den jungen Drusus, nach seinem Siege über die Rhätier und Vindelicier, den er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Tiberius erfocht. Es werden darin die Thaten der Neronen überhaupt verherrlicht, deren Geschlecht die Sieger angehörten. Auch der Dichter Propertius feiert die Thaten des Augustus in der 10 Elegie des 21. Buches, aber die Absicht, Schlachten zu besingen, spricht er mehr aus, als daß er sie ausführt. Ovid hat ebenfalls den Augustus so wie den Germanicus in Elegien gefeiert, die nicht mehr vorhanden sind. Eine sehr hohe Idee von dem Berufe des Kriegers hat aber auch er nicht, denn sonst hätte er in Anlaß der Erzählung vom Raub der Sabinerinnen in seiner „Kunst zu lieben" schwerlich mit folgendem Distichon schließen können:

Romulus Du verstandst nach Verdienst den Krieger zu lohnen
Giebst Du mir ähnlichen Sold, werde Dein Krieger ich sein. —

Gehen wir von der römischen zu der altdeutschen Kriegspoesie über, so haben wir zuerst zu beachten, was Tacitus darüber in der Germania sagt. Er erzählt, daß die alten Deutschen in alten Liedern den Tuisco, (wahrscheinlich den Schwertgott Zio oder Tyr) einen Erdgeborenen Gott und seinen Sohn Mannus, die Urheber und Begründer

ihres Geschlechts gefeiert, daß sie ihren Hercules, (wahrscheinlich Donar) gehabt hätten und ihn, wenn sie in die Schlacht zogen, als den ersten unter allen Tapfern zu besingen pflegten. Er sagt weiter, daß sie eine Art von Gesängen gehabt hätten, die sie Baritus, (nach Andern Barditus, Barbengesänge) nannten, durch deren Klang sie die Gemüther entflammten und das Glück des bevorstehenden Kampfes vorausdeuteten. Denn sie schreckten und erschütterten (das eine oder andere Heer) je nachdem es durch die Schlachtreihen tönte. Das erschien nicht sowohl als Zusammenklang menschlicher Stimmen, wie als die Tapferkeit selbst. Sie erstrebten dabei eine Rauhheit und Zerrissenheit des Klanges, indem die Schilde an den Mund gelegt wurden, damit die Stimme durch den Wiederhall desto voller und gewaltiger dröhne. — Das waren ja denn echt kriegerische, herbe Schlachtgesänge der alten Deutschen, deren Inhalt ohne Zweifel der Ruhm der alten Volkshelden gewesen ist, wie auch Tacitus in den Annalen (II, 88) sagt, daß Arminius bei den barbarischen Völkern besungen werde. Ein alter volksthümlicher Liederklang von Hermann, der vielleicht auf eine noch ältere Fassung als ursprüngliche Quelle zurückzuführen ist, lautet also:

Hermen sla Dermen,
Sla Pipen, sla Trummen,
Der Kaiser will kummen
Met Hamer und Stangen
Will Hermen uphangen

Von jenen allerältesten Liedern, die Tacitus im Auge haben konnte, hat sich leider gar nichts erhalten.

Der Name Barditus, den derselbe für die alten Schlachtgesänge anführt, ist wohl auf die in der altnordischen Sprache also benannten Schilde zurückzuführen, die man beim Gesang derselben mit erdröhnen ließ. Die Barden als besondere Sängergesellschaft sind keltischen, nicht deutschen Ursprungs; sie kamen bei den Galliern, Brittaniern, Iren und Gälen vor. Sie sind mit den Skalden der alten Skandinavier zu vergleichen. Lessing in seinem „Vorbericht zu den preußischen Kriegsliedern in den Feldzügen 1756 und 57 von einem Grenadier", bezeichnet die Barden als Brüder der Skalden, und sagt: „Beide folgten ihren Herzogen und Königen in den Krieg und waren Augenzeugen von den Thaten ihres Volkes. Selbst aus der Schlacht blieben sie nicht; die tapfersten und ältesten Krieger schlossen einen Kreis um sie und waren verbunden sie überall hinzubegleiten, wo sie den würdigsten Stoff für ihre Lieder vermutheten. Sie waren Dichter und Geschichtschreiber zugleich, wahre Dichter, feurige Geschichtschreiber. Welcher Held von ihnen bemerkt zu werden das Glück hatte, dessen Name war unsterblich, so unsterblich als die Schande des Feindes, den sie fliehen sahen."

Von den Skalden haben sich einige echt kriegerische Klänge erhalten. Herder theilt in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" aus Bartholie einen skaldischen Morgengesang im Kriege mit:

Tag bricht an!
Es kräht der Hahn,
Schwingts Gefieder.
Auf ihr Brüder,
Ist Zeit zur Schlacht,
Erwacht, erwacht!

Unverdrossen
Der Unsern Führer!
Des hohen Adels
Kampfgenossen
Erwacht, erwacht!

Har mit der Faust hart,
Rolf, der Schütze,
Männer im Blitze,
Die nimmer flieh'n!
Zum Weingelage,
Zum Weibsgekose
Weck ich euch nicht.
Zu harter Schlacht
Erwacht, erwacht!

Dann ein prächtiges Sturmlied:

Ich hör im Norden
Ein Wetter aufstehn,
Hagel rasselt
Auf Helmen hart.
Wolkensteine
Stieben im Wetter
In der Streiter Augen
Vom scharfen Sturm.

Es hagelt Schlossen
Jed ein Loth schwer!
Blut in's Meer,
Blut aus Wunden
Röthet den Speer.
Die Leichen lagen,
's war harter Kampf,
Das Heer der Grafen
Steht dem Kampf!

Der Sturmgeist grimmig
Schleudert spitzige
Pfeile von den Fingern
Den Fechtern in's Gesicht.
Die mächtigen Fechter,
Im harten Gewitter
Dem Sturme stehend,
Weichen nicht!

Bis daß am Ende
Dem tapferen Grafen
Geschwächt an Kräften
Der Muth erlag.
Zog ab die Flotte,
Befahl den Seinen
Segel zu spannen!
Die Wellen schlugen
In die hohlen Segel
Der Sturmwind blies.

Lebendige Kampfesschilderungen enthält dann auch der altskaldische Todesgesang König Hakos, in welchem zwei Walküren, Todtwälerinnen, Schlachtenjungfrauen, von Gott Thor ausgesandt werden zu kiesen einen König, der solle zum Odin fahren, hinauf zu wohnen in Walhall.

Tyrs und Baugas
Schwerter sprangen
Auf den harten Schädeln
Der Normannsfechter.
Die Schlacht ergoß sich,
Die Schilde brachen
Von der Hand der Helden
Oder wurden blutroth.

Blitze flammten
In blutende Wunden,
Schilde bargen
Der Männer Leben,
Von fallenden Leibern
Tönt das Land,
An Skordas Ufer
Blutmeer floß u. s. w.

Ferner wollen wir erwähnen ein altschottisches Schlachtlied nach Walter Scott von Freiligrath übersetzt:

Donuils Dhus Kriegsgesang!
Schlachtlied von Donuil
Töne mit wildem Klang!
Wecke Clan Conuil!

Herren und Knechte werden aufgefordert herbeizukommen zum Gefechte und zu hören auf das Feldgeschrei. Alles sollen sie meiden und nur auf die Fahne schauen:

Lasset die Braut, das Weib,
Lasset die Heerde,
Lasset der Todten Leib
Ueber der Erde!
Lasset die Jagd, den Teich,
Barken und Schlingen,
Bringt nur Kriegszeug,
Tartschen und Klingen!

Kommt wie der Sturm kommt, wenn
Wälder erzittern.
Kommt wie die Brandung, wenn
Flotten zersplittern!
Schnell herab, schnell herab,
Schneller kommt alle,
Häuptling und Bub und Knapp,
Herr und Vasalle!

Seht wie sie kommen, seht
Wie sie sich schaaren!
Haidkraut im Winde weht,
Feder des Aaren!
Weg den Plaid, zieht das Schwert!
Vorwärts ihr Leute!
Donuils Dhus Kriegsgesang
Töne zum Streite!

Und nun könnte, wenn es nicht zu weit führen würde, an so manchen ächt kriegerischen Klang im Ossian erinnert werden, z. B. im Fingal, in Temora, in dem Krieg mit Karos und anderen Gesängen.

Einen andern Charakter trägt das angelsächsische Heldengedicht Beowulf aus dem 8. Jahrhundert, welches die ursprünglich deutsche Sage von diesem Könige der Jüten enthält und namentlich seine blutigen Kämpfe mit dem Seeungeheuer Brendel und dessen Mutter, sowie seinen letzten Kampf mit dem Drachen sehr lebendig schildert. Auch die altnordische Edda enthält kriegerische Partieen. Ueberhaupt sind die Reste altgälischer, schottischer, angelsächsischer Poesie viel zahlreicher und bedeutender, als die unserer altgermanischen Heldendichtung aus der frühesten,

namentlich der noch heidnischen Zeit. Karl der Große hatte ja diese alten Heldenlieder noch sammeln lassen, aber leider dann, gemäß der Mittheilung Eginhards, seines Biographen, verfügt, daß nach seinem Tode alle seine zusammengebrachten Bücher verkauft und die Erträge unter die Armen vertheilt werden sollten. So sind die alten germanischen Kriegslieder zu Grunde gegangen, die unsere Vorväter einst im Feldlager, bei Gastmählern und Festlichkeiten so gern sangen und singen hörten. Erscheint doch ein Sänger oder Harfenspieler meist auch im Gefolge der alten deutschen Könige und Herzoge. Manches aus der altheidnischen Zeit ist wohl nachher auch besonders unter Ludwig dem Frommen in christlichem Uebereifer gegen alles Vorchristliche und Unchristliche absichtlich zu Grunde gerichtet worden, so daß nur wie durch einen glücklichen Zufall, etwa auf einem Pergamentblatt, das nachher als Umschlag zu einem christlichen Buche benutzt wurde, oder in ähnlicher Weise, sich einige wenige Reste von Heldenliedern aus der ältesten Zeit erhalten haben. Dazu gehört z. B. das bekannte Lied vom Kampfe Hildebrands mit Hadubrand, seinem Sohn, wovon wenigstens ein großes Fragment vorhanden ist. Das Lied von Walther von Aquitanien und seinen Kämpfen mit den 12 Helden des Burgunderkönigs Gunthari in einem Engpasse der Vogesen ist wenigstens in der lateinischen Ueberarbeitung des Mönches Ekkehard von St. Gallen aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts noch vorhanden. Auch in dieser christlichen Gestalt trägt es noch Spuren der altheidnischen Kampfeslust und des etwas blutdürstigen Heldenthums der deutschen Vorzeit an sich.

Nur vorübergehend können wir hier erinnern an das Ludwigslied aus dem Ende des 9. Jahrhunderts, welches den Kampf und Sieg Ludwigs III. von Austrasien und Neustrien über die Normannen feiert. Der König beginnt den Kampf jetzt auch mit Gesang, aber mit dem eines frommen Liedes:

Da nahm er Schild und Speer,
Ritt eilig daher.
Wollt wahrlich rächen
Seine Widersacher.
Da währt's nicht lange
Fand er die Normannen.
Gottlob! rief er.
Seinen Wunsch sah er.
Der König reitet kühn,
Sang lautes Lied,
Und alle sangen
Kyrie Eleison.
Sang war gesungen,
Schlacht ward begonnen.

Blut schien in den Wangen
Spielender Franken.
Da rächt jeder sich,
Keiner wie Ludwig.
Schnell und kühn
War ja sein Sinn.
Jenen durchschlug er,
Diesen durchstach er.
Schenkte zu Handen
Seinen Feinden
Trank bittern Leides.
So wichen sie Leides.
Gelobt sei Gottes Kraft,
Ludwig war sieghaft!

Bekannt sind ja denn auch die gewaltigen Heldenlieder aus der ersten Blütheperiode der deutschen Dichtung im 12. und 13. Jahrhundert mit ihren prächtigen Schilderungen von Kämpfen und Schlachten. So z. B. in der Gudrun die Schlacht auf dem Wulpensande, einer Insel in der Nordsee, deren Darstellung offenbar auf älteren Liedern über diesen Kampf hindeutet: „Wie Schneesturz auf Schneesturz nach den Stürmen von den Bergen rollt, so fliegen die Speere von den Händen; bis unter die Arme im Meere stehend fechten die Helden grimmiglich, so daß des Meeres Fluth blutgefärbt wurde und in rothem Scheine am Strande fern dahin wogte, so weit wie man mit einem Speer werfen mochte. Der Abend bricht herein und in der sinkenden Sonne wird der geraubten Gudrun Vater, Hettel, von des Räubers Vater, dem Normannenkönig, erschlagen. Wasa, grimmig über des Königs Tod, zündet, nachdem das Abendroth am Himmel erloschen ist, ein neues Abendroth auf den Helmen der Feinde an mit geschwinden Schwertschlägen; indeß das Dunkel der Nacht läßt sogar Freund an Freund feindlich gerathen und der Kampf wird geschlossen." (So skizzirt Vilmar denselben.)

Nicht minder ergreifende Kampfesschilderungen enthält auch das Nibelungenlied. Zu dem Grausigsten, was von Schlachtscenen in alten Gesängen vorkommt, gehört doch ohne Zweifel der furchtbare Vernichtungskampf der Burgunderkönige und ihrer Dienstmannen auf der Etzelnburg, den der grimme Hagen, nachdem die letzteren in der Herberge schon erschlagen worden waren, auf diese Kunde hin im Festsaal selbst eröffnet mit den Worten: Nun trinken wir die Minne und opfern des Königs Wein. Das bezieht sich auf die Sitte unserer heidnischen Vorväter, am Ende eines Mahles einen Becher zu leeren als eine Art Todtenopfer und als Gedächtniß für die Verstorbenen, was man als die Minne bezeichnete. So soll jetzt Siegfrieds Minne oder Gedächtniß in Blut getrunken werden, und König Etzel muß dazu, statt des sonst üblichen Weines, das

Blut seines Sohnes und der Seinigen hergeben. Es beginnt nun ein furchtbarer Kampf, den kaum die Nacht unterbricht, in deren Stille man das Blut aus dem Saal herunter rieseln hört. Und als Kriemhild auch noch Feuer im Saal anlegen läßt, suchen sich die Helden vor dem Verschmachten zu schützen, indem sie von dem Blute der Erschlagenen trinken. So gehen herrliche Geschlechter von Königen und Helden zu Grunde, und das rothe Gold des Nibelungenhortes hat seine verhängnißvolle, die Menschen an die Unterwelt fesselnde Macht bewiesen, indem es seine Hüter in das Schatten- und Nebelland des Todes hinabgezogen hat. Wir aber dürfen wohl in dem schrecklichen Kampf der Burgunder, Ostgothen und Hunnen ein poetisches Spiegelbild erkennen jener welthistorischen Schlacht, die im Jahre 451 die Hunnen unter Attila oder Etzel auf den katalaunischen Feldern lieferten, von der ja die Sage ging, daß die Geister der Gefallenen in den Wolken den erbitterten Kampf noch fortgesetzt hätten. In derselben soll auch das Bluttrinken wirklich vorgekommen sein.

Die deutsche Volksdichtung des fränkischen, hunnischen, lombardischen und ostgothischen Sagenkreises bietet uns in der mittelalterlichen Blüthe-periode noch manchen ächt kriegerischen Klang. Aus dem letzteren ist besonders die Schlacht bei Ravenna oder die Rabenschlacht zu nennen. Dagegen gefällt sich die lyrische Kunstdichtung des sonst so kriegerischen Mittelalters in der Minnepoesie fast nur in sentimentalen Liebes- und zarten Naturschwärmereien. Mannhafte Töne, wie bei Walther von der Vogelweide, Reinmar dem Alten und Reinmar von Zweter, bilden dabei seltene Ausnahmen, und kriegerische Klänge kommen gar nicht vor. Aber auch die epische Kunstdichtung jener Zeit verliert sich in ihren Heldenliedern mehr in das Abenteuerliche. So schon die des Sagenkreises Karl des Großen und seines Schildknappen Roland, mehr aber noch die dem Sagenkreise von König Artus und den Rittern von der Tafelrunde, sowie die der Sage vom heiligen Gral angehörigen epischen Gesänge, wie Parcival, Titurel und andere. Ebenso die Heldengedichte der antiken Sagenkreise von Alexander dem Großen, Aeneas und dem trojanischen Krieg.

Einen mehr geschichtlichen Charakter haben sich die spanischen Romanzen vom Cid und seinen Kämpfen gegen die Mauren aus dem 13. bis 15. Jahrhundert gewahrt, die durch Herder für die deutsche Literatur gewonnen sind und viel echt kriegerische Züge erhalten. — Unter den historischen Helden der Kreuzzüge ist der englische Richard Löwenherz der am meisten gefeierte; er ist durch die sagenhaft ausgeschmückte Geschichte seiner Gefangenschaft und deren Beendigung durch den Sänger Blondel populär geworden. Ihm gilt besonders auch das freilich später entstandene:

Wer ist der Ritter hochgeehrt,
Der hier gen Osten zieht?

Wer ist's, vor dessen Flammenschwert
Der Muselmann entflieht?
Wer ist's, der dort im Siegesglanz
Vor Ptolemais steht?
Wer, dessen Stirn der Lorbeerkranz
Von Ascalon umweht?
Du stolzes England freue dich:
Dein Richard hoch und ritterlich,
Dein König, dein König, der tapfre Löwenherz.

Auch in Gretrys Oper Blondel kommt ein namentlich in Frankreich berühmt gewordenes Lied auf Richard vor:

O Richard, o mein König,
Verläßt Dich Jederman?
Bleibt Dir nur dieser Arm,
Der retten möchte und nicht kann?

Auch unter den Liedern der französischen Troubadours, die allerdings größtentheils der Liebe gewidmet waren, giebt es kriegerische Klänge, namentlich auch solche, die auf die Kreuzzüge und den Aufruf zu denselbigen Bezug hatten. In einem Liede eines der berühmtesten unter den Troubadours, Bertram de Born, tritt die Herzensfreude an Kampf und Fehde in anziehender Weise hervor. Er beginnt also:

Mich freut des süßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüthe neu entspringt,
Mich freut's, hör' ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erschallet in den Wäldern.
Mich freut es, seh ich weit und breit
Gezelt und Hütten angereiht;
Mich freuts, wenn auf den Feldern
Schon Mann und Roß zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.
Mich freut es, wenn die Plänkler nah'n
Und furchtsam Mensch und Heerde weicht:
Mich freut's, wenn sich auf ihrer Bahn
Ein rauschend Heer von Kriegern zeigt.

Der Dichter erklärt es weiter für Augenweide, wenn ein festes Schloß belagert und bezwungen wird, und es freut ihn, wenn der Anführer ritterlich auf seinem Schlachtroß voransprengt, die Seinigen anfeuernd. Da ist es denn jedes Mannes Pflicht, beim Angriff getrost ihm nachzufolgen:

Denn jeder gilt für einen Wicht,
Bevor er wacker kämpft und ficht.

Er beschreibt nun die auf dem Schlachtfeld herumliegenden zerhauenen Waffenstücke und umherirrenden Rosse gefallener Reiter, wobei jeder

Held im Schlachtgetümmel nur daran denkt, wie er Arme und Köpfe spalte, und schließt also:

Nicht solche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speis' und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: Drauf, hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hülferuf die Feinde weckt
Und Groß und Klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten,
Und Mancher liegt dahingestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt.

Was in der deutschen ritterlichen Lyrik des Mittelalters gänzlich fehlte, der Kriegs- und Siegesgesang, das trat, wie um Versäumtes nachzuholen, desto lebendiger, fröhlicher und mannigfaltiger hervor, als die Lust an der Dichtung von den in Rohheit und Verwilderung versinkenden ritterlichen Kreisen hinabstieg in das Haus und die Werkstätte des einfachen fleißigen, arbeitsamen Bürgers. Das mit den Mühen des Lebens kämpfende Volk suchte und fand in der Sangeslust Erholung und Erfrischung. Nun ertönen Kriegslieder und Siegesklänge, und zwar zuerst und zumeist da, wo kühne kleine Volkskriege geführt werden für Stammesrechte und Volksfreiheit gegen einheimische oder fremde Dränger, wie im Süden von den Schweizern gegen Oesterreich und Burgund, im Norden von den Dittmarschen. Aus den erstern Kämpfen wäre eine Reihe von volksthümlich gehaltenen Kriegs- und Siegesliedern anzuführen. So das treffliche Lied vom „Streit zu Sempach" 1386 von Halbsuter. Die kühne That Arnolds von Winkelried in dieser Schlacht schildert der Dichter also:

Des Adels Heer was feste
In Ordnung dick und breit.
Das verdroß die frommen Gäste.
Ein Winkelried, der seit:
Wend ihrs genießen lon
Min fromme Kind und Frauen,
So will ich ein Frevel beston.
Trüwen lieben Eidgenossen,
Min Leben verlür ich mit.
Sie hand ihr Ordnung gestoßen,
Wir mögends in brechen nit.
Ich wil ein Inbruch han,
Des wellend ihr min Geschlechte
In ewig genießen lan.
Hiemit do tett er fassen
Ein Arm voll Spieß behend.

Den Sinen macht er ein Gassen,
Sin Leben hat ein End.
Er hat eins Löwen Mut;
Sin mannlich dapfer Sterben
Was den vier Waldstetten gut.
Also begundents brechen
Des Adels Ordnung bald
Mit howen und mit stechen.
Gott siner Seelen walt!
Wo er das nit het gethan,
So wurd's d'Eidgenossen han kostet
Noch mengen Biderman.

Ferner sind anzuführen: ein in ähnlicher Weise gehaltenes altes Lied von der Schlacht bei Näfels, das Waldshuterlied von Steinhuser, dann das„ von dem Streit zu Murten" von Hans Fiel, und namentlich die Lieder von den Schlachten des Burgunderkrieges von Veit Weber, darunter das von der Schlacht bei Murten im Jahr 1476 das bekannteste und beste ist:

Mein Herz ist aller Freuden voll,
Darum ich aber singen soll,
Und wie es ist ergangen.
Mich hat verlanget Tag und Nacht,
Bis sich der Schimpf nun hat gemacht,
Nach dem ich hatt Verlangen.

Der Herzog von Burgund genannt,
Der kam vor Murten hingerannt.
Sein Schaden wollt er rächen,
Den man ihm vor Granson gethan.
Sein Zelte spannt er auf dem Plan,
Murten wollt er zerbrechen.

Nach einer lebendigen Schilderung des Angriffs folgt dann eine Darstellung der Niederlage und Flucht der Feinde, die von einem hübschen Anflug von Volkshumor durchzogen ist. Es heißt da:

Einer flog hin, der Andre her.
Da er meint, daß er verborgen wär',
Versteckt sich in den Hursten.
Kein größer Noth sah ich nie meh,
Eine große Schaar lief in den See,
Wie wohl sie nicht mocht dursten.
Sie wateten drin bis an das Kinn,
Dennoch schoß man fast zu ihnn,
Als ob sie Enten wären
Man schifft zu ihnen und schoß sie todt,
Der See, der ward wie Blut so roth,
Jämmerlich hört man sie plerren.

Nachher sagt der Dichter, er habe gehört sagen, daß von den welschen Mann 26000 auf dem Plan geblieben seien, und fügt dann hinzu:

Nun glaubet mir hier diese Wort:
Fürwahr auf der Eidgenossen Ort
Sind nicht zwanzig umkommen,
Dabei man wohl erkennen mag,
Daß sie Gott behüt Nacht und Tag,
Die Kühnen und die Frommen.

Es wird doch nicht so ganz leicht, ihm das zu glauben, obschon er am Schlusse sagt:

Veit Weber hat dies Lied gemacht,
Er ist selbst gewesen in der Schlacht*).

In ähnlicher Weise gehalten und fast von gleicher Bedeutung sind die Kriegslieder eines andern kleinen Volksstammes, der im Norden unseres Vaterlandes für seine Freiheit kämpfenden Ditmarschen.

Hören wir ein Ditmarschenlied von der Schlacht bei Hemmingstedt (1500):

Der König wol to dem Hertogen sprack:
Ach Broder, hartleve Broder,
Ach Broder hartleveste Broder min,
Wo willn wi dat nu beginnnen,
Dat wi dat frie Ditmarschen Lant
Aan unsen Schaden gewinnen?

So balt dat Reinholt von Meilant vernam
Mit sinem langen gelen Barde,
De sprack: „Willn maken ein Baden bereit
Und schicken na der groten Garde,
Will uns de grote Garde bistant don,
Ditmarschen schal unser wel werden."

So balt de Garde dise Mere vor nam
Se rüstede sick so machtig seer,
Se rüste sick wol vöfftein dusent man stark,
Aver de grone Heide to trecken.

„Könn wi men des Königs Besoldung erwarwen,
Unse Fröukens de schülen sulvest wol mede."
De Trummenschleger de schlog wol an,
Se togen aver de grone Heide.

Und da de Garde tom Könige wol quam:
„Ach König, min lever Here,

*) Auch noch spätere Dichter haben häufiger die Heldenthaten der Schweizer in ihren Befreiungskämpfen besungen, z. B. noch Otto Roquette die Schlacht bei St. Jakob in einem größeren epischen Gedichte.

Wor licht doch nu dat Ditmarſchen Lant,
Im Heven oder up ſchlichter Erden?"

Dem Könige befil de Rede niht wol,
He bede bald webder ſpreken:
„It is niht mit Keden an den Heven gebunden,
It licht wol an der ſiden Erden."

Der Garde Her ſprak do mit Mode ſtark:
„Ach König, min lever Here,
Is it nicht gebunden an den Heven hoch,
Ditmarſchen dat ſchal unſe balt werden.

He let de Trummelen umme ſchlan,
De Fänlin de let he flegen,
Darmit togen ſe einen langen breden Wech
Bet ſe dat Lant int Geſichte kregen:
„Ach Lendeken dey, nu bin ick di niht wit,
Du ſchelt min nu balde werden."

Darmit togen ſe to hoger Wintbergen in,
Se legen dar eine kleine Weile,
Se togen do vordan na Meldorp to,
Eren Avermot, den beden ſe briven.

Se ſtaken det Königsbanner tom hogen Torm ut
Den Ditmarſchen dar to Gramme,
Se hengeden er Schilt wol aver de Mure,
Dar aver iſt em niht wol ergangen.

Se togen noch ein weinig wieder vort
Wol na der Hemmingſteder Velde,
Dar blef ok de grote Garde geſchlagen
Mit eren dapperen Helden.

Dat Webder was niht klar, de Wech was ok ſchmal,
De Graven weren vull Water,
Nohten toch de Garde nah wieder vort
Mit einem trotzigen Mode.

He hadde einen Harniſch aver ſinen Lif getagen,
Der ſchiende vom Golde ſo rode,
Daraver was ein Panzer geſchlagen,
Darup bede he ſick verlaten.

Mit dem do ſprank da ein lantsmau herto,
Mit einem langen Spere,
He ſtack ſo ſtark, dat drut ein Krumhake wart
Und hangede in dem Panzer ſo ſchwere.

Dem Landesman ein ander to Hülpe quam,
Dat Sper wolden se webder haben,
De Garde was stark, drei hadden vull Wark
Er se en konden averwinnen,
Se togen en mit Sabel und Roß herdal
Wol in den depen Graven.

Dar wart ok der Holsten König geschlagen
Mit alle sinem groten Heer,
Dar lach do sin Pert, dar lach ok sin Schwert,
Darto de königlike Krone,
De Krone de schal uns Maria dragen
In Aken wol in dem Dome.

Als in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Zeit der Reformation das deutsche Volkslied so schöne und reiche Blüthen trieb, sangen auch die tapferen deutschen Landsknechte ihre Lieder, in denen theils ihr allerdings oft leichtfertiges Leben und Treiben geschildert wird, theils einzelne besondere Thaten derselben gefeiert werden. Namentlich die Schlacht bei Pavia ist mehrfach also poetisch geschildert worden. Hören wir zuerst ein Lied vom Landsknechtorden im Allgemeinen:

Gott gnad dem großmechtigen Kaiser frumme,
Maximilian! bei dem ist auf kumme
Ein Orden, durchzeucht alle Land
Mit Pfeifen und mit Trummen,
Landsknecht sind sie genant.

Fasten und Beten laßen sie wol bleiben
Und meinen, Pfaffen und Münich sollen's treiben,
Die haben davon iren Stift,
Des mancher Landsknecht frumme
Im Gartsegel umb schifft.

In Wammes und Halbhosen muß er springe,
Schnee, Regen, Wind alles achten geringe
Und hart liegen für gute Speis.
Mancher wolt gern schwitzen,
Wenn ihm möcht werden heiß.

Also muß er sich in dem Land umbkeren,
Bis er hört von Krieg und Feindschaft der Heeren,
Darnach ist ihm kein Land zu weit
Darein lauft er mit Eren,
Bis er auch findt Bescheid.

Es wird dann gesagt, daß der Landsknecht haben müsse ein Weib und Flaschen, einen Hund und einen Knaben, letztere beiden zum Aufspüren dessen, was im Hause ist; ferner Würfel, Karten und guten

Wein. Für Stürme und Schlachten müssen sie dann lernen, wie man mit langen Spießen Prozessiones hat:

Wenn sie dann ihr Kapitel wöllen halte,
Mit Spieß und Helleparten sieht man's balde
Zum Fenlein in die Ordnung stan,
Dann tut der Hauptmann sagen:
„Den Feind wöll wir greifen an!"

Darnach hört man das groß Geschütz und kleine,
„Her her" schreien die Frummen all gemeine,
So hebt sich an das Ritterspiel
Mit Spieß und Helleparten
Sieht man ihr fechten vil.

Lerman, Lerman! hört man die Trummen spechte,
Darbei setzens die iren Rechte:
Eine grüne Heid ist's Richters Buch,
Darein schreibt man die Urteil
Biß eim rinnts Blut in d Schuh.

In dem Orden sind man gar seltsam knaben,
Sie laufen an Stett und Schloß und Graben,
Das muß man jezund haben Acht:
Wo der Orden regieret
Werden lär Hofstett gemacht.

Wie möchten's doch ein hertern Orden tragen?
Sie leiden groß Not bei Nacht nnd Tage,
Biß sie überkummen eines Heren Huld,
Darbei bleibt mancher tode.
Wolt behalten seins Heren Huld.

Um die Todten klagen dann ihre treuen Frauen. Darnach helfen sie das Requiem singen und die alte Lieb hat ein End. Der Dichter schließt nach Weise mancher alten Volksliederdichter sich nennend:

Das ist der Kriegsleut Observanz und Rechte,
Sang Jörg Graff, ein Bruder aller Landsknechte.
Unfall hat im sein Freud gewendt,
Wär sonst im Orden blieben
Willig bis an sein End.

Noch ein altes Landsknechtlied:

Der in Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er mit sich führen?
Ein schönes Frewelein,
Ein langen Spieß, ein kurzen Degen,

Ein Herren wöl wir ſuchen,
Der uns Gelt und Bſcheid ſol geben.

Und geit er uns dann kein Gelt nit
Leit uns nit vil daran,
So laufen wir durch die Welde,
Kein Hunger ſtoßt uns nit an,
Der Hüner, der Gans hab wir ſo vil,
Das Waſſer auß dem Prunnen
Trinkt der Landsknecht wenn er wil.

Und wirt mir dann geſchoſſen
Ein Flügel von meinem Leib,
So darf ich 's Niemand klagen,
Es ſchadt mir nit ein Meit
Und nit ein Creuz an meinem Leib,
Das Gelt wöl wir vertemmen,
Das der Schweizer umbd Handſchuh geit.

Er tröſtet ſich alſo über den Verluſt eines Armes damit, daß er nun das Geld, was ſonſt ein Soldat wie der Schweizer für Handſchuhe ausgeben müſſe, vertrinken könne. Ferner redet er von dem Verluſt eines Beines:

Und wird mie dann geſchoſſen
Ein Schenkel von meinem Leib
So thu ich's nacher kriechen
Es ſchadt mir nit ein Meit.
Ein hülzerner Stelzen iſt mir gerecht
Ja wenn das Jar herumbe kumt,
Gib ich's eim Spitelknecht

Ei wird ichs dann erſchoſſen,
Erſchoſſen auf preiter Heid
So tregt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab iſt mir bereit,
So ſchlegt man mir den Pumerlein pum,
Der iſt mir neunmal lieber,
Denn aller Pfaffen Gebrum.

Der uns das Liedlein news Geſang
Von newen geſungen hat,
Das hat getan ein Landsknecht.
Gott geb im ein fein gut Jar.
Er ſingt uns das, er ſingt uns mer
Er muß mir noch wol werden,
Der mir's Gelach bezalen muß.

In Emanuel Geibels Neuen Gedichten findet ſich ein Lied von einem Landsknecht „da er zu Augsburg lag", welches im Weſentlichen die Ge-

danken des obigen Landsknechtliedes wiedergiebt. Die Fahne wird aber da als die Braut dargestellt, um die er kämpft. Es beginnt also:

Ein Landsknecht bin ich worden
In des Feldhauptmanns Heer.
Dem frommen Landsknechtorden,
Dem sing ich Preis und Ehr
Wer fährt so gut mit frischem Muth
In diesen schweren Zeiten,
Als wie der Landsknecht thut?

Hören wir noch ein altes Landsknechtlied auf die Schlacht bei Pavia:

Zart schön's Jungfräwelein
Laß Dir mein junges Herz befolen sein
Weil ich im Elend bin!
Dein nimmer zu vergessen,
Ligst nur in meinem Sinn.
Zart schöns Jungfräwelin
Mein höchster Hort,
Denk an mein Wort!
Fort immer fort
Dein nimmer zu vergessen.
Herr Görg von Fronsperg,
Herr Görg von Fronsperg,
Der hat die Schlacht vor Bavia gewunnen.
Gewunnen hat er die Schlacht vor Bavia in eim Tiergart,
In neunthalben Stunden gewunnen Land und Leut.

Der König auß Frankreich,
Der König auß Frankreich,
Der hat die Schlacht vor Bavia verloren,
Verloren hat er die Schlacht vor Bavia in eim Tiergart
In neunthalben Stunden verlor er Land und Leut.
Nun grüß dich Gott, du Königstöchterlein im ganzen Frankenreich,
Euerm Vatter hab ich abgewunnen in neunthalben Stunden Land und Leut;
Ich habs gewagt, frisch unverzagt,
Ich habs gewagt, frisch unverzagt
Euerm Vatter hab ich abgewunnen in neunthalben Stunden Land und Leut.

Im Blut mußten wir gan,
Im Blut mußten wir gan
Bis über bis über die Schuch:
Barmherziger Gott erkenn die Not!
Barmherziger Gott erkenn die Not!
Wir müßen sonst verderben also.

Lerman lerman lerman
Thet uns die Trummel und die Pfeifen ſprechen,
Her her her, ir frommen teutſchen Landsknecht gut
Laſt uns in die Schlachtordnung ſtan.
Biß daß die Hauptleut ſprechen: jetzt wöllen wir's greifen an.

Reuter zum Pferd, Sattel und Zaum,
Der Feind der iſt vorhanden
Es geht wol gegen der Sommerzeit,
Daß mancher Knecht zu Felde leit.
Ich will euch dapfer lonen
Mit lauter Doppelkronen.
Gut Poſtparten wil ich euch geben,
Weil ir mir habt beſchützt mein Land und Leut
Dazu mein junges Leben.

Unter den hiſtoriſchen Volksliedern der Reformationszeit ſind eine ganze Anzahl Kriegslieder. So brachte namentlich auch der Bauernkrieg und der ſchmalkaldiſche Krieg ſeine Kampfes- und Siegeslieder hervor, ſowie denn auch die ſpäteren kleinen Fehden und Händel, wie der Grumbachiſche, der Braunſchweigiſche Handel, die Soeſter Fehde und ſo manche andere. Aber auch die Schickſale von Städten wie Magdeburg, ferner Lokalhelden, auch Raubritter, Landfahrer, wurden in kriegeriſchen Liedern gefeiert. So Eppelin von Gaila, dann der Lindenſchmidt, ferner Hans Benzenauer, der Vertheidiger von Kufſtein, und der Landfahrer Schüttenſamen. Beſonders merkwürdig iſt aber nun ein Kriegslied, das ſehr verſchiedene Elemente enthält, und von dem zumeiſt nur der wunderſchöne Schluß bekannt iſt, der dem ganzen den Titel: „Frommer Soldaten ſeligſter Tod" gegeben hat. Es iſt zuerſt abgedruckt in Mohrhofs Unterricht in der deutſchen Sprache und Poeſie, Kiel 1682, und ſoll von einem alten Meiſterſänger herrühren; meiſtens wird es in die Zeit des dreißigjährigen Krieges verlegt. Es beginnt alſo:

Viel Krieg hat ſich in dieſer Welt
Mancher Urſach erhaben,
Denſelben hat Gott zugeſellt
Die Muſik als ſein Gaben.
Ihr erſter Erfinder war Jubal,
Des Lamechs Sohn, mit Namen,
Erfand Drommeten und Pfeifenſchall,
Konnt ſie ſtimmen zuſammen.
Die Muſik gut
Erweckt den Muth;
Friſch, unverzagt
Die Feind verjagt.

Ruft stark: dran, dran,
An Feind hinan!
Brecht gwaltig durch,
Schlagt Gassen und Furch,
Schießt, stecht und haut alls nieder,
Daß Keiner auffsteht wieder.

Es wird dann an einer Reihe von biblischen und weltgeschichtlichen Beispielen die Bedeutung des Kriegsgesanges und der Kriegsmusik, die in Naturlauten, wie: drom drari drom, pom pom, pidi pom pom pom, nachgeahmt wird, erwiesen, und darauf zum Kampf wider die Ungarn aufgefordert unter Vertröstung auf die vielen guten Feldscherer und auf Gottes Hülfe:

Gott ist selbst vorne mit uns dran,
Thut selber für uns streiten;
Der Feind nicht länger stehen kann,
Weicht ab auf allen Seiten.
Ihr Brüder seht nur muthig drein,
Die Feinde thun verzagen,
Der Sieg und Preis soll unser sein.
Gott Lob, sie sind geschlagen.
Drom, drari, drom,
Pom, pom, pom,
Freu dich mein Comp!

Nachher wird dann Gott für den Sieg gepriesen, der Feldscherer im Verbinden der Wunden vorgeführt und zum Dank für die ärztliche Hülfe aufgefordert. Das merkwürdige Lied schließt endlich mit der bekannten wunderschönen Strophe vom seligen Kriegertod:

Kein seliger Tod ist in der Welt,
Als wer fürm Feind erschlagen
Auf grüner Heid, im freien Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen.
Im engen Bett da Einer allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber findt er Gesellschaft fein,
Falln wie Kräuter im Maien.
Ich sang ohn Spott:
Kein seliger Tod
Ist in der Welt,
Als so man fällt
Auf grüner Heid
Ohn Klag und Leid.
Mit Trommeln Klang
Und Pfeifengsang
Wird man begraben,

Davon man thut haben
Unsterblichen Ruhm.
Mancher Held frumm
Hat zugesetzt Leib und Blute
Dem Vaterland zu Gute.

Einer etwas späteren Zeit gehören ein paar Soldatenlieder an, die sich in Straßburg lokalisiren und merkwürdiger Weise einstimmig den Ton der tiefsten Tragik im Soldatenleben anschlagen. Sie gehören zu den bekanntesten derartigen volksthümlichen Klängen. Wer kennt nicht:

O Straßburg, o Straßburg
Du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben
So manicher Soldat.

Mancher auch, der Vater und lieb' Mutter böslich verlassen hat:

Verlassen, verlassen,
Es kann nicht anders sein,
Zu Straßburg, zu Straßburg
Soldaten müssen sein.

Der Vater, die Mutter, die gehn vor's Hauptmanns Haus, der ihnen aber den Sohn nicht herausgeben kann, denn er muß sterben im weit und breiten Feld da draußen vor dem Feind, obschon sein schwarzbraunes Mädchen so bitter um ihn weint.

Noch rührender ist das andere:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da fing mein Trauern an.

So klagt der arme schweizer Soldat, der das Alphorn drüben anstimmen hörte und hinüber schwimmen wollte:

Das Alphorn hört ich drüben wohl anstimmen,
In's Vaterland mußt ich hinüber schwimmen,
Das ging nicht an.

Sie fischen ihn im Strom auf und führen ihn vor's Hauptmanns Haus. Er hofft auf keinen Pardon. So verabschiedet er sich von seinen Brüdern und klagt das Alphorn an, das hat's ihm angethan. Er bittet nur die Kameraden gut zu zielen und empfiehlt seine Seele dem Himmelskönig. — Aehnlich ein drittes, weniger bekanntes, welches auch in Straßburg spielt und zwar wieder vor's Hauptmanns Haus:

Es waren einmal drei Reiter gefangen,
Gefangen waren sie.
Sie wurden gefangen geführet,
Keine Trommel ward dabei gerühret
Im ganzen römischen Reich.

Auf der Brücke begegnet ihnen ein Mädchen jung an Jahren, das läßt sich bewegen für sie zu bitten:

Sie ging wohl hart mit Weinen
Bei Straßburg über die Steinen
Wohl vor des Hauptmanns Haus.

Der kann ihr aber die Gefangenen, dazu ihren eigenen Schatz, nicht losgeben, denn sie müssen sterben und sollen die Seligkeit ererben.

Sie ging wohl hart mit Weinen
Bei Straßburg über die Steinen
Wohl vor's Gefangenhaus.

Und indem sie ihnen die Todesbotschaft verkündet, zieht sie still gefaßt und ohne viel unnütze Klage aus ihrer Schürze ein Hemd, weiß wie Schnee:

Sieh da, Du Hübscher und Du Feiner,
Du Herzallerliebster und Du Meiner,
Das soll Dein Sterbekleid sein.

Er reicht ihr dann von seinem Finger ein goldenes Ringelein zum Denkmal und sie sagt:

Was soll ich mit dem Ringelein,
Was soll ich damit thun?
Leg Du es in Deinen Kasten.
Laß es liegen, laß es ruhen, laß es rasten
Bis an den jüngsten Tag. —

Schließen wir gleich ein anderes, altes Soldatenlied an, das sich in Norddeutschland lokalisirt:

Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Lieutenant, —
Darinnen waren geladen
Drei brave Compagnien Soldaten.
Kapitän, Lieutenant,
Fähndrich, Sergeant,
Nimm das Mädel bei der Hand!
Soldaten, Kameraden.

Mit der steten Wiederholung des Kapitän und Lieutenant nach der ersten Verszeile sowie des Schluß-Refrains, wird dann gefragt: was sollen die Soldaten essen? gebratene Fische mit Kressen; was trinken? den besten Wein, der zu finden; wo schlafen? bei ihrem Gewehr und Waffen; wo sollen sie tanzen? vor Haarburg auf den Schanzen; wie kommen die Soldaten in den Himmel? auf einem weißen Schimmel, da reiten die Soldaten in den Himmel. Und zuletzt das merkwürdige böse Ende: wie kommen die Oberen in die Hölle? auf einem schwarzen Fohlen, da wird sie der Teufel alle holen.

Aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges wollen wir noch erinnern an ein mehr trockenes lehrhaftes Gedicht, eine Ermahnung Weckherlins an die Soldaten zu streiten:

Frisch auf ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet große Thaten.

Es zieme, so sagt der Dichter ferner, dem Deutschen, für die Freiheit mit seinem Schwert einzutreten, und der Tod vor dem Feinde sei ein leichter, ruhmvoller, während die Flüchtigen und Verräther verachtet werden. Darum sollen alle Deutschen kühn auf die Feinde losgehen, die ein großes Heer, aber einen kleinen Glauben, ein gutes Zeug, aber ein böses Gewissen haben. — Weckherlin hat auch ein größeres Gedicht geschrieben: „Des großen Gustav Adolph Ebenbild," worin natürlich auch namentlich dessen Kriegsthaten verherrlicht werden, was ja häufig im Liede geschah. Als Gustav Adolphs beim Beginn der Schlacht bei Lützen gesungenes Schlachtlied gilt das im Kirchenliederton gehaltene:

Verzage nicht, Du Häuflein klein,
Obschon die Feinde willens sein
Dich gänzlich zu zerstören.

Dagegen ist ein geistliches Lied, in Ton und Bildern des Soldatenlebens gehalten, „das Kriegslied des Glaubens" von Moscherosch in „Philander von Sittewalds Gesichten," 1650 erschienen:

Gott ist des Christen Hilf und Macht,
Eine feste Citadelle,
Er wacht und schildert Tag und Nacht
Thut Rond und Sentinelle.
Jesus ist das Wort
Brustwehr, Weg und Port,
Der rechte Korporal,
Hauptmann und General,
Quartier und Corps de Garde.

In ähnlichen, wenig geschmackvollen Vergleichungen und Gegeneinanderstellungen geht es fort. Mit unsrer Macht ist nichts gethan, und der für uns eintreten soll, versteht oft die Sache nicht, liegt auf der Haut, ist blind und voll, thut seine Rond verschlafen. Doch Gott ist nicht weit, und wenn wir fromm sind und beten, läßt er seine Engel für uns wachen und wehrt den Feind ab, selbst wenn er schon auf der Mauer wäre. Er schlägt die Feinde mit Furcht und sein himmlisches Heer rondet um uns her, darum soll man ihm lobsingen. — Derselbe Verfasser hat auch einen ausgedehnten, 80 Strophen langen Lehrbrief an die Soldaten gedichtet, der gut gemeint, aber ziemlich prosaisch gehalten

ist. Er mahnt da, daß jeder sein Leben einsetze fürs Vaterland und Stand halte, damit er nur Wunden vorn auf der Brust habe. So ziert ihn der Tod auch nach seinem Tode, und wer nur kühn und todesmuthig darauf losgeht, der hat das Leben zum Gewinn. — Zu Anfang des 17. Jahrhunderts übersetzte auch Zinkgreff die Schlachtlieder des griechischen Sängers Tyrtäus ins Deutsche.

In der Zeit des dreißigjährigen Krieges sind ferner viele volksthümliche historische Kriegslieder entstanden, welche die Hauptereignisse und die Hauptheldn desselben behandeln, aber in ziemlich breiter, unlebendiger, trockner Weise, so daß sie weder für die Kriegspoesie, noch überhaupt poetisch einen Werth haben. So wären zu nennen verschiedene Gedichte auf Gustav Adolph, in deren einem er selbst seine Thaten erzählt, ein anderes seinen Tod feiert. Dann ein Klagelied auf den Tod Tillys, ferner ein „Magdeburgisch Hochzeitlied," in welchem nach der Eroberung der Stadt die Soldaten, die Feldherrn, die Mächte und alle irgend wie dabei Interessirten, zuletzt der liebe Gott selbst, redend eingeführt werden, gewissermaßen als die Brautwerber. Das Ganze ist aber ziemlich prosaisch.

Ueberhaupt ging ja die Dichtkunst in jener Zeit mehr auf die Geistlichen und Gelehrten über und hat eigentlich nur auf dem Gebiete des Kirchenliedes Großes hervorgebracht. In diesen sind denn auch vielfache Beziehungen auf den Krieg und seine Schrecken enthalten, wie z. B. in dem schönen Neujahrsliede von Paul Gerhard: Nun laßt uns gehen und treten, dessen dritte Strophe darstellt, wie wir dahingehen von einem Jahr zum andern:

Durch soviel Angst und Plagen,
Durch Zittern und durch Zagen,
Durch Krieg und große Schrecken,
Die alle Welt bedecken.

Von demselben berühmten Kirchenliederdichter haben wir dann auch das vortreffliche Friedenslied beim Abschluß des westphälischen Friedens:

Gottlob nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen vollen Chor! u. s. w.

Mehr als die Helden des 30jährigen Krieges, darunter es doch einige populäre Gestalten gab, wie z. B. den Johann von Werth, hat zu Anfang des folgenden Jahrhunders der Heldn des spanischen

Erbfolgekrieges und der Türkenkriege jener Zeit, Prinz Eugen von Savoyen, das Volk zu poetischen Klängen begeistert. So ist ja das alte, berühmte, echt populäre Soldatenlied aus dem Jahre 1717

Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad,

noch heut in aller Munde.

Bekanntlich hat Ferdinand Freiligrath die Entstehung dieses prächtigen Soldatenliedes selbst zu einer trefflichen poetischen Schilderung einer lebensvollen nächtlichen Lagerscene im österreichischen Kriegsheer verarbeitet, die also beginnt:

Zelte, Posten, Werbarufer,
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde steh'n im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hängen Karabiner schwer.

Um das Feuer auf der Erde
Vor den Hufen seiner Pferde
Liegt das österreichsche Picket.
Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tschakos weht die Feder,
Lieutnant würfelt und Kornet.

Ein neben seinem müden Schecken auf wollener Decke ruhender Trompeter fordert Aufmerksamkeit für sein Reiterlied, in welchem er die vor acht Tagen stattgefundene Affaire in Reim und Noten gesetzt habe. Er singt dann den Reitersleuten die neue Weise ein paar Mal vor, bis plötzlich der volle kräftige Chor losbricht mit dem

„Prinz Eugenius, der edle Ritter!"
Hei das klang wie Ungewitter
Weit in's Türkenlager hin.
Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen
Und sich auf die Seite schleichen
Zu der Marketenderin.

Prinz Eugen wird dann auch noch in einem anderen älteren, die Eroberung der Stadt Lille behandelnden Gedichte gefeiert; dieselbe wird mit ihm im Zwiegespräch dargestellt, welches damit endet, daß sie sich ihm als dem Abgesandten Kaiser Karls für diesen als Braut ergiebt.

Einen mehr lehrhaften Ton, als das Lied von Prinz Eugenius, schlägt das 24 Strophen lange Gedicht Günthers auf den 1718 zwischen dem Kaiser und der Türkei geschlossenen Frieden an, welches Eugens Thaten feiernd also anhebt:

Eugen ist fort. Ihr Musen nach!
Er steht, beschließt und ficht schon wieder
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Grenz als Glieder.

Auch des Prinzen Zeit- und vielfacher Kampfgenosse, der englische Heerführer Herzog von Marlborough, ist Gegenstand populärer Kriegsdichtung geworden, z. B. in dem bekannten

Marlbruck zog aus zum Kriege,
Mirong tong tong mirontaine.
Morlbruk zog aus zum Kriege,
Weiß nicht, kommt er zurück.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts trat bekanntlich Klopstock auf, von dem verschiedene kriegerische Klänge zu nennen sind, die größtentheils seiner ersten Zeit angehören. So aus dem Jahr 1749 das Gedicht auf Heinrich den Vogler:

Der Feind ist da, die Schlacht beginnt.
Wohlauf zum Sieg herbei!
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland.

Seine Krieger scheuen, von ihm ermuthigt, den Tod nicht:

Willkommen Tod für's Vaterland.
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt, dann sterben wir
Mit Ruhm für's Vaterland.

Im Siegesgeschrei freuen sie sich des Nachruhmes der ewig bleibt. Aus etwas späterer Zeit rührt Klopstocks Ode „Schlachtgesang" her.

Wie erscholl der Gang des lauten Heeres
Von dem Gebirg in das Thal herab,
Da zu dem Angriff bei dem Waldstrom das Kriegslied
Zu der vertilgenden Schlacht und dem Siege den Befehl rief.

Und ferner sein Schlachtlied:

Mit unserm Arm ist nichts gethan,
Steht uns der Mächtige nicht bei,
Der Alles ausführt.

Ohne den Gott, der Alles ausführt, ist der Muth vergebens sowie der Tod für's Vaterland. Zu ihm begeistert der Schall der Kriegsmusik:

Der Flug, den die Trompete bläst,
Den lauten schönen Kriegesflug,
Fliegt, fliegt ihn schnell hinein!

Der Feldherr ordnet die Schlacht und zieht kühn voran, aber durch ihn und seine Krieger ist doch nichts gethan, wenn der Mächtige nicht hilft, der Alles ausführt. — Wie sehr der Dichter für einen Kampf für Freiheit und Recht begeistert ist und begeistert, so entschieden richtet er sich in verschiedenen Oden gegen den bloßen Eroberungskrieg. So in der Ode „Der Krieger" erklingt seine Leier von:

Des Kriegers Größe. Ja wenn er für die Freiheit kämpft
Oder wider ein Ungeheuer,
Das mordet, mit der Kett umklirrt, so ist er Held,
Edler Mann, verdient Unsterblichkeit.

Aber wenn er nichts mehr, denn Eroberer ist, verdient er Schmach und Schande. So sagt der Dichter auch in der Ode „Für den König" aus dem Jahr 1753: Weh dem Eroberer, welcher im Blut der Sterbenden geht, wenn die Rosse der Schlacht gezähmter wüthen, als der schäumende Held nach Lorbeeren begehrt. Flüche folgen ihm nach, dagegen Segen dem Edlen, der dieses Nachruhms schwarze Schatten verabscheut. Von Kriegen jener selbstsüchtigen Art sagt er, den Herrschern würden Menschenopfer gebracht.

Der Dichter ließ sich ja dann aber täuschen, wie über die durch die französische Revolution entstandene Republik im Allgemeinen, so namentlich über den zeitweiligen Entschluß ihrer Führer, „nie Eroberungskrieg wieder zu kriegen." So kam er später in die Lage an dies „Versprechen" die Franzosen zu erinnern: Kein Eroberungskrieg, so scholl das heilige Wort einst. Künftig nicht mehr Eroberungskrieg. Und jetzt führt ihr ihn, den allverderbenden.

Der siebenjährige Krieg in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist ziemlich fruchtbar gewesen an Kriegs- und Siegesliedern, und das ist sehr erklärlich, wenn wir bedenken, wie in dem Auftreten des einzigen großen Friedrich gegen fast ganz Europa etwas unmittelbar Begeisterndes, Poetisches lag, so daß der alte Fritz, so streng, ja zuweilen despotisch er war, doch eine beliebte populäre Fürstengestalt geworden und bis heute geblieben ist, wie wenige der gekrönten Häupter. So konnte es nicht fehlen, daß er vielfach besungen und angesungen wurde, nicht immer taktvoll, nicht immer wahrhaft poetisch, aber doch zuweilen auch ziemlich gut. So von Ewald von Kleist, der das unüberwundene Heer und seinen großen Führer besingt, von Willamow, der in Dithyramben Friedrichs Größe feiert, von Gleim, von der Dichterin Karschin, von Ramler in seiner Ode:

Friedrich, Du, dem ein Gott das für die Sterblichen
Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
Und (ein Wunder für uns), der Du Dein Loos erfüllst u. s. w.

Recht als Kriegshelden feiert ihn namentlich Schubart in seinem Hymnus:

Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl,
Da weint ich vor Freude über die Größe des Mannes
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Nachher heißt es:

Fünfmal donnerte Friedrich Wodan
Und sein war Silesia, seiner Krone
Köstlichstes Gestein:

Und ferner etwas zu realistisch schildernd:

Sieben Jahre flog er
Wie der Rachestrahl Gottes im Wettergewölk
Unter seiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark floß
Und spritzt an seines Rosses Schenkel.
Leichen dampften und Grabhügel
Thürmten wie Berge sich.
In Riesengestalt trat einher der Würgegeist,
Von Wuthgebrüll und Sterbegewinsel begleitet.
Zwanzig schreckliche Schlachten wurden geschlagen,
Oft schien das Schicksal an Friedrichs Thron zu rütteln
Und den Goldsitz zu werfen in Staub.
Der Rauch von Friedrichs festen Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge, der Greise,
Der Mütter und Kranken gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlitz bargen und trauerten.

Von Friedrichs Helden Schwerin, Keith, Kleist und Winterfeld wird gesagt, daß ihre Geister sich noch im Sterben um sein Heil kümmerten. Dann heißt es:

Und der Held stand mit der Rache gezücktem Schwert,
Stand im Geschützdonner, im Säbelgeklirr,
Achtet nicht des bäumenden Rosses Hufschlag,
Nicht des Hochverraths Drachenblick.
Nicht des zaudernden Bundesgenossen,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth preisgab.
Ja so stand er sieben Jahre im Feld des Todes.
Hehr und frei und groß, wie ein Gott u. s. w.

Von Ramler sei ferner noch besonders erwähnt eine Ode auf ein Geschütz (als von den Russen vor Berlin eine Kugel von einer ungewöhnlichen Ferne bis mitten in die Stadt geschossen ward):

O du, dem glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus offnem Aetnaschlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerschmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle stammt!

Wer zur Verherung blühender Geschlechter
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter
Frohlockend umgebracht (?!) u. s. w.

In einem Gedichte auf die Stadt Berlin aus dem Jahre 1759 verkündet derselbe Dichter den siegreichen Einzug des großen Königs vorher, in einem anderen aus 1760 drückt er seine Sehnsucht nach dem Frieden aus.

Das Beste, was der siebenjährige Krieg an Poesie hervorgebracht hat, sind ohne Zweifel die Gleim'schen Kriegslieder eines preußischen Grenadiers. Nennen wir z. B. das bei Eröffnung des Krieges 1756:

Krieg ist mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta, Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Der Dichter erklärt sich bereit, mit dem König zu streiten und zu sterben den Helbentod fürs Vaterland, von dem er sagt:

Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder wie der Blitz,
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz.

Wenn er aber nicht als solcher Held des Mars im Sternenzelt glänzen soll, dann will er dem Apoll leben und aus Friedrichs Grenadier solle sein Horaz werden:

Dann singe Gott und Friederich,
Nichts Kleineres, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe Dich,
Der in die Sonne sieht.

Er feiert auch die einzelnen Siege, z. B. die Schlacht bei Lowositz, während welcher ein Gewitter ausbrach:

Gott donnerte, da floh der Feind.
Singt Brüder, singet Gott!
Der Friederich, der Menschenfreund,
Hat obgesiegt mit Gott u. s. w.

Bei Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1757 singt er:

Auf Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf und erfahre, daß Du nur
Den Tod verspätet hast.

Er droht dann, aus den Schädeln der Ungarn bald den Ungarwein zu trinken, denn wider den Gott der Preußen vermöge Maria Theresia und ihr Minister Brühl nichts:

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg.

Und bot uns in der achten Schlacht
Franzos und Russe Trutz,
So lachten wir doch ihrer Macht,
Denn Gott ist unser Schutz.

Das etwas zu ausgedehnt und breit gerathene Siegeslied auf die Schlacht bei Roßbach enthält im Einzelnen doch ganz gute Stellen. So die Schilderung der Ruhe der Soldaten in der Nacht vorher nach langem Marsch, während Friedrich immer wachend die Anstalten zu der nahen Schlacht trifft, indem er die Felder durchreitet:

Vom sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg,
Er wog, und Preußens Schale sank
Und Oestreichs Schale stieg u. s. w.

Frisch und lebendig ist auch Gleims Kriegslied auf die Schlacht bei Prag, in der Schwerin fiel:

Viktoria! mit uns ist Gott
Der stolze Feind liegt da,
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Viktoria!

Zwar unſer Vater iſt nicht mehr,
Jedoch er ſtarb ein Held,
Und ſteht auf unſer Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Den rechten ſoldatiſchen Volkston, wie er z. B. in der populär gewordenen Strophe:

Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hoſen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzoſen, —

angeſchlagen iſt, treffen dieſe gleichzeitigen Kriegslieder eines preußiſchen Grenadiers doch nur ſelten, und die Kriegslieder, die Gleim auf den bairiſchen Erbfolgekrieg ſang, ſind vollends viel unbedeutender, als die aus dem ſiebenjährigen Kriege ſtammenden. Viel glücklicher ſind in der Beziehung einige neuere auf jene große Zeit bezügliche Gedichte z. B. das prächtige von Willibald Alexis:

Friedericus Rex, unſer König und Herr,
Der rief ſeine Soldaten alleſammt ins Gewehr:
Zweihundert Bataillons und an die tauſend Schwadronen,
Und jeder Grenadier kriegt ſechzig Patronen.

Ihr verfluchten Kerls, ſprach Seine Majeſtät,
Daß jeder in der Bataille ſeinen Mann mir ſteht!
Sie gönnen mir nicht Schleſien und die Grafſchaft Glatz
Und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Weiter werden Friedrichs Feinde: die Kaiſerin, die Franzoſen, das römiſche Reich, die Ruſſen und ihnen gegenüber einige der preußiſchen Generale genannt:

Potz Mohren Blitz und Kreuzelement,
Wer den Fritz und ſeine Soldaten nicht kennt!

Hierauf folgt das Abſchiedswort eines Soldaten an ſein Mädchen:

Nun adjö, Lowiſe, wiſch ab Dein Geſicht:
Eine jede Kugel, die trifft ja nicht,
Denn träfe jede Kugel apart ihren Mann,
Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
Die Kanonenkugel ein weit größeres noch,
Die Kugeln ſind alle von Eiſen und Blei,
Und manche Kugel geht ſo Manchem vorbei.

Dann wird die preußiſche Artillerie, die preußiſche Fahnentreue und das preußiſche Traktementzahlen gerühmt gegenüber dem ſchlechten Gelde und dem ſchlechten Zahlen der Feinde, und es heißt ſchließlich:

Friedericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
Ach hättst Du nur öfters zu plündern permittirt,
Friedericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für Dich aus der Welt!

Einen anderen tief tragischen Ton schlägt Tiedge an in seiner Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf, in welcher er die Volksregierer an dieser Schädelstätte bei den verwitternden Gebeinen der Gefallenen zu schwören auffordert, daß sie milde Völkerhirten sein wollen.

In einem fröhlichen Ton dagegen verherrlicht Theodor Fontane die populäre Gestalt des sprüchwörtlich gewordenen „Ziethen aus dem Busch“:

Joachim Hans von Ziethen,
Husarengeneral,
Dem Feind die Stirne bieten
Thät er viel hundertmal.
Sie haben's all erfahren,
Wie er die Pelze wusch
Mit seinen Leibhusaren,
Der Ziethen aus dem Busch u. s. w.

Gewiß hat der alte Ziethen das Seinige dazu beigetragen, daß grade die flinken, leichten, lustigen Reiter in der kleidsamen schmucken Uniform mit den vielen Tressen und dem fliegenden Dolman eine besondere poetische Popularität erlangt haben, wie sie sich in manchen, eben die Husaren betreffenden Soldatenliedern ausspricht. Wir nennen z. B. das fliegende Blatt aus dem siebenjährigen Krieg, mitgetheilt in des Knaben Wunderhorn, unter der Ueberschrift „Husarenbraut“:

Wir preußische Husaren, wo kriegen wir Geld?
Wir müssen marschiren in's weite Feld.
Wir müssen marschiren dem Feinde entgegen,
Damit wir ihm heute die Post noch verlegen.

Wir haben ein Glöcklein, das läutet so hell,
Das ist überzogen mit gelbem Fell,
Und wenn ich das Glöcklein nur läuten gehört,
So heißt es: Husaren, auf euer Pferd!

Wir haben ein Bräutlein uns auserwählt,
Das lebet und schwebet im weiten Feld.
Das Bräutlein wird die Standarte genannt
Und ist uns Husaren sehr wohl bekannt.

Und als dann die Schlacht vorüber war,
Da Einer den Anderen wohl sterben sah,
Schrie Einer zum Andern: Ach Jammer, Angst und Noth,
Mein lieber Kamerad ist geblieben todt.

Das Glöcklein erklinget nicht eben so hell,
Denn ihm ist zerschossen sein gelbliches Fell.
Das silberne Bräutlein ist uns doch geblieben,
Es thät uns winken; was hilft das Betrüben?

Wer sich in preußischen Dienst will begeben,
Der muß sich sein Lebtag kein Weibchen nicht nehmen;
Er muß sich nicht fürchten vor Hagel und Wind,
Beständig verbleiben und bleiben geschwind.

Schließen wir gleich ein Reiterlied aus etwas späterer Zeit an, aus der Zeit des Reichskrieges gegen die französische Republik. Es stammt aus den Reihen der Pfälzer Armee und trägt die Ueberschrift: Husarenglaube.

Es ist nichts lustger auf der Welt
Und auch nichts so geschwind,
Als die Husaren in dem Feld,
Wenn sie in Batalge sind.

Wenn's blitzt und kracht dem Donner gleich,
Sie schießen rosenroth,
Wenn's Blut von ihrem Säbel fließt,
Sind sie kuraschivoll.

Da heißt's: Husaren allzumal,
Jetzt geht es frisch drauf los!
Es kommt viel Volk aus Feindesland
Zu Fuß und auch zu Roß.

Dragoner wie auch Küraſſier
Wohl etlich tausend Mann,
Husaren wie auch Grenadier,
Die die Welt regieren thun.

Gegen diese werden die Husaren zum Angriff ohne Pardon aufgefordert, und wenn sie das Fransche nicht verstehen, so sollen sie auf Ungarisch drein hauen:

Und wenn auch schon ein Kamerad
Muß bleiben in dem Streit,
Husaren fragen nichts darnach
Sind all dazu bereit.

Der Leib verweset in der Gruft,
Der Ruhm bleibt in der Welt,
Die Seele schwingt sich durch die Luft
In's blaue Himmelszelt.

Weniger volksthümlich gehalten ist ein Husarenlied, welches also beginnt:

Husaren sind gar wackre Truppen
Und Jedermann ist ihnen hold,
Von außen zierlich wie die Puppen,
Doch kerngediegen wie das Gold.
Ja steht die Welt nach tausend Jahren,
So leben sicher noch Husaren.

Ueberall im Kriege braucht man ihren Muth und ihre List, und die Feinde beklagen sich über sie besonders.

Man könnte sich Kanonen sparen
Vermehrte hübsch man die Husaren.

Aber nicht nur im Waffentanze, sondern auch in der Gesellschaft bei vollen Bowlen sind sie bei der Hand:

Die allerstärksten Trinker waren,
Die immer durstigen Husaren.

Allein sie sind auch Liebeshelden und

Die besten Ehemänner waren
Seit Olymps Zeiten die Husaren.

Man kann auf sie bauen, weil sie treu an der Ritterpflicht festhalten und nichts fürchten, selbst nicht das dreimal W:

Beim Würfeln, Wein und Weiber waren
Allzeit zu Hause die Husaren.
Genug, im Frieden und im Kriege,
Bei Regen und bei Sonnenschein,
Vor, während und noch nach dem Siege
Bei Feind und Freunden, Mädchen, Wein
Sind die beliebtesten der Schaaren —
Sie sollen leben — die Husaren! —

Daß die Husaren auch noch im Befreiungskriege ihre poetische Popularität bewahrt und bewährt haben, zeigt das vortreffliche Arndt'sche Blücherlied: Was blasen die Trompeten: Husaren heraus!

Aber auch aus der späteren Zeit ist ein treffliches Husarenlied von Herwegh zu erwähnen:

Es flammt mein Herz, es schwillt mein Muth,
Ich schwinge meinen Stahl.
Und hätt ich einen Federhut,
So wär ich General.

Was klingen die Trompeten hell
Des Morgens um die Vier!
Der Tambour schlägt sein Eselsfell,
Die Esel schlagen wir.

Zur Seite blitzt uns das Gewehr,
Der Tod in unsrer Hand,
Wir reiten hin, wir reiten her,
Wir reiten ums Vaterland.

Und ob sich auch manch schönes Kind
Die Augen schier zerweint,
Husaren sausen wie der Wind
Vorüber in den Feind.

Das ist ein Leben auf der Wacht
So lustig und so frei!
Das geht so leicht in heißer Schlacht
Vorüber und vorbei!

Der Himmel wird uns aufgethan
Wie ein Juwelenschrein,
Husarensäbel klopfen an
Und drinnen rufts: Herein!

An die Husarenlieder schließen wir ein prächtiges volksthümliches Kinder-Soldatenlied an, daß einem Reiter der Zukunft gesungen wird:

Wer will unter die Soldaten,
Der muß haben ein Gewehr,
Das muß er mit Pulver laden
Und mit einer Kugel schwer.
Büblein, wirst du ein Rekrut,
Merk dir dieses Liedlein gut.
Hop, hop, hop,
Pferdchen lauf Galopp.

Er muß an der linken Seiten
Einen scharfen Säbel han',
Daß er, wenn die Feinde streiten,
Schießen und auch fechten kann.
Büblein wirst du ein Rekrut u. s. w.

Einen Gaul zum gallopiren
Und von Silber auch zwei Sporn,
Zaum und Zügel zum Regieren
Wenn er Sprünge macht im Zorn.

Einen Schnurrbart an der Nasen,
Auf dem Kopfe einen Helm,
Sonst, wenn die Trompeten blasen,
Ist er nur ein armer Schelm.

Doch vor allem muß Courage
Haben jeder tücht'ge Held,

Sonſt erwächſt ihm die Blamage,
Zieht er ohne ſie ins Feld.
Büblein u. ſ. w.

Hier ſei denn auch das Lied aus der Operette, „Sieben Mädchen in Uniform" von Louis Angely in Berlin erwähnt von dem kleinen Tambour Veit, der freilich wohl klein, aber längſt kein Kind mehr iſt:

Bin der kleine Tambour Veit,
Meine Trommel kann ich rühren
Und die Grenadiere führen
Zur Parade wie zum Streit.
Ruhet ihr auf weichem Flaum,
Iſt die Stadt noch ſtumm und leer,
Schlag ich ſchon im ſtillen Raum
Die Reveille rings umher:
Dirum dirum dirum drum u. ſ. w.

Und nun ein deutſches Grenadierlied.

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Bin ich nicht Offizier,
Bin ich doch Grenadier,
Steh in dem Glied wie er,
Wüßt nicht, wo's beſſer wär.
Juchhe in's Feld!

Mit ſteter Wiederholung des Anfanges: „Steh ich im Feld, mein iſt die Welt," und des Schluſſes in jeder Strophe: „Juchhe in's Feld" heißt es dann weiter:

Hab ich kein eigen Haus,
Setzt mich doch Niemand raus,
Fehlt mir die Lagerſtätt,
Boden, biſt du mein Bett.

Hab ich kein Geld im Sack,
Morgen iſt Löhnungstag;
Bis dahin jeder borgt,
Niemand für's Zahlen ſorgt.

Hab ich kein Geld im Sack,
Hab ich doch Rauchtabak.
Fehlt mir der Tabak auch,
Nußlaub giebt guten Rauch.

Kommen nur zwei und drei,
Haut mich mein Säbel frei;
Schießt mich der vierte todt,
Tröſt mich der liebe Gott.
Juchhe ins Feld.

Ein anderer fröhlicher und frischer Ruf in's Feld und zur Schlacht lautet also:

Die Fahnen wehn, frisch auf zur Schlacht!
Schlagt muthig drein!
Es klingt Musik, die uns fröhlich macht,
In's Herz hinein.
Die Pfeifen und Trommeln mit süßem Klang
Das Feld entlang.
In die Schlacht, in die Schlacht hinein.

Wer möchte wohl bleiben, wenn's lustig geht,
Im stillen Haus?
Wohlan, wenn die Jugend in Blüthe steht,
Hinaus, hinaus u. s. w.

Das Wehrmannsleben wird dann als ein köstliches Gut gerühmt und zuletzt der Wehrmannstod gepriesen:

O seliger Tod, o du Wehrmannstod,
Noch bin ich roth,
In die Schlacht, in die Schlacht hinein!

Daran schließe sich ein etwas wehmüthiges Abschiedslied eines Soldaten beim Abrücken in's Feld. Es ist von dem auch sonst als Dichter bekannten Maler Müller:

Heute scheid ich, heute wandr' ich,
Keine Seele weint um mich.

Der Scheidende aber denkt seines holden Liebchens und so thut ihm der Abschied von der Heimath weh, denn:

Hunderttausend Kugeln pfeifen
Ueber meinem Haupte hin,
Wo ich fall', scharrt man mich nieder
Ohne Klang und ohne Lieder,
Niemand fraget, wer ich bin.

Nur sie, hofft er, wird um ihn weinen und sein gedenken, wenn sie seinen Todtenschein sieht. Aber die Trommel ruft zum Streite und er muß kämpfen für Ehre und Vaterland, wenn er fällt, möge auf seinem Grabe blühen: Blümchen süß, Vergiß nicht mein!

Kräftiger und frischer klingt das Schillersche:

Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,
In's Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen!
Da tritt kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Der Dichter klagt, daß aus der Welt die Freiheit verschwunden ist und Falschheit herrscht und Hinterlist:

Der dem Tod in's Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Auch dem Scheideweh der Dirne, die sich schier zergrämt in Thränen, hält er sein muthiges: Laß fahren dahin, laß fahren! entgegen und schließt lebendig und getrost also:

Drum frisch Kameraden, den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf, eh der Geist noch verdüftet,
Und setzet Ihr nicht das Leben ein,
Nie wird Euch das Leben gewonnen sein!

Wir schließen hieran die Erinnerung an das Allen bekannte meisterhafte Schlachtlied von Schiller:

Schwer und dumpfig, eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehbar das Gefilde.
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz.
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
Halt! Und Regimenter fesselt das starre Commando.
Lautlos steht die Front.

Die Krieger sehn im Morgenroth des Feindes Fahnen wehen und grüßen in Gedanken Weib und Kinder! Trommelwirbel, Pfeifenklang schmettert durch die Glieder. Dumpf brüllt schon der Donner der Kanonen:

Die Losung braust von Heer zu Heer,
Laß brausen in Gottes Namen fort!
Freier schon athmet die Brust.
Der Tod ist los — schon wogt der Kampf,
Eisern im wolkigen Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.
Nah umarmen die Heere sich.
Fertig! heults von P'loton zu P'loton.
Auf die Knie geworfen
Feuern die Vordern, viele stehen nicht mehr auf.
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vordermanns Rumpf springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um,
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne lischt aus. Fallend rufen die Kameraden einander zu:

„Gott befohlen, in einer anderen Welt wieder!“ Einer empfiehlt auch dem Andern, seine Geliebte daheim zu grüßen. Die Schlacht schwankt hierhin und dorthin. Auf die Heere breitet sich finster die Nacht.

Horch! was stampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind
Und seine Donner ruhn.
Viktoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder
Und seine Fahne sinkt. —
Entschieden ist die scharfe Schlacht,
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Bekannt ist auch, mit welcher Meisterschaft Schiller die Lagerscenen und so manche kriegerischen Partieen und Heldengestalten aus dem dreißigjährigen Kriege in seiner großartigen dramatischen Trilogie Wallenstein, Scenen aus dem englisch-französischen Kriege in dem romantischen Schauspiel die Jungfrau von Orleans behandelt. Ebenso bekannt ist, mit welchem Geschick Lessing in seinem Lustspiel Minna von Barnhelm die militärischen Verhältnisse und Charaktere aus dem siebenjährigen Kriege schildert, namentlich den Major von Tellheim und seinen braven Wachtmeister Paul Werner, sowie den wackern Burschen Just. Weniger Rühmens ist zu machen von Klopstocks „Barbieten für die Schaubühne“: Hermanns Schlacht und Hermanns Tod. Dagegen enthält Göthes Götz von Berlichingen meisterhafte Züge und Charakterskizzen aus der Zeit des Bauernkrieges, wie denn auch in seinem Egmont treffliche Soldatenfiguren vorkommen; und der Soldatenchor aus Faust ist ja auch bekannt:

Burgen mit hohen, ragenden Zinnen,
Mädchen mit stolzen, höhnenden Sinnen
Möcht ich gewinnen.
Kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn!
Und die Trompeten lassen wir werben,
Wie zu der Freude, so zum Verderben,
Das ist ein Stürmen, das ist ein Leben!
Mädchen und Burgen müssen sich geben.
Kühn ist das Mühen, herrlich der Lohn
Und die Soldaten ziehen davon!

Ehe wir nun zur Betrachtung der großartigen und so überaus zahlreichen Kriegsdichtung übergehen, welche in unserem deutschen Volk durch

die Befreiungskriege von 1813 bis 15 und nachher durch den letzten deutsch-französischen Krieg von 1870 und 71 entstanden ist, sei vorab in Kurzem der Kriegspoesie anderer Völker der Gegenwart, zunächst europäischer, dann auch einiger nicht europäischer gedacht. Wir müssen uns dabei aber auf einige Andeutungen und nur mehr beispielsweise Erwähnung einiger der hervorragendsten Erscheinungen beschränken, namentlich in so weit sie für die betreffende Nation besonders charakteristisch sind und über die Landesgrenzen hinaus eine gewisse allgemeine Bedeutung erlangt haben.

Wenden wir uns zuerst nach West-Europa, so haben dort die romanischen Völker im 16. und 17. Jahrhundert eine Blüthezeit ihrer Nationalliteratur erlebt, die aber für die Kriegspoesie nicht eben sehr fruchtbar war. Was zunächst Frankreich betrifft, so kann es kaum auffallend erscheinen, daß die Blüthezeit seiner Poesie unter Ludwig XIV., obschon derselbe so viele Kriege führte, doch so wenig und eigentlich nichts Bedeutendes an Kriegsliedern hervorgebracht hat. Es erklärt sich dadurch, daß die Kriege dieses Monarchen lediglich Eroberungs- und Kabinetskriege waren, bei denen die Nation in Bezug auf ihre volksthümlichen Interessen, Recht, Freiheit, Ehre, Familie, Glaube und Gewissen wenig oder gar nicht interessirt war, die es dagegen in Folge der vielen Kriegssteuern mehr als eine Last empfand. Auch ging die Richtung jener Zeit, von der die Dichter sich nicht frei hielten, vorzugsweise auf devote Verehrung der Person des Königs hin, und Ludwig XIV. hat an den Kriegen persönlich als Heerführer nicht theilgenommen, daß er etwa als Held hätte gefeiert und besungen werden können: So wenden sich denn die Dichter jener Tage, meistens Dramatiker, größtentheils wie Corneille und Racine altklassischen Stoffen, oder wie Molière, mehr den Zuständen und Schäden der Gesellschaft ihrer Zeit im Lustspiel zu. Von einem lyrischen Volksgesang, der bedeutende Kriegs- und Soldatenlieder hätte hervorbringen können, war nicht die Rede. Auch nachher als Voltaire seine Henriade schuf, in der er die Thaten König Heinrichs III. und IV. von Frankreich etwas frostig rhetorisch und allegorisch verherrlichte, machte sich kriegerischer Volksgesang nicht geltend. Erst die Zeit der Revolution brachte einen solchen in ihrer mächtig erregten Marseillaise von Rouget de l'Isle hervor. Diese wird als das glühendste Kampflied der Revolution immer eine gewisse Bedeutung behaupten mit ihrem mächtigen Aufruf:

Allons enfants de la patrie!
Le jour de gloire est arrivé —

und ihrem steten Refrain:

Zum Kampf wer Bürger heißt! Schnell ordnet eure Reihn!
Marsch marsch, das falsche Blut saug euer Boden ein!

Man hätte nun denken sollen, daß der große Napoleon mit seinen glänzenden Kämpfen und Siegen mehr zu volksthümlichen Kriegsliedern die Sänger seiner Nation hätte begeistern müssen als geschehen ist. Als Beispiel eines solchen können wir anführen das vive l'empereur!

Der Kaiser ruft zum Kampf und Sieg,
Frisch Bruder zum Gewehr!
Für ihn und Frankreich in den Krieg:
Hoch vive l'empereur!

Der Soldat redet dann, wie so oft in soldatischen Volksliedern, von der Trauer der Eltern und Braut bei seinem Abschied, denen er aber sein lautes vive l'empereur entgegengestellt habe. Er sei nun mit dem Kaiser durch alle Welt gezogen und in Freud und Leid, bei Hunger und Durst, in Müdigkeit bis zum Tod, beim Angriff und schwerer Verwundung, immer jener Losung treu geblieben, bis ihm der Kaiser selbst das Kreuz umhing. So blieb es auch noch beim Abschied:

Und birgt das Felsengrab ihn auch
Im wüsten, weiten Meer,
So ruf ich mit dem letzten Hauch
Doch vive l'empereur!

Mehr im Tone der Kunstpoesie als der Volkspoesie wird der Kaiser und seine kriegerische Bedeutung besungen von Alphons de Lamartine in einem längeren lyrischen Gedichte „Napoleon". Aehnlich von Casimir de la Vigne in seinem „à Napoleon". Derselbe feiert auch die Schlacht bei Waterloo in einem lyrisch-epischen Gedichte „Bonaparte" und besingt die Inseln seiner Geburt und seines Todes.

Einen viel mehr volksthümlichen Charakter tragen einige deutsche Liedesklänge, die lebensvolle Züge aus jener für Frankreich nicht nur, sondern auch für andere Völker Europas ja selbst Afrikas wichtigen Zeit enthalten. So schildert Freiligrath Napoleon auf seinem Feldzuge nach Egypten im Bivouac:

Ein Feuer im Wüstensande,
Zwei Gruben im Verhack,
Musketenpyramiden,
Ein Frankenbivouac.

Das sind die Grenadiere
Von Klebers Vorderhut,
Es sitzt, daß er sie schüre,
Der Feldherr an der Glut.

Auf müdem Knie die Karte,
Ruh'nd in der Flamme Schein,
So schlummert Bonaparte
Gemach am Feuer ein.

Und mit ihm auf Lafette
Und Mantel seine Schaar,
Es nickt an der Muskete
Der Schilderer sogar u. s. w.

Noch mehr im soldatischen Ton gehalten ist das bekannte Gedicht von Heinrich Heine von den beiden Grenadieren:

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Da ließen die Köpfe sie hangen.

Sie vergessen aber ihr eigenes Leid und als sie von Frankreichs Unglück hören brennt dem einen die alte Wunde, der andere möchte mit ihm sterben, wenn er nicht Weib und Kind zu Haus hätte. Da sagt jener:

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind?
Ich trage weit bessres Verlangen.
Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind!
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Er wünscht nur, noch in Waffen in Frankreich begraben zu sein:

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen.
Dann steig ich bewaffnet hervor aus dem Grab,
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Das erinnert an das andere deutsche Gedicht von der großen Parade von v. Zedlitz:

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Auf sein Trommeln und das Blasen des Trompeters kommen aus allen Gegenden der Welt die todten Krieger Napoleons und zuletzt er selbst mit seinen Feldherrn im gelben Mondlicht. Er giebt die Parole Frankreich aus und die Losung St. Helena.

Das ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

In der französischen Lyrik der späteren Zeit tragen wohl die Chansons de Béranger noch am meisten den volksthümlichen Charakter, und unter ihnen finden sich in den Zeiten der französischen Juli- wie der Februar-Revolution auch kriegerische Klänge. Unter den Kriegsliedern

der ersteren ist bemerkenswerth die Parisienne, ein Gegenstück zur Marsaillaise, aber doch weniger bedeutend als diese:

Auf, Frankreichs Volk, auf Volk der Braven,
Die Freiheit öffnet ihren Arm!
Ihr werdet, sagten sie, alle Sklaven,
Wir sagten: Jeder wird Soldat.
Der alte Ruhm erwacht: es hieß
Vorwärts ihr Kinder von Paris!
Vorwärts vorwärts gegen Kanonenschall,
Vorwärts gegen ihrer Bataillone Wall
Stürmt auf, stürmt auf zum Siege!

Blicken wir von Frankreich hinüber nach England, wo einst der altangelsächsische und keltische Volksgesang, sowohl der epische als der elegisch lyrische, einen so entschieden heldenmäßigen Charakter trug, so zeigt sich diese kriegerische Tendenz nachher in der Blüthezeit der englischen Dichtung im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Shakespeares dramatischer Dichtung ganz entschieden, indem die meisten seiner Königsdramen eben großentheils in die Zeit der englisch französischen Kriege uns versetzen und viele Züge aus denselben uns vorführen. Aber weder die Epik der englischen Nation bietet hierzu ein Gegenbild noch die volksthümliche Lyrik, so weit sie über die Landesgrenze hinaus allgemeine Bedeutung in Anspruch nehmen kann. Auch die mächtig kriegerisch bewegte Zeit der englischen Revolution und Oliver Cromwells, der mit seinem begeisterten Puritaner-Heer den englischen Thron stürzte, ist wohl eben durch die Strenge puritanischer Lebensanschauung der Poesie nicht günstig gewesen. Der beklagenswerthe Bürgerkrieg konnte ohnehin nicht wohl zu echt poetisch nationalen Ergüssen begeistern, obschon in dieser Zeit einer der größten englischen Dichter, John Milton, lebte, der Schöpfer des verlorenen Paradieses. Und John Bunyan schrieb wohl eine Allegorie „Der heilige Krieg", aber damit war doch eben nur der geistige Kampf wider Sünde und Verderben gemeint. Auch der berühmteste Dichter der englischen Restaurationszeit, John Dryden, hat in Bezug auf die Kriegspoesie nichts Bemerkenswerthes geleistet. Von dem großen englischen Romanschriftsteller späterer Zeit, Walter Scott, giebt es einige kriegerische Klänge voll Kraft und Energie. Den Kriegsgesang Donuil Dhus haben wir oben schon erwähnt. Ein Wiegenlied für den Sohn eines schottischen Häuptlings wollen wir noch anführen nach Freiligraths Uebersetzung:

Schlaf Söhnchen, Dein Vater war ruhmumhüllt
Ein Ritter! Deine Mutter war lieblich und mild!
Vom Thurme sieh nieder: Des Waldes Revier,
Die Schlösser, die Berge, sie prangen nur Dir!

So fürchte das Horn nicht, wie laut es auch dröhnt,
Den Wächtern nur, die Dich beschützen, es tönt.
Sie spannen den Bogen, ihr Schwert raucht von Blut,
Eh feindlich ein Bube Dir Leides anthut.

Schlaf Söhnchen! Die Zeit kommt, wo panzerbedeckt,
Das Horn und die Trommel vom Schlummer Dich weckt!
Drum schlafe, mein Liebling, noch darfst Du's ja thun,
Als Mann mußt Du kämpfen, kannst nimmermehr ruhn.

Mächtiger erklingt ein Kriegsruf von Thomas Moore, der, ebenfalls nach Freiligrath, also beginnt:

Nun schmückt die Rosse bunt zum Streit,
Nun stoßt in die Trompeten!
Denn des Ostens Volk soll bluten heut',
Und vom Krieg die Sonn' erröthen!
Der Helm der Christen ist der Sitz
Des Siegs; aus ihren Scheiden
Zuckt das Schwert, aus Westgewölk ein Blitz,
Verderben auf die Heiden.
O selig, wer im Kampfe fällt!
Im Himmel fortan steht sein Zelt!
Nun schmückt die Rosse bunt zum Streit u. s. w.

Und noch ein anderes Kriegslied von demselben:

Das Lied des Kriegs soll durch die Berge gellen,
Bis auch kein Glied mehr übrig bleibt
Der Kette, die den Arm uns reibt,
Bis kein Despote mehr uns stäupt,
Und Feindesmund trübt unsre Quellen
Nein, nimmer bis der Morgen glüht
Sei Lusitania kampfesmüd,
Hör' es o Friede, weh'n dein Lied
Um seine Höhn, die sonnigen, hellen

Das Lied des Kriegs soll durch die Berge gellen,
Bis froh der Sieg einst zu uns spricht:
Durch euer Feinde Wolke bricht
Der Freiheit Strahl, mit neuem Licht
Zu segnen Reben euch und Quellen. —

Außer diesen Beispielen der britischen Kriegspoesie erwähnen wir nur noch die berühmte englische Nationalhymne Rule Britannia, die aber echt charakteristisch, nicht sowohl von Kampf, Ruhm und Sieg zu Lande, als vielmehr von der englischen Herrschaft zur See handelt:

Als Britenland auf Himmelswort
Aus blauer Fluth einst stieg empor,
Ward dies gegeben ihm zum Hort,
Schutzengel sangen dies im Chor:
Herrsche Britannia, Britannia beherrsche das Meer,
Briten sind Sklaven nimmermehr.

Der Refrain „Herrsche Britannia" wiederholt sich am Schlusse jeder Strophe. —

Aus Spanien, dessen berühmtester Dichter späterer Zeit, Calderon, Schauspiele von weniger historisch-kriegerischer Bedeutung schrieb, als der Engländer Shakespeare, wollen wir als Beispiel der Kriegspoesie nur die berühmte Riego Hymne erwähnen, die aus neuerer Zeit stammt, vom Jahre 1820. Sie ist durch und durch kriegerisch. Der Chor singt:

Soldaten, das Vaterland
Zu Kämpfen entbot,
Schwört ihm Euch zu weihen.
Auf! Sieg oder Tod!

Dann der Einzelgesang:

Auf, heiter und muthig,
Begeistert und tapfer,
Auf, singet Soldaten,
Das Schlachtenlied.
Bei unseren Siegen
Erstaune der Weltkreis
Und seh in uns allen
Die Söhne des Cid.

Auf die Wiederholung des Chores folgt im Einzelgesange die Aufforderung, die Schwerter zu ziehen und wider die Sklaven und die Schlechten zu schwingen. Hierauf wieder der Chor des Anfangs und dann:

Die Kriegsbromete
Erschallet im Sturm,
Es donnern Kanonen
Mit flammendem Schlund.
Die Götter des Krieges
Sie rufen der Kühnheit,
Sie rufen dem Schutzgeist
Des spanischen Volks

Zuletzt die Aufforderung dem nahenden Feinde entgegenzueilen.

Von Portugal ist, nachdem sein Camoens ihm im 16. Jahrhundert das große epische Gedicht die Lusiaden geschaffen hatte, in welchem mit der ersten Fahrt Vasco de Gamas nach Indien die Heldenthaten

und Erfolge der Portugiesen bei ihren Entdeckungsreisen zur See geschildert werden, nicht viel von nationaler Kriegspoesie zu erwähnen.

Eben so wenig von Italien, nachdem es in Ariosts rasendem Roland diese kampfesfrohe Heldengestalt aus der Zeit Karls des Großen zu Anfang des 16. Jahrhunderts, und in Tassos befreitem Jerusalem die kriegerische Zeit der Kreuzzüge in der zweiten Hälfte desselben wieder in alter Herrlichkeit hatte auftauchen sehen.

Die beiden bekanntesten Nationallieder der Holländer, das aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammende: „Wilhelmus von Nassau bin ich von deutschem Blut", und „Wem Niederlands Blut in den Adern rinnt, von fremder Schande frei", sind beide ziemlich friedlicher Natur. Kriegerischer dagegen ist das Belgische Nationallied, die Brabanzonne von Jenneval, gegen die holländische Herrschaft der Nassau-Oranier gerichtet:

Mit Sklavenketten uns zu binden,
War der Despoten kühner Plan,
Drum zog auf uns mit ehrnen Schlünden
Ein Prinz gewaltig drohend an. u. s. w.

Die schöne Schlußstrophe lautet also:

Ihr Edlen all', die kämpfend sanken
Von Todes mörderischer Hand,
Eh Belgien lohnend Euch zu danken,
Selbst Eure Namen noch gekannt:
Ihr starbt — das schönste Loos hienieden —
Für's Vaterland, an Lorbeern reich,
Fern der Orange ruht in Frieden,
Der Freiheit Baum beschattet Euch!

Um dieselbe Zeit, als Belgien seine Selbstständigkeit errang, kämpfte auch ein anderer Volksstamm in Europa um seine Freiheit, die Polen. Ihr vergebliches Ringen und Hoffen ist vielfach poetisch verherrlicht. Allbekannt ist das polnische Nationallied:

Noch ist Polen nicht verloren,
In uns lebt sein Glück.
Was an Obmacht ging verloren,
Bringt das Schwert zurück.
Kosciusko führt uns!
Schon entbrennt des Kampfes Hitze:
Polen macht euch frei,
Brecht die Tyrannei! u. s. w.

Ebenso bekannt sind die rührenden polnischen Kriegserinnerungen in dem Polenliede: „Denkst Du daran, mein tapferer Lagienka," aus dem Singspiel „der alte Feldherr" von Karl von Holtei.

Von den Hauptbesiegern der Polen, den Russen, wollen wir zunächst ein Landwehrlied erwähnen. Es beginnt also:

Nicht ertönet so die Goldbromete
Wie die Worte des rechtgläubgen Zaren,
Ach, du Jugend Rußlands, gute Jugend,
Auf und sattle Deine muthgen Rosse,
Gürte Dich mit Deinen scharfen Säbeln,
Denn der Dränger fiel ins heil'ge Rußland.

Alsbald strömt das Volk Rußlands zusammen und stellt sich mit seinem Hab und Gut dem Zaren zum Kampfe; sie sind bereit zu sterben und der Zar möge dann der Vater ihrer Waisen sein:

Wie kein Gras wächst auf dem Newafluße,
Soll in Rußland auch kein Fremdling schalten.

Die Jugend vergißt ihre Lustbarkeiten, die Männer Arbeit und Familie, alle laufen, Landwehrdienst zu nehmen, und jeder geht für den Feldherrn selbst durch's Feuer. Alsbald beginnt der Kampf, der Dränger flieht und laut erschallt Rußlands Ruhm, des Feindes Krieger liegen erschlagen, so daß Gras mitten durch ihre Rippen wächst, und er wisse, „wer wir Russen sind, rechtgläubige Russen".

Ein anderes russisches Kriegslied im Volkston verherrlicht den Tod für's Vaterland an dem Beispiel eines Offiziers:

Vor der starken Feste,
Wohl vor Schlüsselburg,
Brüder, keine Schlange
Zischte grimmig her,
Eine Flintenkugel
Zischte durch die Luft,
In der Russen Kriegsheer
Einem jungen Oberst
In die weiße Brust.
Da der junge Oberst
Diese Red' erhebt:
Ach, ihr Grenadiere
Meines Regiments,
Freunde, nicht gedenket
Meine Härte mir!
Tragt auf euren Händen
Mich in's weiße Zelt.

Sie sollen dann seinen Leichnam mit heißen Thränen waschen und der Erde übergeben und ein Schreiben in sein Haus senden, daß er hier gefallen sei für das Vaterland.

Schließen wir ein schönes Litthauisches Soldatenlied an:

Was klagt der Vater, der bejahrte?
Er ließ den Sohn hinzieh'n in's Feld,
Jung ist mein Söhnlein,
Schwach an Erfahrung.
Stehe fest, zittre nicht,
Halte die Fahne im Angesicht!
Und wirst Du fallen,
Wirst Du doch mit Ehren sterben,
Dein wird man gedenken im Grabe.

Da reiten Brüder, unsre Kameraden!
Was macht mein Sohn anjetzt im Felde?
Der Streit ist heftig, sie feuern, sie schlagen,
Da liegen Gewehre zerstreut und Schwerter.
Stehe fest, zittere nicht (u. s. w., wie vorher).

Zum Schluß:

Dort liegt, dort schläft mein Sohn im Grabe,
Auf seinen Hügel träufelt der Thau.

Dem Litthauischen Soldatenlied folge ein Esthnisches Lied vom Kriege:

Schon erscholl die Post des Krieges,
Schon erging der Ruf der Feindschaft.
Wer von uns geht nun zum Kriege?
Jüngster Bruder, größter Bruder!
Die höchsten Hüte, die stolzesten Pferde,
Die stolzesten Pferde, die deutschesten Sättel!

Eilig rüstet' ich den Bruder,
Rüstet' ihn und unterwies ihn:
Lieber Bruder, guter Bruder,
Reit nicht vorwärts, bleib nicht rückwärts,
Denn der Feind erschlägt die Ersten,
Und der Feind erschlägt die Letzten.
Dreh Dich mitten in den Krieg hin,
Halt Dich fest am Fahnenträger,
Denn die Mitte kommt nach Hause.

Bruder kam zurück nach Hause,
Ging vor seines Vaters Thür:
„Vater komm, erkenn den Sohn" —
Vater kam und kannt ihn nicht.

Eben so wenig die Mutter und der Bruder. Erst die Schwester erkennt ihn an den kurzen Kleidern und dem niedern Mantel. Sie fordert ihn auf, vom Kriege zu erzählen und fragt, ob im Kriege auch das Weib lieb und die Gattin theuer sei? Er antwortet:

Liebe Schwester, kleine Schwester,
Zieh mir aus die staub'gen Kleider,
Wisch mir ab den blutgen Degen,
Dann erzähl' ich Dir vom Kriege:
Nein im Krieg ist nicht das Weib lieb,
Nicht das Weib, die Gattin theuer.
Lieb im Krieg ist blanker Degen,
Lieb im Krieg ein wackres Pferd,
Das den Mann vom Kriege rettet,
Lieb, zu wechseln Feindes Degen,
Das Gewehr aus Feindes Hand.

Aus Schweden verdient vor Allem das treffliche, von Esaias Tegnér gedichtete Kriegslied auf Carl XII. angeführt zu werden:

Im Rauch und Dampf so muthig
Stand Karl der junge Held.
Er schwang sein Schwert so blutig,
Drang über's Leichenfeld.
Nun mög sich jeder hüten,
Scharf beißt der schwed'sche Stahl.
Wahrt Euch, Ihr Moskowiten!
Auf Schweden allzumal!

Es wird dann Carls Muth gerühmt, wie er mit seinen Schweden Einer gegen Zehn dreien Königen Trotz bot und die Netze der alten Staatskunst Europas, so wie der als Unterhändlerin zu ihm gesandten Gräfin Aurora Königsmark zerriß, er ein Held von 20 Jahren. Großherzig hatte er stets seine Freude am Rechtthun und war für Gram unerreichbar. Nur der Tod konnte ihn fällen. Jetzt bestrahlen längst bei Nacht die Sterne seinen bemoosten Grabstein, denn vergänglich ist alle irdische Größe. Sein Name ist im Norden bald zu einer Sage geworden, doch lauscht das alte Sagenland gern dieser Sage, und der Tadel ist verrauscht, der Riese erkannt. Sein Geist lebt fort in Schweden und Schweden soll das Grab lieb haben, wo sein größter Held schläft; hier soll es zu neuen Siegen die schwedische Fahne einweihen.

Für Dänemark erwähnen wir zunächst sein stolzes Nationallied:

König Christian stand am hohen Mast
In Rauch und Dampf.
Sein Schwert, es hämmert sonder Rast
Auf Gothenhelm und Hirn die Last.
Da sank der Feinde stolzer Mast
In Rauch und Dampf.
Flieh, rief der Feind, o flieh, wer kann!
Wer steht denn Dänemarks Christian
Im Kampf?

Und ferner sei erwähnt das vielgenannte Lied von Faber vom dapperen Landsoldaten:

Als ich von Hause schritt,
Da wollt mein Mädchen mit.
Mein Kind, das geht nicht an,
Zum Krieg taugt nur der Mann,
Und fall ich nicht, dann kehr ich heim zu Dir so bald ich kann.
Ja wär nicht Gefahr da, dann blieb zu Haus auch ich,
Doch alle dänischen Mädchen, die bauen jetzt auf mich.
Drum zieh ich nun ins Feld als tapfrer Landsoldat
Hurrah, Hurrah, Hurrah!

Vater und Mutter beklagen sein Scheiden und fragen, wer denn die Feldarbeit thun solle, doch darum müssen jetzt alle Soldaten sein, sonst kommt der Deutsche und heimst die Erndte ein. Und wenn der kommt, sind alle zu beklagen, denn er sagt zu ihnen: du bist faul. Und schilt man ihn auf dänisch aus, dann schreit er gleich: halts Maul, was doch der Däne nicht versteht. Es wird ferner der dänische Dannebrog weit über alle Fahnen erhoben, die Deutschen aber wollen ihn mit Füßen treten, wozu die Fahne doch zu gut ist, drum zieht der tapfere Landsoldat jetzt in's Feld. Die Schlußstrophe lautet also:

Wir kämpfen Hand in Hand
Für's theure Vaterland.
Und weh dem feigen Wicht,
Der Blut und Leben nicht
Giebt für die Muttersprache und für den Dannebrog ficht!
Und seh ich Euch nicht wieder, Euch Eltern, Mädchen, Braut,
Wird Euch der König trösten und künden wird er's laut:
Er fiel der Fahne treu als tapfrer Landsoldat.
Hurrah, Hurrah, Hurrah!

Wir kommen zu den Neugriechen, auf deren Thron ja jetzt ein dänischer Prinz sitzt. Durch ihren erfolgreichen Freiheitskampf in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts haben sie, in Erinnerung an ihre großen Ahnen, manchem Sänger die Leier in die Hand gedrückt. Erwähnenswerth ist da namentlich Rhigas Kriegshymne, die also beginnt:

Wie lange, Palikaren, wie lange sollen wir,
Wir Löwen einsam hausen in Berges Wildniß hier?

Da eine Stunde geathmet in der Freiheit besser ist, als 40 Jahre in der Sklaverei, so werden alle aufgerufen zum Schwure, das Joch der Türken zu brechen und sich zum Kampf zu rüsten für's Vaterland. Der Tod für's eigne Volk und die Freiheit ist besser, als alle Ehre in fremder Herren Dienst. Darum sollen alle einig sein:

Den Ruf des Vaterlandes zu hören kam die Zeit.
Ihr, Hellas würd'ge Söhne auf Hellas Schiffen all,
Auf, das Gesetz gebeut es, auf werft den Feuerball.
Ein Herz seid, eine Seele, ein Wille und ein Geist.
Kämpft bis die letzte Wurzel der Tyrannei zerreißt.
Entzünden wir ein Feuer im ganzen Türkenland,
Von Bosniens Gefilden bis zu Arabiens Sand.
Laßt hoch auf unserm Banner des Kreuzes Zeichen wehn,
Es müsse blitzgetroffen der Feind vor uns vergehn.

Auch sei derselbe keineswegs muthvoll, sondern zittre vor der Tapferkeit der Freien:

Drum wozu noch das Zaudern? Was scheint ihr starr und todt?
Erwacht! Seid einig! Habert nicht in gemeiner Noth!
Wie unsre großen Ahnen sich einst mit Löwenmuth
Erhoben für die Freiheit, gestürzt in Kampfesgluth:
So schwingen wir auch, Brüder, den blanken Säbel hoch,
Und spannen die Muskete und brechen unser Joch!
Zerschmettern wir die Wölfe, die, selbst in Sklaverei,
Der Griechen Söhne drängen mit blutger Tyrannei.
Das Kreuz des Heilands leuchte hoch über Land und See!
Gerechtigkeit erscheine, des Feindes Macht verweh!
Der Knechtschaft grause Geißel sei aus der Welt verbannt!
Als Freie laßt uns leben im freien Vaterland!

Daß auch der englische Poet Lord Byron im Leben und Dichten für Griechenlands Befreiung schwärmte und der deutsche Dichter Wilhelm Müller, begeistert von dem Freiheitstrachten der Griechen, seine Griechenlieder sang, sei hier nur kurz erwähnt.

Wir nennen nun ferner ein turkomanisches Reiterlied:

Ich halt ein Araber-Roß für den Tag der Schlacht
Und leb in seines Schattens kühlender Nacht.
Die Helden erschlag ich im Kampf, in dem heißen.
Halt ein Araber-Roß und ein Schild von Eisen!
Kuruchli!

Den Eisenbogen, den bieg ich am Tage der Schlacht,
Sitz grad' auf dem Roß und Keiner wanken mich macht!
Nicht Bruder nicht Schwester mir ward, als einz'ges Kind bin zu preisen
Halt ein Araber-Roß und ein Schild von Eisen!
Kuruchli!

Vor meinem Athem da schmilzt das Eis auf den Höh'n,
Das Wasser meiner Augen, das machet Mühlen gehn.
Also sprach, den sie Jonas den Puräer geheißen:
Halt ein Araber-Roß und ein Schild von Eisen!
Kuruchli!

Diesem schließe sich, gleichfalls wie das vorige nach Rückerts Uebersetzung aus seinem Hamasa, ein arabisches Reiterlied an:

Bald die Schenkel preß ich an mein Rößlein fest,
Um dem Tode zu entgehn, und treibs zur Flucht,
Bald auch sporn ich's wider Willen in den Kampf,
Wo das Leben sich vor'm Tod zu sträuben sucht.
Alles beides ist mir angespannte Art,
Und zum Kampfwerk dienet all beides mir zur Zucht.
Doch ein Frühauf, wenn er blindlings droh'n mir will,
Schützt, so lang ich leb, ihn weder Berg noch Schlucht.

Und nun noch ein anderes aus derselben Quelle, ein arabisches Volkslied, von des Mannes Werth handelnd:

Des Mannes Werth ist nicht im Kleide,
Und ob er geh in Gold und Seide.
Des Mannes Werth ist im Gemüthe
Und in der angestammten Güte.
Ich rüste dem Geschick entgegen
Den Harnisch und den Hengst, den regen,
Den raschen und die schneidge Klinge,
Die spaltet Helm und Panzerringe;
Und bin bereit zu einem Tage,
Mich mit Kaab und Nahd mich schlage:
Ein Volk, die im Gewand von Eisen
Wie Leoparden sich erweisen.
Jedweder Mann wie Feuer lodert
Und bringt zur Schlacht mit, was sie fodert.

Sie haben auf mein Blut gewettet,
Ich wette, daß mein Muth mich rettet.
Wie manchen Waffenbruder haben
Hier diese Hände schon begraben!
Nicht zittert ich und zagt und klagte:
Was hülf' es, daß ich klagt und zagte?
Hin legt ich ihn, mich aufzuraffen
So fest, wie Gott mich hat geschaffen.
Die Hingegangnen laß ich gehen
Und rüste mich, dem Feind zu stehen.
Gegangen hin sind meine Lieben,
Ich einzeln wie das Schwert geblieben.

Gleichfalls von Rückert übersetzt und zwar aus Schikinge, dem ältesten Liederbuche der Chinesen, folge hier ein chinesisches Kriegslied:

Hast Du kein Kriegsgewand?
Ich leih dir den Kragen.
Der Kaiser ruft im Land
Und heißt uns Waffen tragen.

Er rüſtet ſich und ruft ſein Heer:
So laßt uns rüſten Schild und Speer
Und mit Dir ziehen will ich ohne Zagen.

Haſt Du kein Kriegsgewand?
Ich leihe Dir die Schnallen
Der Kaiſer läßt im Land
Den Ruf zum Kampf erſchallen.
Ihn ſchmückt das kriegeriſche Vließ:
Wir ſchmücken uns mit Schwert und Spieß
Und ich will mit Dir zieh'n, wir ziehn mit Allen.

Haſt Du kein Kriegsgewand?
Ich leihe Dir die Schienen.
Der Kaiſer ruft im Land,
Und alle ſind erſchienen —
Die Krieger hell im Kriegsgeſchmeid;
So nehmen wir das Waffenkleid
Geſchwind, ſie zieh'n, wir wollen ziehn mit ihnen.

Aus derſelben Quelle geben wir noch ein chineſiſches Lied: die Grenzwacht.

Sitzend auf dem Felsgeſtein
Schlägt der Held das ehrne Becken;
Wacht allein und ſchläft allein
Fürchtet nicht der Wildniß Schrecken.
Spricht: Geſchworen hab ich eben,
Anders, als mit meinem Leben
Nicht den Poſten aufzugeben.

Auf des Berges Felſenhang
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Und ſo weit man hört den Klang
Muß er Muth dem Land erwecken.
Denn er ſorgt in ſeiner Mitten,
Daß nicht von Barbarentritten
Sind die Grenzen überſchritten.

Auf des Berges höchſtem Firſt
Schlägt der Held das ehrne Becken,
Und ſo weit Du's hören wirſt,
Mußt Du, Feind, zurücke ſchrecken.
Denn es redet Dir das Zeichen
Von dem Helden ohne Gleichen
Und der Hut in unſern Reichen.

Und nun eben daher noch ein drittes, welches durch ſein orientaliſches Colorit intereſſirt: Fang Schus Kriegslied:

Die Vögel Sun erheben sich zum Himmel
Und lassen sich dann nieder mit Gewimmel.
Fang Schu, der Feldherr, führt sein Heer,
Dreitausend Wagen oder mehr,
Sein Heer ist gut, den Feind zu schlagen.
Fang Schu, der Feldherr, ziehet aus,
Die bunten Rosse ziehn mit Braus
Die Reihen viergespannter Wagen.
Roth ist bemalt die Wagenwand,
Das Inn're weiche Mattenwand;
Die Köcher sind von Fuchses Fell,
Der Rosse Nacken tönen hell
Von Zaum und Zügel, goldbeschlagen.

Die zweite Strophe beginnt wieder ebenso wie die erste, nur daß die dreitausend Wagen als goldschmuckschwer bezeichnet werden, und dann heißt es weiter:

Die hohen Fahnen flattern schwingschwang,
Fang Schu, der Feldherr, zieht mit Braus,
Wie strahlet Glanz sein Wagen aus!
Und seine Klingeln gehen klingklang.
Die Riemen flattern gelb und roth;
Er steht geschmückt mit Machtgebot,
Im Wagen wie ein Blüthenstrauch,
Mit Edelsteinen grün wie Lauch,
Die an ihm leise schüttern tingtang.

Die dritte Strophe beginnt wieder ebenso und bezeichnet die dreitausend Wagen als reich an Wehr. Sie treiben wohl den Feind zu Paaren. Beim Braus der Trommeln ziehen Fang Schus Schaaren aus:

Als Angriffszeichen gnüget schon
Den Muthgen ein gelinder Ton,
Doch soll's des Raubzugs Zeichen sein,
Und soll'n wir ihm Gehör verleihn,
So dürft ihr nicht die Trommeln sparen.

In der letzten Strophe werden die wildunbändigen Feinde als unverständig getadelt, daß sie das große Reich bekämpfen, und die Macht des hochbetagten, aber von Herzen noch frischen und unverzagten Feldherrn wird geschildert:

Wie groß ist seines Wagens Macht,
Der lauter als der Donner kracht
Und wie der Blitz erweckt er Bangen,
Und zwingt den Feind, des Reichs Befehle zu empfangen.

Schließen wir an ein kleines abyssinisches Lied angehender Krieger.

Unsre Väter sind Krieger des Badinsah,
Jeder von ihnen erschlug seinen Feind!
Jung sind wir jetzt, das Gepäck wir tragen,
Doch kommt die Zeit, wo wir fechten wie sie!
Nun reisen wir hier in wüstem Land,
Von Wilden und von Raubthieren umringt.
Aber im Dienst ist's des Badinsah,
Wer wollte nicht gern sterben für ihn!

Ein Kriegsgesang eines indianischen Häuptlings Waab Osieg lautet also:

Am Tage, als unsere Helden gefallen,
Da focht ich mit ihnen und dacht, eh' wir sterben
Bring unsre Rache dem Feinde Verderben!

Am Tage, als unsre Häuptlinge sanken,
Focht ich Mann gegen Mann und kühn war mein Muth
Und vorn aus der Brust, da floß mir das Blut.

Und nimmer die Häuptlinge wiederkehren!
Und ihre Kameraden, die Narben nicht tragen,
Die sollen als Weiber ihr Schicksal beklagen.

Gar schönen Winter woll'n wir verjagen,
Wenn unsre Knaben die Schlachten bestehen,
Und wir zu unseren Vätern gehen.

Ein Kriegsgebet eines Huronen, gewissermaßen ein irokesisches „Vater ich rufe Dich", lautet also:

Nun geh ich, nun geh ich zum freudgen Geschäfte,
O großer Geist, erbarme Dich mein!
Im freudgen Geschäft hab Erbarmen mit mir!

Auf meinem Wege gieb gutes Glück,
Und hab Erbarmen, o großer Geist,
Mit meinem freudgen Geschäfte.

Nun geh ich, nun geh ich zum freudgen Geschäfte,
O gieb mir Sieg und Gelingen,
O großer Geist, und erbarm Dich mein!

Eben so fromm, wenn auch im Hinblick auf Weib und Kind weniger kriegsfreudig, lautet ein Delawarischer Kriegsgesang:

O wehe mir,
Der ich ausziehe den Feind zu treffen,
Ich weiß nicht, ob ich wiederkehre,
In meiner Kinder Armen mich zu freuen
Und meines Weibes!

O arm Geschöpf, deß Leben,
Deß Leben nicht in seinen eignen Händen,
Und das nicht Macht hat ob dem eignen Körper,
Doch seine Pflicht zu thun sucht
Zum Besten seines Volkes!

O Du großer Geist da oben,
Erbarmen hab mit meinen Kindern
Und meinem Weib!
Mach, daß sie um mich nicht trauern müssen,
Und gib Gelingen mir in diesem Kampfe,
Daß ich den Feind erschlagen
Und Siegstrophäen mag nach Hause bringen
Zu meinen lieben Freunden und Verwandten,
Daß wir zusammen uns erfreuen.

O Gott, schenk' mir Erbarmen!
Gib Kraft und Muth mir, meinen Feind zu treffen,
Und führ' zurücke mich zu meinen Kindern
Und meinem Weibe!
Erbarm Dich mein, schütze mir mein Leben,
Dann will ich Dir dafür ein Opfer geben.

Von dem berühmten nordamerikanischen Nationallied Yankee doodle lautet der Anfang auch recht kriegerisch:

Yankee doodle, Zauberklang
Amerikanischer Freude,
Er paßt zur Pfeife, Spiel und Sang
Und eben recht zum Streite.
Yankee doodle, Buben 'ran!
Platz zur Seite, her zur Mitte,
Yankee doodle, drauf und dran,
Trommelt, blast und fidelt!

Frankreich, Spanien, Engeland
Soll'n unser Land bekriegen:
Wir Yankees haben Fuß und Hand,
Können sie noch all besiegen.
Yankee doodle u. s. w.

Meint ein Feind im Uebermuth,
Wir sei'n so leicht zu schlagen:
Wir dämpfen seinen kühnen Muth,
Können auch noch Waffen tragen.
Yankee doodle u. s. w.

Es wird dann die Tüchtigkeit der Yankees im Seegefecht so wie im Wortgefecht geltend gemacht, Amerika als ein herrliches Land und sein Volk als ein Volk von Brüdern dargestellt, welches aber auch schafft, betet und arbeitet und seinen Honig den Drohnen nicht zur Beute giebt, doch dann auch frohe Feste feiert und sich der blühenden Mädchen, der starken Knaben, der frischen Alten erfreut, so wie denn auch guter Schulen zur Bildung des Volkes, und seiner Freiheit. Zuletzt heißt es:

Wir pflügen unser eigen Land,
Wir haben's wohl errungen.
Drum fechten wir auch Hand in Hand,
Wenn Feinde eingedrungen.
Yankee doodle u. s. w.

Und nun noch ein Kriegslied von Otahaiti, das sich durch Lebendigkeit und Reichthum an Bildern auszeichnet:

Dieser Anlauf soll sein wie die rollende See,
Unser Kampf wie das Ringen der Gebärerin,
Wie das Meer im Sturm, so sei er!
Wie das Meer, gehoben von Unwetters Macht!
Ruh, der erstgeborne Gott, er bringe Verderben!
Die Häupter der Menschen fanget wie Fische im Netze,
Jauchzend den Namen des Ruh zur Rechten und Linken!
So laßt uns die Häupter der Menschen umstricken!
Laßt uns stehn, so wie der Fels von Korallen,
Aber schrecklich bewegen, wie das Seestachelschwein.
Unsre Ausdauer sei wie die der Schaaren der Vögel,
Die auf den Wellen schlafen, in der Mitte des Sturms.

Aus dieser kurzen Hinweisung auf einige der vornehmsten Klänge aus der Kriegspoesie der verschiedenen Völker und Zeiten ersehen wir, wie so wohl die erschütternd ernste und verhängnißvolle, als auch die mehr ideale, poetische, Jung und Alt über sich selbst hinaushebende und zu Thaten der Hingebung und Selbstverläugnung begeisternde Bedeutung des Krieges in gar mannigfaltiger Weise, je nach dem Charakter der Nation und der Zeit, in der Kriegsdichtung zum Ausdruck gekommen ist.

Aufmerksamen Lesern wird es dabei gewiß aufgefallen sein, daß grade in den Kriegsliedern mancher wilden Völker, bei all ihrer Kampfeslust und ihrer Siegesfreudigkeit, doch die tief gemüthlichen Seiten des Familienlebens, die Beziehungen zu Weib und Kind, zu Haus und Heimath so entschieden hervortreten. Es kann darin gewissermaßen ein Trost gefunden werden, insofern es ein Beweis ist, daß der Krieg doch nicht nothwendig immer einen verwildernden Einfluß auf den Menschen ausübt, wie Viele meinen mögen. Und daß in dieser lebendigeren Anregung

der edeln gemüthlichen Beziehungen des Daseins durch den Krieg und die mit ihm verbundene Trennung von Allem, was dem Mann auf Erden lieb ist, eine poetische Seite desselben liegt, haben wir ja früher schon gesehen. So viel Schönes und Interessantes uns nun aber auch die bisherigen Mittheilungen aus der Kriegspoesie verschiedener Völker schon geboten haben, so wird dasselbe doch weit übertroffen durch die Dichtung der deutschen Befreiungskriege in den Jahren 1813, 14 und 15, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen.

Die Kriegs-Poesie der Befreiungskriege.

Die Kriegs-Poesie

aus der Zeit der Befreiungskriege.

Es hat wohl nie eine Zeit gegeben, in der Leier und Schwert so eng mit einander verbunden waren, so viel Einfluß auf einander ausübten und in ihrer Vermählung beide so Großes und Herrliches hervorgebracht haben, als die Zeit der deutschen Befreiungskriege von 1813—15. Das Kriegslied und besonders das Siegeslied, so wie der epische Schlacht- und geschichtliche Heldengesang haben zwar auch bei und besonders nach anderen Kriegen geblüht und Herz und Sinn von Alt und Jung erfüllt, aber sie haben zu anderen Zeiten nicht diese zündende Wirkung ausgeübt und nicht diese bedeutende Stellung in der Cultur- und in der Literaturgeschichte behauptet wie damals; ja es mag sein, daß die Zahl der Kriegs- und Siegeslieder, die der letzte deutsch-französische Krieg hervorgebracht hat, größer ist, als die aus der Zeit der Befreiungskriege, aber nur Weniges darunter hat eine über die Zeit seiner Entstehung hinaus dauernde Bedeutung erlangt und nur wenige dieser Dichtungen haben eine wirkliche Popularität gewonnen. Bei Weitem das volksthümlichste nationale Kampflied jener Zeit, die Wacht am Rhein, fällt seiner Entstehung nach ja in eine viel frühere Zeit, und das sogenannte Kutschkelied hat mehr nur dazu gedient, die fingirte Gestalt seines vermeintlichen Urhebers populär zu machen, während es selbst in der Kriegspoesie keine hervorragende Stelle einnimmt.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß die Kriegspoesie des letzten deutsch-französischen Krieges nicht an und für sich in der That sehr schöne und alle Anerkennung verdienende Gedichte aufzuweisen hätte; im Gegentheil, wir werden später erkennen, wie vieles wirklich Tüchtige in der Zeit entstanden ist, und wie auch selbst von einfachen Soldaten manche

theilweise gelungene Versuche zu populärer Dichtung gemacht worden sind. Aber trotzdem wird die Kriegspoesie dieser letzten Zeit niemals in der deutschen Literaturgeschichte die Stellung einnehmen, die man der Dichtung der Befreiungskriege willig einräumt, und die ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung vollkommen entspricht, von der bei der neuesten Kriegspoesie kaum wird die Rede sein können. Es war aber doch auch eine Zeit einzig in ihrer Art, als die Flammenzeichen von Moskau in die Winternacht des deutschen Jammers und der Knechtschaft hineinleuchteten und dem Volke wie seinen Fürsten die Ahnung und Hoffnung eines neuen Frühlings der Freiheit und Einheit, des Rechts und der Wahrheit, der Ehre und des Sieges aufging, wodurch die Schmach gerächt und der fremde Dränger, wie der personificirte Geist des Bösen, in den Abgrund gestürzt werden würde. Mächtig schlugen da die Klänge des Aufrufs König Friedrich Wilhelms III. in alle Gemüther. Eine neue ungewohnte Sprache war es, die er führte, indem er sich an das Herz des Volkes wandte und seine Sache für die seines Volks erklärte. So konnte er die Nation in allen ihren Ständen zu den großen Opfern auffordern, die zu bringen seien, die aber die heiligen Güter nicht aufwiegen könnten, für welche gestritten und der Sieg errungen werden müsse. Das verstand das treue Volk und ließ sich's nicht zweimal sagen! Alles, was Waffen tragen konnte oder es zu können hoffte, eilte herbei: Knaben von 15 und Männer über 50 Jahre, und die Kinder und die Greise, die Frauen und die Jungfrauen beklagten ihr Loos, nicht mit zu können. In mehreren Fällen haben es selbst einzelne der letzteren doch gewagt, als Jünglinge verkleidet mitzuziehen. Die Anderen blieben aber dem Opferaltar des Vaterlandes doch nicht fern, sondern entäußerten sich ihres Schmuckes, brachten ihre goldene Trauringe dar und empfingen dafür eiserne mit dem Motto: „Gold geb ich für Eisen 1813." So verstand es sich von selbst, daß alle Eltern freudig bereit waren, ihre Söhne, oft selbst von den Vätern begleitet, für's Vaterland in den Tod gehen zu lassen. Stolz waren sie darauf, wenn sie ihrer viele opfern konnten. Zu Hause zu bleiben ohne die dringlichste Nöthigung, galt für eine Schmach, und die Mädchen der freien Reichsstadt Bremen z. B. gelobten sich, keinem jungen Mann die Hand zu reichen, der mattherzig und feige seine Hand und sein Herzblut dem bedrängten Vaterlande entzogen hätte.

In solcher Weise konnte und mußte es geschehen, daß König Friedrich Wilhelm, immer wohl noch etwas zaghaft und zögernd, überrascht und tief ergriffen war von dem ungeheuren Erfolg seines Aufrufs. Es wird erzählt, daß er, noch in wenig gehobener Stimmung in Breslau weilend, beim Anblick von 80 eben aus Berlin eintreffenden Wagen mit Frei-

willigen, auf die Frage des Generals Scharnhorst, ob Se. Majestät sich jetzt überzeuge, nur helle Thränen der Rührung und Freude zur Antwort hatte.

Und diese Opferfreudigkeit, die alle Stände ergriff und die vornehmen Herrn gleich den Geringen einfach die Muskete nehmen ließ, um für das Vaterland zu kämpfen, war wesentlich auf dem Grunde des Glaubens und des Vertrauens erwachsen, daß es Gottes Sache sei, für die man eintrete, und daß er den Sieg verleihen werde seinen tapfern Streitern. Da hatten freilich die Sänger gut singen, und das gab ihren Liedern eine wunderbare Weihe! Ja das eigentlich Unterscheidende und Bedeutsame der Dichtung der Befreiungskriege liegt nicht sowohl in der Begeisterung für den Kampf selbst zur Abwehr des schweren Unrechts, welches Deutschland von dem bösen Nachbar im Westen zu erleiden hatte; ein solcher Enthusiasmus fehlte ja auch bei der so frivol vom Zaun gebrochenen französischen Kriegserklärung im Juli 1870 keineswegs. Auch nicht die Einheitlichkeit des deutschen Nationalgefühls, mit welchem diese Begeisterung das Vaterland durchzog, war das wesentlich Charakteristische; diese fand ja 1870 in noch allgemeinerem Umfange statt als 1813. Denn beim Ausbruch des letzten Krieges gegen Frankreich fiel alsbald die Maingrenze und Nord und Süd waren einig, das Schwert zu ziehen gegen den fremden Trotz und Uebermuth, während 1813 der leidige Rheinbund noch einige der deutschen Fürsten an Frankreichs Adler bannte, bis in der Schlacht bei Leipzig zuerst die Sachsen sie verließen und sich in ihrer deutschen Brüder Reihen stellten. Das wesentlich Unterscheidende und großartig Erhebende in der Kriegspoesie von 1813, 14 und 15 liegt vielmehr in dem idealen Zusammenstimmen von Glaubensbewußtsein und Nationalgefühl, von religiöser Begeisterung und Kampfeslust, von Erhebung des Herzens und Muthes zu Gott und für den König. Damit war auf dem Gebiete der Poesie eine Harmonie zwischen den erhabensten und größten Ideen und Gedankenkreisen der Nation erreicht, wie sie in der früheren klassischen Blütheperiode unserer deutschen Dichtung in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich nicht fand. Bei den großen Dichtern jener Zeit war entweder der Christ, oder der Patriot, oder beide zu wenig ausgebildet. Aber in den berühmten Sängern der Befreiungskriege, in Rückert und Uhland, vor allem in Arndt, Körner, Schenkendorf, findet in schönster Weise das religiöse und nationale Element, Glaubensmuth und Kampfeslust, Hingabe an Gott und Hingabe an das Vaterland, Tapferkeit und Frömmigkeit, Deutschthum und Christenthum sich vereinigt. Wie diese ideale Harmonie damals zu den herrlichsten Erfolgen im Kriege führte, so sicherte sie zugleich der Kriegspoesie jener Tage ihre dauernde Bedeutung; denn die deutsche Nation müßte sich selber untreu werden, wenn sie aufhören wollte, an jenen großartigen,

männlich kühnen und kindlich frommen Schlacht- und Siegesliedern sich zu erfreuen und zu erheben.

Sie zeigen so recht, wie der heilige Kampf jener Tage nicht bloß mit dem Schwerte von Stahl und Eisen, sondern zugleich mit dem Schwerte des Geistes geführt wurde. Und zwar haben dies Schwert des Geistes nicht allein Deutschlands Dichter, sondern ebenso Deutschlands Redner und Staatsmänner, seine Theologen und seine Philosophen geschwungen. „Der Zorn der freien Rede", wie Arndt so schön sagt, erklang vor und beim Beginn der Befreiungskriege fast ebenso mächtig in Prosa wie in Poesie. Da veröffentlichte z. B. ein Philosoph Fichte seine von ächtem Patriotismus eingegebenen Reden an die deutsche Nation, in denen er den Fürsten wie den Völkern Deutschlands einen ernsten Bußspiegel vorhielt und sie zur gemeinsamen Pflichterfüllung zur Rettung des Vaterlandes und zum Sprengen des fremden Joches aufrief. Ein Ernst Moritz Arndt schrieb seinen Geist der Zeit und sprach darin hochbedeutsame und national-politische Wahrheiten aus wie die: „Ein Mensch ist selten so erhaben, daß er äußere Knechtschaft und Verachtung dulden kann, ohne schlecht zu werden, ein Volk ist es nie." Ein Steffens entflammte durch sein Wort seine Studenten in Breslau zur Theilnahme an dem Kampf. Ein Schleiermacher deutete die Antwort Christi an Johannes den Täufer auf die Frage: Bist Du, der da kommen soll oder sollen wir eines anderen warten? auf die Zeichen der Zeit und segnete so mit gewaltigem Wort die ausziehenden Krieger zu dem großen Werke ein.

Wie Staatsmänner, ein Stein, ein Hardenberg und andere, durch ihr Wort, durch ihren Einfluß auf den König von Preußen, besonders auch durch das Mittel der freien Gesetzgebung die neue Zeit vorbereitet haben, ist allgemein bekannt. Dazwischen klangen dann die geharnischten Sonette eines Rückert, die deutschen Freiheits- und Einheitshymnen von Arndt, die Kriegs- und Siegesgesänge von Körner, die Helden- und Vaterlandslieder von Schenkendorf und so manchen andern. Ja ein General Boyen ging unter die Dichter und schrieb die poetische Losung der Zeit:

Wehrhaft sei im ganzen Lande
Jedermann mit seinem Schwert,
Denn es ziemet jedem Stande,
Zu vertheidgen Thron und Heerd.

Und in allen diesen Tönen, so mannigfaltig sie auch erschallten, doch immer der Eine Grundakkord: Gott, Freiheit und Vaterland! Nur mit Gott war man für König und Vaterland, nur mit Gott wollte man Kampf und Sieg, nur mit Gott begeisterte man sich für Freiheit und Recht.

Es ist damals viel gekämpft und gerungen, viel geredet und gesungen, aber auch viel gebetet und gearbeitet worden! Und darin lag die wunderbare Weihe der Kraft, die erhabene Bedeutung jener großen, unvergeßlichen Zeit, daß Kämpfen und Singen, Beten und Arbeiten in Eins zusammenflossen, daß die ganze Nation in ihren heiligsten Tiefen aufgeregt, wie aus dem Traum aufgerüttelt und neugeboren wurde, so daß der Feind bald merkte, wie er es jetzt in erster Reihe mit einem neuen Volksgeiste zu thun habe, dem seine alte Taktik und Strategik doch nicht Stand zu halten vermochte, weil sich's eben um höhere, ewige Mächte, um die sittliche Kraft des Geistes der Wahrheit und der Freiheit handelte.

Es ist eine merkwürdige, aber unbestreitbare Thatsache, daß damals nur die Männer mit voller Freudigkeit an der gewaltigen Arbeit der Erneuerung und Erweckung unseres Volkes theil nahmen und mit entsprechendem Erfolge theil nehmen konnten, welche auch mit ihm zu beten bereit waren, daß nur diejenigen es zu dem großen Kampfe zu begeistern vermochten, in denen auch etwas von dem Wehen des Geistes Gottes von Oben zu spüren war. Deutschland hat ja manche berühmte Männer in jenen Tagen gehabt, deren Namen als hellste Sterne am Dichterhimmel für alle Zeiten glänzen, aber sie finden sich keineswegs alle in den Reihen der Sänger der Befreiungskriege. Da denken wir gleich, allen voran, an den unsterblichen Dichterheros von Weimar, dem willig auch das Ausland die Palme reicht. Wir haben von ihm wohl einen ergreifenden Klang der Sehnsucht nach dem Land, wo die Citronen blüh'n, aber das Land der deutschen Eichen, sein Heimathland, hat ihn zu keinem patriotischen Liedesklange begeistert, die politischen Leiden und Nothstände seiner Nation scheinen ihn kalt gelassen zu haben. An ihren Kämpfen und Siegen für die Freiheit, die er doch mit erlebte, hat er, als Dichter wenigstens, nicht theil genommen. „Ein garstig Lied, pfui ein politisch Lied", damit nahm Göthe, während Deutschland im verzweifelten Kampfe um seine Existenz rang, seine Zuflucht zu dem fernen Orient und schrieb seinen westöstlichen Divan. Die hohe heilige Losung Deutschlands: Mit Gott für König und Vaterland erwärmte ihn nicht, und das gezückte Schwert seines Volkes berührte nicht seine Leier! Weder die fünf kurzen Zeilen Göthes als Denkmals-Inschrift dem Fürsten Blücher von Wahlstatt gewidmet:

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg,
Bewußt und groß!
So riß er uns
Vom Feinde los —

können dies Urtheil ändern, noch die sechs halbironischen Verse von den Deutschen:

Die Deutschen sind recht gute Leut',
Sind sie einzeln, sie bringens weit:
Nun sind ihnen auch die größten Thaten
Zum ersten Mal im Ganzen gerathen.
Ein jeder spreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal sein.

Es ist in der That merkwürdig, wie auch andere große Dichter unseres Volkes mit fast ängstlicher Sorgfalt den Weltbürger über den Patrioten stellen. So schrieb z. B. Lessing an Gleim, dessen erste Kriegslieder eines preußischen Grenadiers er mit einer kurzen Vorrede veröffentlicht hatte, in Veranlassung einiger späteren, in denen er ihm in Aufstachelung der Leidenschaft gegen die Feinde Friedrichs des Großen zu weit zu gehen schien, so daß der Patriot den Dichter überschreie: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen läßt, daß ich ein Weltbürger sein sollte". Auf eine etwas hitzige Erwiderung Gleims erklärte Lessing, das von ihm über den „übertriebenen Patriotismus" Gesagte sei eine allgemeine Betrachtung, die tausend ausschweifende Reden, die er alle Tage hören müsse, bei ihm angeregt hätten, und fuhr dann fort: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die ich gern entbehre" (vgl. Strodtman G. E. Lessing, ein Lebensbild nach James Simes. Berlin 1878, Seite 112). Daß Lessing trotzdem in deutsch patriotischem Sinne auf sein Volk eingewirkt hat und der übertriebenen Nachahmungssucht des Fremden in der deutschen Literatur und Kultur überhaupt entgegen getreten ist, soll ihm dabei unvergessen bleiben. Läßt er ja doch auch seine Minna von Barnhelm dem armseligen Franzosen Ricaut de la Marliniere gegenüber sich weigern, in Deutschland französisch zu sprechen, da sie sehe, daß er sie auch so zu verstehen im Stande sei. — Allein die eigenthümliche Erscheinung, daß unsere deutschen Dichterheroen großentheils an der patriotischen, so wenig wie an der christlich religiösen Bewegung ihres Volkes theilgenommen haben, ist doch nicht wegzuleugnen. Nur Klopstock, der in religiöser Beziehung seinem Volke näher stand, kam ihm auch als Vaterlandsfreund näher, obschon seine patriotische Begeisterung sich doch zumeist nur dem deutschen Alterthum zuwandte, während er in der Gegenwart zeitweise für die französische Republik schwärmte und vor deren Bekämpfung warnte. Wie er sich gestellt haben würde, wenn er die Zeit der Be-

freiungskriege mit erlebt hätte, läßt sich natürlich nicht sagen, denn er starb schon 1803. Von Wieland, der wenigstens die Zeit der Vorbereitung unserer deutschen Erhebung mit erlebte, indem er erst zu Anfang des Jahres 1813 verschied, war bei der französirenden Richtung seines Denkens und Schreibens eine Theilnahme an derselben von vornherein nicht zu erwarten. Ihm fehlte beides ungefähr gleichmäßig, der Christ und der Patriot. Bei Herder dagegen war der Christ zwar vorwiegend, weniger aber der Patriot ausgebildet. Schiller war mehr Philosoph als Christ, aber der Patriot würde bei ihm wohl zur Geltung gekommen sein, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, zehn Jahr länger zu leben, wenigstens kann man das aus manchen Zügen seiner Dichtung schließen, z. B. auch aus der schönen Mahnung des alten Attinghausen im Tell: „An's Vaterland, an's theure, schließ Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen". Daß auch er in seiner Blüthezeit zeitweise mehr zu der Freiheit und Einheit der französischen Republik, als zu der Zerrissenheit und Knechtschaft seines Vaterlandes sich hingezogen fühlte, kann ihm kaum allzusehr verdacht werden.

Tiedge, der Sänger der Urania, fehlt nicht ganz unter den patriotischen und Kriegs-Dichtern. Wenn auch sein einst viel gesungenes Lied „der Kosak und sein Mädchen" (Schöne Minka ich muß scheiden) mehr Liebeslied als Soldatenlied ist, so hat er doch, in frühere Zeit zurückschauend, eine Elegie auf dem Schlachtfeld bei Kunersdorf geschrieben, in welcher er darstellt, wie „des großen Friedrichs Herz in Zähren um den blutbespritzten Lorbeeren rann," und beim Anblick der bleichenden Gebeine der gefallenen Krieger fordert er alle Fürsten auf, ihrem Volke sanfte Führer zum Frieden zu sein.

Nachher besang Tiedge den Zug der preußischen Krieger am 17. August 1813.

Ein neues Leben ist erstanden,
Es hat sich kräftig seinen Banden
Entrungen, seiner Schmach enthüllt.
Ja es vernahm die ernste Mahnung
Der alten Zeit, und was die Ahnung
Nur still geweissagt, ist erfüllt.

Triumph der Wahrheit sei willkommen!
Wir haben deinen Ruf vernommen,
Dein lichtbekränzter Tag erscheint.
Ihr Männer, haltet fest zusammen
Ihr Völker, werdet Feuerflammen
Und stürzt verheerend in den Feind!

Der Dichter erinnert dann an den erfolgreichen Widerstand Spaniens gegen die Macht Napoleons:

Am Ebro scholl zuerst die Stimme,
Sie rief mit unverhaltnem Grimme
Was, wenn es will, ein Volk vermag.

Er schließt endlich mit dem Zuruf:

So zieht denn hin, ihr tapferen Schaaren!
Mit Euch sei Gott in den Gefahren
Und Eures Vaterlandes Geist!
O seht schon leuchten in der Ferne
Der Zeiten die erhabnen Sterne,
Die Namen, welche Deutschland preist.

Nachher läßt der Dichter bei der Siegesbotschaft von Leipzig sein Jubellied erklingen, in dem es heißt:

Triumph! der Sieg des Rechtes ist errungen!
Ihr Völker, nichts, o nichts mehr von Verlust!
Werft hinter Euch die Schmach-Erinnerungen,
Ein Gottgefühl erfülle jede Brust:
Fühlt, was die Zeit in ihrem Schooß bewahrte,
Wie groß und herrlich Gott sich offenbarte.

Sei jedes Thal zu einem Gotteshause,
Zum Altar jeder Hügel eingeweiht!
Vom Aufgang bis zum Niedergang erbrause
Der Lobgesang: Erfüllet ist die Zeit!
Der Feind des Rechts, des Friedens ist vernichtet,
Nicht Menschenweisheit, Gott hat ihn gerichtet!

Was nun die edlen Häupter der romanischen Schule anbelangt, die die große Zeit der deutschen Befreiungskriege auch mit erlebten, so sind sie in ihrer Dichtung davon nur theilweise berührt worden. August Wilhelm von Schlegel, der während der Freiheitskriege den Kronprinzen von Schweden als Sekretär auf seinen Feldzügen begleitete, hat wohl politisch geschriftstellert auf deutsch und auf französisch, aber unter den Dichtern der deutschen Freiheit sucht man den Gefährten der geistvollen französischen Schriftstellerin Madame de Stael Holstein vergebens. Von seinem Bruder Friedrich von Schlegel, der, damals schon katholisch geworden, als Sekretär der Hof- und Staats-Kanzlei in Wien die österreichische Proklamation gegen Napoleon verfaßte, können wir ein „Gelübde" erwähnen:

Es sei mein Herz und Blut geweiht
Dich, Vaterland zu retten!
Wohlan es gilt, Du seist befreit,
Wir sprengen Deine Ketten u. s. w.

Treffend sagt er dann auch in einem seiner Sinnsprüche von dem deutschen Sinne:

Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt,
Eins empöret sein Gefühl:
Fremder Rechte loses Spiel
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unser Stern.

Der mit Schlegel oft zusammen genannte berühmte Romantiker Ludwig Tieck, der Mann des Märchens, der Phantasie und des Phantasus, war nicht dazu geeignet, die ernste rauhe Wirklichkeit jener Tage und Jahre poetisch zu gestalten oder von der Begeisterung des deutschen Volks für Selbständigkeit, Ehre und Recht viel zu singen. Der edle Freiherr von Hardenberg aber, jener tief fromme, innig christliche Novalis, der seinem Herrn im Himmel gelobte:

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich Dir doch treu,
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei —

würde gewiß der Sache seines irdischen Königs und des Vaterlandes nicht minder Treue bewiesen haben auch im frommen Volksgesang, wenn er die Zeit der Erhebung Deutschlands mit erlebt hätte und nicht schon in dem Unglücksjahre des Lüneviller Friedens dahin geschieden wäre.

Einen edlen Romantiker begrüßen wir aber in dem hehren Chor der deutschen Freiheitssänger, obschon er die Befreiungskriege selbst auch nicht mit erlebt hat, sondern zwei Jahre vorher gestorben ist. Heinrich von Kleist ist aber doch für die Sache seines Vaterlandes gegen den fremden Dränger eingetreten und hat dafür gelitten, indem er eine Zeit lang als Offizier unter den preußischen Truppen am Rhein stand und später in französische Gefangenschaft gerieth, bis er endlich, innerlich zerrissen und hoffnungslos auch in Hinsicht auf den tiefen Verfall Deutschlands, in Schmerz und Schwermuth selbst seinem Leben ein Ende machte. Das geschah ein Jahr nachdem der Königin Luise, jener stillen Rose unter Thränen, das edle, so tief und innig mit ihrem Gatten leidende und mit ihrem Volk fühlende Herz gebrochen war über dem Wehe ihres Landes und der Schmach ihres Hauses. Heinrich von Kleist hat nun schon 1809 in seinem Schauspiel „die Hermannsschlacht", in deutlichster Beziehung auf die Gegenwart, die Perfidie der mit Frankreich gegen Deutschland haltenden Rheinbundsfürsten gestraft, sein Volk in glühenden Gedichten zur Einigkeit ermahnt und zur Rache gegen die Franzosen und ihren Kaiser aufgefordert. Er ging in seinem Eifer und Haß gegen diese Feinde seines Vaterlandes so weit, seinem Volke zuzurufen:

Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß.

Welche Rab und Fuchs verſchmähten,
Gebet ſie den Fiſchen preis.
Schießt ſie todt, das Weltgericht
Fragt Euch nach den Gründen nicht.

So hat Heinrich von Kleiſt nach dem der rauhe Winter gewichen war, den Frühling ſeiner Nation mit ernſten Donnertönen eingeläutet, auch z. B. in ſeinem Kriegslied der Deutſchen, das alſo ſchließt:

Schlangen ſieht man gar nicht mehr,
Ottern und dergleichen,
Und der Drachen Gräuelheer
Mit geſchwollnen Bäuchen.

Nur der Franzmann zeigt ſich noch
In dem deutſchen Reiche,
Brüder nehmt die Büchſe hoch,
Daß er gleichfalls weiche!

Mächtig hallte ſein Lied Germania an ihre Kinder. Er ließ den Morgenruf des deutſchen Freiheitskampfes durch die Nacht erklingen indem er ſang:

Die des Maines Regionen,
Die der Elbe heitre Aun,
Die der Donau Strand bewohnen,
Die das Oberthal bebaun,

Aus des Rheines Laubenſitzen,
Von dem duftgen Mittelmeer,
Von der Rieſenberge Spitzen
Von der Oſt- und Nordſee her:

Horchet! Durch die Nacht ihr Brüder,
Welch ein Donner-Ruf hernieder?
Stehſt du auf Germania?
Iſt der Tag der Rache da?

Zu den Waffen! zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen,
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!

So verlaßt, voran der Kaiſer
Eure Hütten, Eure Häuſer
Schäumt, wie uferloſes Meer,
Ueber all die Franken her! —

Ihm zur Seite tritt ein anderer berühmter Name unter den Romantikern, der Freiherr de la Motte Fouqué, der, obſchon ſelbſt von fran-

zösischem Blute, doch an dem ersten Feldzuge gegen Napoleon theil nahm und im Jahr 1813 sein Kriegslied für die freiwilligen Jäger sang:

Frisch auf zum fröhlichen Jagen!
Es ist nun an der Zeit,
Es fängt nun an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit.
Auf, laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh.
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen.
Für all das deutsche Land,
Im hohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

In's Feld, in's Feld gezogen
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohl gewogen,
Schickt manchen hohen Gruß
Ihr Jäger all zusammen,
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

Die Meisten ziehn einst wieder
Zurück in Siegerreihn.
Da tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glühen dann die Herzen,
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich!

Nachher feiert der Dichter die Schlacht bei Culm im Liede:

Der Sieg schwang seine gold'nen Flügel
Durchs Kampfesthal,
Und wie Altäre glühn die Hügel
In seinem Strahl.

Der hohen Berge Gipfel wallen
Voll Opfer-Pracht
Derweil noch einzle Donner schallen,
Echo der Schlacht.

Hart habt ihr, schwer und hoch gerungen
Manch heißen Tag,
Nun ist's, ihr Brüder, euch gelungen,
Der Sieg ist wach!

Könnt fassen ihr den reichen Segen
Von nah und fern?
Bist du nicht fast davor erlegen,
Du Volk des Herrn?

Vor dem durchbebt dich heilges Zittern,
Der kann und will;
Knie nieder unter Fruchtgewittern
Und bete still.

Später dichtete er, durch seine schwache Gesundheit verhindert, an den weitern Kämpfen gegen Napoleon theilzunehmen, seine Klage des kranken Ritters.

Da draußen hallen die Schilde
Da draußen wiehert es hell.
Die Kämpfer sind hart aneinander.
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

Was steht ihr und weilet so trübe?
Zu Sattel und drauf und dran!
Ach Gott ich hatt' es vergessen:
Ich bin ein verwundeter Mann.

Nachher tröstet er sich damit, wenigstens vom Kampf singen und zum Kampf begeistern zu können:

So laß die Saiten klingen,
So sprich ein kräftig Wort.
Man kann auch so noch bringen
Feind an ja fort und fort,
Mit geistig scharfen Klingen
Dem Recht zu Schutz und Hort.

An den leiblich kranken, wenn auch geistig gesunden Ritter reihe sich ein geistig und leiblich gesunder Herr von Adel, der 1813 als freiwilliger Jäger beim Lützow'schen Corps eintrat und bis 1816 an allen Feldzügen theilnahm: der Freiherr Joseph v. Eichendorff. Er schrieb in der trüben Zeit der Unterdrückung Deutschlands einen Roman: Ahnung und Gegenwart, worin er im Zauberduft der Romantik die Ursache des politischen Verfalles des Vaterlandes nachwies in den geistigen und sittlichen Schäden der Zeit, dabei aber den ahnungsvollen Glauben und die feste Hoffnung auf eine bessere Zukunft in die dunkle Nacht der Gegenwart hineinleuchten ließ. Diese Gedanken spricht er auch aus in seiner Klage, die er 1809 dichtete:

O könnt ich mich niederlegen
Weit in den tiefsten Wald,
Zu Häupten den guten Degen,
Der noch von den Vätern alt,

Und dürft von Allem nichts spüren
In dieser dummen Zeit,
Wie sie da unten handtieren,
Von Gott verlassen, zerstreut;

Von fürstlichen Thaten und Werken,
Von alter Ehre und Pracht,
Und was die Seele mag stärken,
Verträumend die lange Nacht! —

Voll fester Zuversicht verheißt er dann den Anbruch einer neuen besseren Zeit:

Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End,
Da wird den Falschen genommen
Ihr unrecht Regiment.

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lockre Geschlecht
Gehaun fein von Noth und Jammer
Zu festem Eisen recht

Da wird Aurora tagen
Hoch über dem Wald hinauf,
Da giebts was zu singen und schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, wacht auf!

Aus der Zeit seiner Theilnahme am Befreiungskriege stammen nun Lieder wie das: „Auf der Feldwacht":

Mein Gewehr im Arme steh ich
Hier verloren auf der Wacht;

und das andere: An die Lützow'schen Jäger:

Wunderliche Spießgesellen
Denkt ihr noch an mich,
Wie wir an der Elbe Wellen
Lagen brüderlich?

Ehe wir nun zu den hervorragendsten und bekanntesten Sängern der Befreiungskriege übergehen, die wie Arndt, Körner und Schenkendorf, ausschließlich als solche ihren Ruhm in der deutschen Literatur- und Kulturgeschichte erlangten, oder, wie Uhland und Rückert, auch auf anderen Zweigen des großen Baumes deutscher Poesie ihre Lorbeern pflückend, doch von diesem eins der edelsten Reiser gewonnen haben, sind einige Sterne geringerer

Größe zu nennen, die aber doch in der Begeisterung für die Sache ihres Vaterlandes einzelnes Bedeutende geleistet haben. Zuerst sei aber noch eines Mannes erwähnt, dessen wohltönender Dichter-Name noch aus der früheren Zeit herüberragt in diejenige, von der wir reden. Es ist Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, der mit tief innerster Theilnahme die glorreichen Tage der Befreiungskriege mit durchlebte, und dessen patriotische Begeisterung schon in einer Ode aus seiner Jugendzeit in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts uns entgegentönt:

Ich bin ein Deutscher: Stürzet herab,
Der Freude Thränen, daß ich es bin!
Fühlte die erbliche Tugend
In den Jahren des Kindes schon.

Von dir entfernt weih ich mich dir
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüße den südlichen Himmel
Oft und seufze der Heimath zu.

Etwas später singt er:

Deutschland, heiliges Land, dir wallt im klopfenden Herzen
Heiß mein Blut! Ich freue mich dein, wie des Sieges der Held sich
Freut! Ich liebe dich, Vaterland, dich und werde die Braut nicht
Höher lieben, ehrte den Vater nicht mehr und die Mutter.
Viel sind deiner Ehren und tausendjährig und immer
Wieder neu! Du Land der rosigen Keuschheit, des alten
Eisernen Muthes, der Treue, des freien Sinnes, der Einfalt!
Deine Dichter sind stark, wie deine Weine so feurig,
Und so rein und hoch wie deine kreisenden Adler!
Deine Weisen erkunden der Kenntniß Tiefen und forschen
Unabläßig bescheiden und kühn mit prüfendem Bleiwurf.

Beim Ausbruch der Revolution in Frankreich geht Graf Stolberg scharf ins Gericht mit dem sich dort kundgebenden Antichristenthum und der rohen Grausamkeit, und warnt das Land vor dem einbrechenden Verderben und der Rache:

Laß siebenfältigen Jammer dich bändigen
Und hüll in Sack und Asche dich! ob vielleicht —
Die Rosse brausen schon und dampfen —
Rückwärts sich wendet der Rache Wagen.

Er klagt in einer andern Ode, daß Deutschland zu wenig das von Frankreich drohende Verderben erkenne, und verkündet schwere Zeiten. Im Hinblick auf seine vier Söhne, die er nachher als Sechzigjähriger stolz war, für Deutschlands Freiheit in den Kampf senden zu können, und deren einer vor Ligny fiel, sagte er schon damals:

Als Vater könnt' ich zagen! — Wie blüht sie schön
Um mich, die lautre Unschuld, wie hoffnungsvoll!
Doch soll nicht zagen, welcher Schalkheit
Rüget und rein ist und Gott vertraut.

In einer Ode aus dem Jahr 1799, „Erwartung des Friedens" überschrieben, giebt er in Voraussicht der kommenden schweren Schicksale doch dem Kriege vor einem schimpflichen Frieden den Vorzug. Er sagt: Was Krieg sei, weiß ich.

Doch kränket schnöder Friede mich mehr als Krieg,
Ein Friede, welcher Freiheit und Vaterland
Vertauschet gegen Schmach, des deutschen
Namens nicht werth und ihn bald vertilgend

Und als nun nach mancherlei Wechselfällen von Frieden und Krieg, von Knechtschaft und Jammer der große Sturm der Freiheit in Deutschland losgebrochen war, da hebt er also an:

Wie Wetter Gottes — siehe noch rollt im Thal
Der Donner, und schon zucket der neue Blitz,
So folgte Sieg auf Sieg! Die Deutschen
Fühlten sich Helden in Kraft des Höchsten.

Manch zartes Weiblein hatte mit Heldenschwert
Den Mann umgürtet, Mutter die Söhne: Geht
Mit Gott! Es gilt die Sache Gottes,
Vaterland gilt es, Altar und Freiheit!

Ihm sei die Ehre, Dank ihm und Lobgesang,
Und frommen Lebens besserer Hymnus ihm,
Dem Allbarmherzigen! Er stürzet
Stolze vom Thron und erhöht die Demuth.

Und um die Zeit, als der alte Arndt das vortreffliche Büchlein schrieb, dessen Titel jetzt sein ehernes Standbild hoch auf der Wacht am Rhein in Bonn ziert: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", da sprach Stolberg dieselben Gedanken in einer Ode aus:

Du Grenze? Nein nicht Grenze du, edler Rhein,
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend und hohes Gefühl und Freude!

An beiden Ufern tönet des Deutschen Sinn
Aus deutschem Wort; dem edelsten Weine gleich
Und dir, o Rhein, ist unsre Sprache,
Reich wie der Strom mit geheimen Tiefen.

In gar ernster Weise singt dann Stolberg zuerst von Napoleons Aufgabe als Zuchtruthe für Frankreich in seiner Ode auf die Leipziger Schlacht:

Die Rach' erkor ihn! Unter des Corsen Fuß
Gestampfet, solltest büßen du, Gallia,
Das Blut der Bessern, die zum Schmaus des
Thronenden Pöbels Dein Mordstrahl würgte.

Und nachher von seinem Sturz in der Ode Napoleon am 15. Januar 1814:

Er fällt! Ihn stürzet Gott, der Allmächtige,
Der auf der Wage, welche Tyrannen wägt
Und Landesväter, mit umwölkter
Rechte den Frevelnden wog und leicht fand.

Er fällt! Vielleicht schon stäubet der Schnee vom Huf
Der schnellen Boten, welche: „verworfen sei
Vom Volke der von Gott Verworfne",
Melden dem Aufgang und Niedergang.

Stolberg wendet sich in einem anderen Gedicht „Auf dem Harz" an Blücher also:

Denn Blitze Gottes sprühte Dein Blick! Dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen Dein Federbusch,
Dein Arm war Sturm! Dein Schwert, der Deutschen
Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!

Dem schnöden Feinde! Ha, Du zerstäubtest ihn,
Wie oft! Er wandte fliehend sich oft und floh
Geschreckter, bis vor seiner Babel
Thoren sein Trotz in den Staub dahin sank.

Allgemein bekannt ist ja denn auch, wie Stolberg deutsche Kampfeslust und Freudigkeit zum Ausdruck brachte in dem in's 12. Jahrhundert zurückverlegten Lied eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn: „Sohn da hast Du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer" und in einem Lied eines deutschen Knaben: „Mein Arm wird stark und groß mein Muth, gieb Vater mir ein Schwert".

Ein Dichter von weit geringerer Begabung aber großer Fruchtbarkeit in Bezug auf Zeitdichtungen ist Friedrich August von Stägemann, der, 1763 geboren, 1813 also schon ein Mann von 50 Jahren, die ernsten und frohen Ereignisse aus den Tagen der Erniedrigung und Erhebung durch seine „Kriegsgesänge aus den Jahren 1806 bis 1815" feierte. Dieselben zeugen von tüchtiger patriotischer Gesinnung, warmer Begeisterung für die Freiheit und fröhlichem Kampfesmuth, ohne gerade alle poetisch bedeutend zu sein. Sie sind zum Theil mehr doktrinär als volksthümlich und haben daher auch wenig im Volke gewirkt. Doch sind kräftige und energische Klänge darunter. So z. B. der „Brand von Moskau":

Tag des Zornes, Tag der Rache
Säumest du so lang? Erwache
An des Hohn's ruchloser Lache
. . . . . .

Stunde schlägt, die lang erharrte,
Glocke stürmt von hoher Warte:
„Bonaparte, Bonaparte".

Wächter auf den höchsten Zinnen,
Wir vernehmen Dich: „Von hinnen
Die nicht wachen, nicht beginnen!"

Wehet wüthend, Flammenflocken!
Stürmt ihr unsichtbaren Glocken
In die Adern, die noch stocken u. s. w.

Des Königs Aufruf vom 3. Februar 1813 besingt er in einem neun Strophen langen Gedichte, also beginnend:

Sind es Donner, die so frühe rollen?
Stürzt der Schnee, in Fluth zerquollen
Brausend vom Gebirg herab?
Donner sind es nicht, noch Wogen,
Preußen hat das Schwert gezogen
Und der König schwingt den Stab!

Das etwas gelehrte Gedicht schließt dann also:

Auf denn, auf, ihr jungen Brennenleuen,
Euer König ruft die Treuen,
Seines Thrones tapfre Wacht.
Mit dem Drachen Kampf gefodert
Habt ihr grimm. Das Zeichen lodert
Und die Erde bebt von Schlacht.

Den Sieg bei Culm feiernd, beginnt er also:

Erbrause durch der Saiten Gold,
Erbrause, Sturm der Schlacht,
Und rolle, wie's bei Culm gerollt,
Gesanges hohe Macht!

Er schließt nach einer etwas zu spezialisirenden Beschreibung der Schlacht also:

Das war der Sieg, der Sieg des Herrn,
Bei Culm, nach heißer Schlacht,
Da zogen Zornes Donner fern,
Versühnt in alte Nacht.

Da schloß Er neu mit uns den Bund,
Und Regenbogens Pracht
Auf Wetterwolken that es kund:
Das war bei Culm die Schlacht.

Auf den Abbruch der Friedensunterhandlungen in Chatillon im März 1814 hat Stägemann eine Ode im antiken Versmaß gedichtet, die reich ist an alttestamentlichen Anspielungen und wieder seine Neigung zu doktrinärer Behandlung der Stoffe jener großen Zeit deutlich erkennen läßt.

Ein gleichfalls fruchtbarer, aber eigentlich noch weniger begabter patriotischer Dichter jener Zeit ist Karl Müchler, der schon im Jahre 1813 einen Band „Gedichte auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt" erscheinen ließ.

Mehr durch einzelne, aber zum Theil recht gute, auch in der Erinnerung des Volkes gebliebene patriotische Gedichte haben sich einige Männer bekannt gemacht, deren Gesänge sich noch in den meisten Studenten- und Volksliederbüchern finden. So von Hinkel: „Wo Kraft und Muth in deutschen Seelen flammen, fehlt nie das deutsche Schwert beim Becherklang". Von Karl Follen: „Vaterlandssöhne, traute Genossen, o wie mein sehnendes Herz sich erschlossen". Von Hiemer:

Schön ist's unter freiem Himmel
Stürzen in das Schlachtgetümmel,
Wo die Kriegsbrommete schallt,
Wo die Rosse wiehernd jagen,
Wo die Trommeln wirbelnd schlagen,
Wo das Blut der Helden wallt.

Schön ist's, wenn der alte Streiter
Festen Fußes hell und heiter,
Unsre Brust mit Muth erfüllt;
Wenn aus donnerndem Geschütze,
Furchtbar, wie des Himmels Blitze,
Tod dem Feind entgegen brüllt. u. s. w.

Von A. Methfessel:

Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,
Die Stimme erhebet zum männlichen Gesang!
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt,
Ein freies, frohes Leben uns wohl gefällt.

Wir halten zusammen, wie treue Brüder thun,
Wenn Tod uns umgrauet und wenn die Waffen ruhn;
Uns Alle treibt ein reiner froher Sinn,
Nach einem Ziele streben wir Alle hin.

Der Hauptmann, er lebe, er geht uns kühn voran,
Wir folgen ihm muthig auf blutger Siegesbahn,
Er führt uns jetzt zum Kampf und Sieg hinaus,
Er führt uns einst, ihr Brüder, in's Vaterhaus!

Wer würde wohl zittern vor Tod und vor Gefahr?
Vor Feigheit und Schande erbleichet unsre Schaar!
Und wer den Tod im heilgen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland.

Wir nennen ferner G. F. Wetzel, dessen Gedichte theilweise den

Volkston wohl zu treffen wissen und durch biblische Bilder und Anschauungen sich auszeichnen. Er faßt z. B., was damals aber auch viele Andere thaten, Napoleon als den Feind Gottes und der guten deutschen Christen, gleich als den Antichristen oder als das Thier in der Offenbarung auf, gegen das zu kämpfen ist um Gottes und des Gewissens willen:

Wir sehn das Thier der Lästerung
Das Heiligthum zertreten,
Und wie beeifert Alt und Jung,
Das Unthier anzubeten,
Das von dem Drachen Macht empfing,
Zu thun auf Erden große Ding,
Um eine Zeit zu herrschen.

Es ist so stark, daß, wenn Gott der Herr nicht Einhalt thut, die Kämpfer des Herrn doch am Ende dem Drachen unterliegen müssen. Denn er tilgt schon Völker, Sitte, Sprache und Geistesleben und vermengt Hölle und Himmel, Gott und Teufel, bis aller Gottesfunke ertödtet ist. Darum:

Wohlauf mit Gott! Wohlauf in's Feld,
Umgürtet eure Lenden,
Und laßt den Götzen dieser Welt
Nicht eure Augen blenden.
Steht fest mit Gott und wanket nicht!
Bald überwindet Recht und Licht,
Des Drachen Reich muß enden.

Wetzel stellt darauf Napoleons Verblendung, womit er nach Rußland seinem Untergange entgegen eilte, und seinen nachherigen Sturz als Gottes Gericht dar und begrüßt froh den Kaiser Alexander, der aus Rußland uns zu Hülfe kam:

Von Osten kommt die Sonne,
Von Osten kommt das Heil der Welt;
Von Osten, Tag der Wonne,
Kommt heut auch der erkorne Held,
Der unsere Bande löst,
Der Deutschland hilft ermannen
Und siegreich den Tyrannen
Zur Hölle niederstößt u. s. w.

In anderer Weise ganz hübsch ist von Wetzel auch das Lied vom treuen Roß:

Ich hab' mein Roß verloren,
Mein apfelgraues Roß,
Es war so treu im Leben,
Kein treurers wird es geben
Im ganzen Zug und Troß.

Und als es wollte sterben,
Da blickt es mich noch an,
Als spräch's mit seinen Mienen:
Kann Dir nicht länger dienen,
Ade mein Reitersmann!

Und als es nun gestorben,
Da grub ich's ehrlich ein
Wohl unter grünen Matten,
In eines Lindbaums Schatten,
Da soll sein Denkmal sein.

Da sitzen die kleinen Vögel
Und halten das Todten-Amt,
Ihr brauchts nicht erst zu lesen,
Wie treu mein Roß gewesen,
Sie singens allesammt.

Ferner ist Julius Mosen zu erwähnen, dem wir das vortreffliche, auch viel gesungene Lied auf den tapferen Vorkämpfer deutscher Freiheit, den edlen tyroler Freiheitskrieger und Sieger Andreas Hofer verdanken, der 1810 als Märtyrer für sein Vaterland zu Mantua von den Franzosen erschossen ward. Ergreifend schildert dies Mosen in dem bekannten:

Zu Mantua in Banden der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode führt ihn der Feinde Schaar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland ach in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tyrol u. s. w.

Weniger bekannt ist von Mosen das Lied von dem Trompeter an der Katzbach:

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entquillt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Da hört er die erwünschten wohlbekannten Klänge herüberschallen und er setzt sich starr und wild zu Roß und schmettert mit seiner Trompete Viktoria laut und hell ins Land hinaus:

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab,
Das Herz ist ihm zersprungen
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
Das heißt ein selig End.

Wir wollen hier gleich daran erinnern, daß der Trompeter mehrfach dichterisch gefeiert worden ist, z. B. auch von Rückert in dem Gedicht:

Seht den Stabstrompeter,
Brüder seht, da steht er!
Dieser ist der wackre Mann,
Der so wohl trompeten kann
Wie kein anderer.

Aber er versteht auch noch mehr, nämlich, wenn es an das Einhauen ging, hing er die Trompete zur Seite und griff zum Säbel

Seht den Stabstrompeter,
Mit der Klinge mäht er
Bis der Feind am Boden ist,
Dann giebt er der Klinge Frist,
Dann trompetet er.

Ergreifend ist die Darstellung von August Kopisch von dem Trompeter, der, von einer Musik in der Winternacht mit seinem Kameraden über das schon krachende Eis der Elbe heimkehrend, von dem brechenden auf einer Scholle fortgerissen wird und mit dem Rufe „Nun geht die Reise in die weite weite Welt" dahintreibt:

Dann setzt er die Trompete an den Mund und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang,
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmuth,
Als gält es eine Jagd mit dem Eis in der Fluth.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein.
Da donnerte das Eis, die Scholle zerbrach,
Und wurde eine lange lange Stille danach —
Das Eis verging im Strom und der Strom im Meer:
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

Aus neuerer Zeit ist ja denn auch die Trompete von Gravelotte im Liede gefeiert worden, die, von einer Kugel durchlöchert, nur einen heisern Klang mehr gab, der wie Todtenklage um die unsägliche Menge der Gefallenen ertönte.

Von Kopisch ist nun ferner zu erwähnen das kernige vortreffliche Gedicht „Blücher am Rhein."

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:

Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind? Der Feind? dahier.
Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris? Paris? dahier!
Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein!
Ich denke der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein.

Ferner ist noch zu nennen F. Lange mit seinem gewaltigen Sturmlied:

Es heult der Sturm, es braust das Meer;
Heran ihr Sorgen groß und schwer,
Heran bei Wetter und Regen!
In unsern Adern jauchzt die Lust,
Wir deutschen Männer werfen die Brust
Euch keck und kühn entgegen.

Es heult der Sturm, es braust das Meer;
So liegt's auf Deutschland hart und schwer:
Das Vaterland in Ketten
Es gilt — die Hand ans Herz gelegt, —
Wem muthig ein Herz im Busen schlägt, —
Das Vaterland zu retten.

Es heult der Sturm, es braust das Meer;
Wir schwören bei Allem, was heilig und hehr,
Das Vaterland zu retten!
Ob auch der Wüthrich bräut und schnaubt,
Ob Allen er das Herz geraubt,
Wir sprengen seine Ketten.

Es heult der Sturm, es braust das Meer;
Es zittert das Erdreich um uns her,
Drum fröhlich ihr Männer getrunken!
Dann morgen auf und das Schwert zur Hand,
Bis wir befreit das Vaterland
Und der Feind zur Hölle gesunken.

In ähnlicher Weise erläßt auch Will einen feurigen Zuruf an Deutschlands Jugend:

Heran, heran zu Sieg oder Tod!
Jugend, das Vaterland ist in Noth!
Nie kommt ihm der Tag der Rettung wieder,
Kämpfst du nicht diesmal den Feind darnieder!
Jugend mach gut, was die Alten versahn,
Der Ehre Thür ist dir aufgethan!

In's Feld! Beflügle dein Geschütz,
Handhabe kräftig Donner und Blitz!
Im Sturmlauf zu Fuß, im Sturmlauf zu Pferde
Schlag deines Vaterlands Schänder zur Erde,
Schlag hunderttausendarmig darein,
Es kann nicht genug geschlagen sein.

Von Nacht umhüllet beginnst du den Kampf,
Durch Kugelregen und Pulverdampf
Schreitst du auf blutbedeckten Wegen
Dem Morgenroth der Freiheit entgegen.
Bald, Deutschland, wird leuchten dein Morgenstern,
Und dann ist der goldne Tag nicht mehr fern.

Wir nennen ferner H. F. Maßmann, dem wir das allbekannte, vielgesungene Lied verdanken:

Ich hab mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb und Leben,
Mein deutsches Vaterland.

Er hat auch Johanna Stegen verherrlicht, die junge Heldin dort auf den Mauerwällen am Thor von Lüneburg, die, nachdem die tapfern Vertheidiger der Stadt Kraut und Loth verschossen hatten, aus einem umgestürzten französischen Pulverwagen mitten durch den Kugelregen denselben neue Patronen zutrug:

So hat sie Stand gehalten
Bis auf den letzten Mann:
So lang die Büchsen knallten,
Die Jungfrau lief und rann.
Und als der Sieg gewonnen,
Vollselig kehrt sie heim:
Ich aber hab ersonnen
Zum Ruhm ihr diesen Reim.

Schließen wir hier gleich noch an das treffliche Lied vom deutschen Weib, gedichtet von der Gräfin Ida von der Gröben, geb. von Auerswald, nach Art des Klopstockschen: Ich bin ein deutsches Mädchen.

Ich bin ein deutsches Weib,
Mein Aug ist blau, mein Blick ist ernst,
Die fremde Sitte blieb mir fern:
Ich bin ein deutsches Weib.

Ich bin ein deutsches Weib,
Ich liebe Gott und Vaterland,
Mich kettet nur ein Liebesband,
Ich bin ein deutsches Weib,

Ich bin ein deutsches Weib,
Mein Liebling zieht in heilgen Krieg.
Ich gürt ihm selbst das Schwert zum Sieg,
Ich bin ein deutsches Weib.

Und nun kommen wir zu jenem wunderbaren, liebenswürdigen, echt deutschen Sänger aus Schwabenland, der wie kein anderer den Ton des alten Volksliedes wiedergefunden, der deutschen Nation die großentheils verklungene Sage zurückgegeben und die herrlichen Heldengestalten seiner Vorzeit in ergreifenden Klängen der Gegenwart wieder vorgeführt hat: einen Siegfried, einen Roland und Kaiser Karl, einen Grafen Eberhard von Württemberg, einen Herzog Ernst von Schwaben; der aber auch von Lenz und Liebe so wundervoll sang und so heimathlich die Sonntagsglocke läutete. Aber alles das ließ Ludwig Uhland mit einem Mal fahren, als der Schlachtruf erklang und die Losung zum Kampf für deutsche Freiheit, deutsche Ehre und deutsches Recht durch das Vaterland ertönte. Da hub er an:

Ich sang in vor'gen Tagen
Der Lieder mancherlei,
Von alten frommen Sagen,
Von Minne, Wein und Mai.
Nun ist es ausgesungen,
Es dünkt mich Alles Tand:
Der Heerschild ist erklungen,
Der Ruf für's Vaterland.

Man sagt wohl von den Katten,
Sie legten Erzring an,
Bis sie gelöst sich hatten
Mit einem erschlagnen Mann
Ich schlag den Geist in Bande
Und werf' an den Mund ein Schloß,
Bis ich dem Vaterlande
Gedient als Schwertgenoß.

Und bin ich nicht geboren
Zu großem Heldenthum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm:
Doch möcht ich einst erringen
In diesem heilgen Krieg,
Das edle Recht, zu singen
Des deutschen Volkes Sieg!

Und nun führt er den Knaben vom Berge, der auf die Schlösser all' herab sieht, den Strom frisch aus dem Stein heraus trinkt, den

Stürmen trotzt und die Nord- und Südwinde mit seinem Lied übertönt, er führt ihn in die Ebene hinab, wo die Schlacht geschlagen wird:

Doch wenn die Sturmglock' nun erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig ich nieder, tret in's Glied,
Und schwing mein Schwert und sing mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Wie gewaltig tönt dann Uhlands „Vorwärts" durch alle Gauen des deutschen Vaterlands:

Vorwärts fort und immerfort!
Rußland sprach das stolze Wort:
Vorwärts.

Preußen hört das stolze Wort,
Hört es gern und hallt es fort:
Vorwärts.

Auf, gewalt'ges Oesterreich,
Vorwärts, thu's den andern gleich!
Vorwärts.

Auch du, altes Sachsenland,
Immer vorwärts, Hand in Hand!
Vorwärts u. s. w.

Und wie unnachahmlich treuherzig und bieder klingt sein tausend und tausendmal wieder und immer wieder von unseren braven Soldaten gesungenes, eben so einfaches als tief empfundenes Liedchen:

Ich hatt einen Kameraden,
Einen bessern findst Du nit,
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Wunderbar ergreifend dagegen ist sein Lied an das Vaterland, dem er all seine Lieder zum Opfer bringen will, sie aber dessen, nachdem so große Dinge geschehen sind, gar nicht mehr werth hält:

Dir möcht ich diese Lieder weihen,
Geliebtes, deutsches Vaterland,
Denn dir, dem neu erstand'nen freien
Ist all mein Sehnen zugewandt.

Doch Heldenblut ist dir geflossen,
Dir sank der Jugend schönste Zier,
Nach solchen Opfern, heilig großen, —
Was gelten diese Lieder dir?

Und wenn Uhland die Mädchen jener Tage, denen ihre Jugend in so kurzer Frist abgeblüht ist, beklagt, daß sie in eine so ernste Zeit fielen, wo man nicht viel tanzt und spielt, so weiß er als einzige Zuflucht für sie nur die wahre fromme Liebe. Dann richtet er, in die Zukunft schauend, sich auch an die Mütter:

Mütter, die ihr euch erquickt
An der Kinder theuren Zügen,
Und mit ahnendem Vergnügen
Vieles Künft'ge drin erblickt:

Schaut einmal recht tief hinein
Und verschafft uns sichre Kunde:
Wird der Väter Kampf und Wunde
In den Kindern fruchtbar sein?

Als der Sieg völlig errungen und Deutschland sich selbst wiedergegeben war, da ward der begeisterte Sänger ein ernster Mahner an sein Volk, daß nun auch im Innern Alles zurecht gebracht werden möge.

Am zweiten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, am 18. Oktober 1815, singt Uhland:

Die Schlacht der Völker ward geschlagen,
Der Fremde wich von deutscher Flur,
Doch die befreiten Lande tragen
Noch manches vor'gen Dranges Spur;
Und wie man aus versunk'nen Städten
Erhab'ne Götterbilder gräbt,
So ist manch heilig Recht zu retten,
Das unter wüsten Trümmern lebt.

Und am dritten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig geht er noch strenger in's Gericht mit seinem Volke, indem er einen der verklärten Heldengeister ihm in das Gewissen reden läßt:

Wenn heut ein Geist hernieder stiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held,
Ein solcher, der im heilgen Kriege
Gefallen auf dem Ehrenfeld,
Der sänge wohl auf deutscher Erde
Ein scharfes Lied wie Schwertesstreich,
Nicht so, wie ich es künden werde,
Nein himmelskräftig, donnergleich.

Man sprach einmal von Festgeläute,
Man sprach von einem Feuermeer:
Doch was das große Fest bedeute,
Weiß es denn jetzt noch irgend wer?

Er fährt dann fort und mahnt die Fürsten, die am Tage nach der Schlacht laut dankend auf den Knieen lagen und huldigten der höheren Macht, sie, deren Schmach die Völker lösten, er mahnt sie ernst und eindringlich an die Leistung alles dessen, was sie damals gelobt haben. — Und dann fragt er die Völker, die da viel gelitten:

Vergaßt auch ihr den schwülen Tag?
Das Herrlichste, was ihr erstritten,
Wie kommt's, daß es nicht frommen mag?
Zermalmt habt ihr die fremden Horden,
Doch innen hat sich nichts gehellt,
Und freier seid ihr nicht geworden,
Wenn ihr das Recht nicht festgestellt.

Vernehmt, so ruft ferner der Geist aus jener Welt den Weisen, den Staatsbeamten und allen Volksgenossen zu im Hinblick auf den Kampf um Leipzigs Wälle:

Vernehmt, an diesem heut'gen Tage
Hielt Gott der Herr ein groß Gericht,
Ihr aber hört nicht, was ich sage,
Ihr glaubt an Geisterstimmen nicht.

Zuletzt schließt der verklärte Geist aber doch mit einem versöhnlichen hoffnungsreichen Wort:

Nicht rühmen mag ich, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört ich manches Herz.

Wir kommen zu Friedrich Rückert, jenem merkwürdigen vielseitigen Manne, der in der Literatur des Orients fast so gut zu Hause war, wie in der des deutschen Vaterlandes, der den Liebesfrühling sang und Lehrgedichte verfaßte, der Rostem und Suhrab dem deutschen Volke vorführte und ein Leben Jesu dichtete, der Nal und Damajanti aus China herüberholte und Ritornelle, Sicilianen und andere künstliche poetische Formen aus Italien, der für die Gelehrten die Weisheit des Bramahnen schrieb und den Kindern sang von dem Bäumlein, das andere Blätter gewollt, und vom alten Barbarossa und vom heiligen Christ. Wie hat er eine so beißende Satire geschrieben auf den stolzen Weltbezwinger: Napoleon, eine politische Komödie in drei Stücken, und den Kranz der Zeit aus Ehren- und Spottliedern geflochten! Vor Allem aber hat er, selbst 1809 in der österreichischen Armee stehend und 1813 nur auf Bitten seiner Eltern wegen Kränklichkeit zurückbleibend, in seinen geharnischten Sonetten dem deutschen Volk eine Reihe energischer Kriegslieder geboten, die wie Stahl und Eisen zwischen die Reihen der

Schwächlinge darein fuhren, die Feigen ermuthigten, die Stolzen demüthigten, die Fürsten ermahnten und die Völker erweckten, die Männer stählten und die Frauen zu stiller Liebesarbeit begeisterten. Mögen Rückerts Lieder, auch seine vielen patriotischen, weniger singbar sein, als die anderer Sänger jener Tage, so sind sie dafür desto gedankenreicher, und in Bezug auf die Erweckung energischer, thatenlustiger, patriotischer Empfindungen sind sie von keinen anderen übertroffen. Mit der glühendsten Vaterlandsliebe, die allen Engherzigkeiten und Einseitigkeiten entgegentritt, verbindet sich ein hoher religiöser Ernst, mit dem er dem trotzigen Feinde die göttliche Strafgerechtigkeit ankündigt, sein Volk zum fröhlichen Vertrauen auf Gottes Hülfe aufruft und sein Gewissen zu sittlicher That schärft. — Zuerst ein paar geharnischte Sonette: Der Dichter wendet sich in der Zeit der Schmach an die verschiedenen Stände:

Was schmiedst du Schmied? Wir schmieden Ketten, Ketten! —
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen!
Was pflügst du Bau'r? Das Feld soll Früchte tragen.
Ja für den Feind die Saat, für dich die Ketten!

Was zielst du Schütze? Tod dem Hirsch, dem fetten. —
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du Fischer? Netz dem Fisch, dem zagen. —
Aus eurem Todes-Netz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? Knaben! —
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen!

Was schreibest Dichter du? In Gluthbuchstaben
Einschreib ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen! —

Und den Schwur der Freiheitskämpfer feiert er also:

Wir schlingen unsre Händ' in einen Knoten,
Zum Himmel heben wir den Blick und schwören,
Ihr alle, die ihr lebet, sollt es hören,
Und wenn ihr wollt, so hört es auch, ihr Todten.

Wir schwören, stehn zu wollen den Geboten,
Des Lands, deß Mark wir tragen in den Röhren,
Und diese Schwerter, die wir hier empören,
Nicht ehr zu senken, als vom Feind zerschroten.

Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen, und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte.

Und die Opferwilligkeit der Frauen verherrlicht er also:

Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lieds, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Busen eure Knaben

Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge! —
Des Ruhm's, den eurer Männer blutge Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

Denn wenn sie selbst im Sturm des Feindes Wunden
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden.

Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so solls die Welt erkunden,
Daß ihn zu schmücken ihr gabt eu'r Geschmeide.

In einem andern dieser geharnischten Sonette beschwört Rückert die Ritter, erst Retter ihres Volkes zu werden, um dann würdig Ritter zu heißen. Oder er warnt, selbstsüchtig die eigne Hütte zu bauen, wo das große gemeinsame Haus des Vaterlandes in seinen Grundfesten erbebt. Oder er citirt den Geist Friedrichs des Großen, der den Untergang des Ruhmes von Roßbach in der Saale (bei Jena) beklagt und jetzt seine Preußen unter die Fahne der jungen Helden ruft mit der Verheißung, selbst ihnen voranschreiten zu wollen. Der große König ruft sie besonders auf, sein Schwert, das die Franzosen von seinem Sarcophage geraubt haben, aus dem Invalidendome in Paris zurückzuholen, wo doch Niemand ist, der es kann tragen.

Der Dichter rühmt ferner über Gold und Silber das Eisen des eisernen Kreuzes:

Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen,
Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
Statt Gold und Silber ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heimzutragen mit zerhau'nem Rande,
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr goldnen, silbern Ordenszeichen alle
Bracht vor dem stärkeren Metall in Stücken.
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle!

Nur ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Splitter.

Vor allem hebt Rückert aber auch sein und seines Volkes Herz empor zu dem Herrn, dem Retter und Helfer in der Noth, indem er singt:

Wir haben lang mit stummem Schmach-Erröthen
Geblickt auf uns und unsers Landes Schande,
Zu dir aufhebend unsres Armes Bande:
Wie lang, Herr, willst du sie noch fester löthen?

Jetzt willst du dich, o Retter in den Nöthen,
Erbarmen wieder über deine Lande:
Die Rettung kommt, sie kommt im Städtebrande
Von dir, sie kommt in blut'gen Morgenröthen.

O Herr, vom Schweren kann nur Schweres lösen.
Und wir sind schwer gebückt in unserm Staube,
O eile du, die Kraft uns einzuflößen

Zum Auferstehn! Laß nicht dem Sturm zum Raube
Uns werden in der Rettung Sturmgetöse;
Panier sei Hoffnung, unser Schild der Glaube!

Sobald nun in Rußland Napoleons Glücksstern in den Rauchwolken des furchtbaren Brandes von Moskau unterzugehen begann, mahnte Rückert sein deutsches Volk mit folgenden Worten, auch sich aufzuraffen:

Der Wehruf stieg
Aus aller Welt
Zum Sternenzelt.
Der Herr noch schwieg,
Bis Moskaus Brand
Vor die Augen ihm trat.
Da war es sein Rath
Zu heben die Hand.
Der Herr, der lange drein geseh'n,
Hat endlich drein geschlagen.
Jetzt darf ichs wagen
Auch aufzusteh'n.

Und als es nun glücklich losging, wie begleitet da Rückert mit seinen kräftigen dichterischen Akkorden die einzelnen Vorgänge, Kriegs- und Siegesthaten seines Volkes! Gleich beim Auszug beginnt er:

O wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft in's Feld,
Hab ich rasch mich dargestellt,
Alles andre hoch und tief
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar darnach nicht umgeschaut,
Denn die Trommel ruft so laut.

Darob hört er denn beim Scheiden weder das Ach von Vater und Mutter in der Hausthür, noch das „Ach, o weh, mein Bräutigam" der Braut an den Ecken und den Lieblingsplätzen. Aber auch in der Schlacht hört er nicht das „gute Nacht" seines fallenden Bruders in dem lauten Todesgruß der Kartätschen, denn die Trommel ruft so laut.

O wie ruft die Trommel so laut!
Nichts so laut ruft in der Welt,
Als die Trommel in dem Feld
Mit dem Ruf der Ehre ruft.
Ruft sie auch zu Tod und Gruft,
Hat mir nicht davor gegraut,
Denn die Trommel ruft so laut.

Die Lützow'schen Jäger verweist er auf ihren „Vorreiter Schill."

Ihr kühnen Lützow'schen Jäger,
Die ihr reitet im Mondenlicht,
Ihr kühnen Lützow'schen Jäger,
Vergeßt doch euern Vorreiter nicht!

Er läßt ihn dann darauf hinweisen, daß er schon lange zuvor den Kämpfern Bahn gemacht, und hätten alle wie er es gemacht, so wäre die Freiheit erstritten. Er habe sich durchgestritten bis Stralsund, wo ihm ein französischer Hund in den Schenkel gebissen und man ihm den Kopf abgerissen habe. Darum warnt er vor den französischen Hunden und mahnt die Lützowschen Jäger, des schwarzen Gewandes Träger, sein Ruhm zu sein und ihm nach an den Rhein zu reiten.

Weiterhin feiert Rückert den Landsturm:

Der Landsturm, der Landsturm!
Wer hat das schöne Wort erdacht,
Das Wort, das donnert, blitzt und kracht,
Daß einem das Herz im Leibe lacht,
Wenn ganz ein Land zum Sturm erwacht;
Wer hat den Landsturm aufgebracht?

Er bezeichnet dann den Bauern, der nach Soldaten-Hülfe ruft, nur als einen schlechten Schuft, wer aber sich selbst macht Luft, den Feind, den Schuft, selbst pufft und knufft, der Bauer ist kein schlechter Schuft. Giebt ihm beim Landsturm der König auch keinen Sold, so ist ihm die

Bewahrung seines Ackers vor dem Feinde Sold genug. Und der Feind kennt im Land nicht Weg und Steg und findet keinen Führer, darum ist er nicht zu fürchten. Auch zittert er, wenn sich ein Laub oder Staub rührt, denn für ihn ist nicht Treue und Glaube.

Und seine Schlachten sind ein Wind,
Er weiß ja nicht, wofür sie sind.
Ich hab im Rücken Weib und Kind,
Ich weiß wofür die Schlachten sind.

Der Landsturm hört die Glocke rufen, die ihn zur Taufe und zur Hochzeit rief, und deren Ruf ist niemals Trug; die Glocke ruft: das ist genug:

Der Landsturm, der Landsturm!
Hörst du's vom Kirchthurm stürmen, Frau?
Siehst du die Nachbarn wimmeln? Schau!
Und drüben stürmt es auch im Gau.
Ich muß hinaus. Auf Gott vertrau!
Des Feindes Blut ist Morgenthau.
Der Landsturm, der Landsturm!

Wie kernig und kräftig feiert ferner Rückert die großen Männer der Befreiungskriege, z. B. den Freiherrn vom Stein:

Das ist der deutsche Stein,
Von Trug und Falsch entblößt:
Wer an den Stein sich stößt,
Der kann kein Deutscher sein.

Er ist aber auch mit Treu und Muth betraut, und also muß der kein Deutscher sein, der auf den Stein nicht baut. Und er ist in Noth und Tod erprobt, wer also den Stein nicht lobt, der muß ein Welscher sein. Dann besingt er den Marschall Vorwärts:

Marschall Vorwärts!
Tapfrer Preuße, deinen Blücher,
Sag, wie willst du nennen ihn?
Schlag nun nicht erst nach viel Bücher,
Denn da steht nichts Tüchtig's drin.
Mit dem besten Mannesgruße
Hat ihn dir genannt der Russe:
Marschall Vorwärts nennt er ihn.

Er hat guten Vorwärtsschritt erhoben über Fluß und Berg und Thal, von der Oder wie von dem Bober, bis zur Elbe, bis zur Saale, und von dannen bis zum Rhein und bis zur Seine. Drum sind die französischen Marschälle verstört und verkriechen sich vor diesem einen Marschall Vorwärts, so daß ihr Name jetzt Marschall Rückwärts ist. — Blücher und Gneisenau besingt Rückert also:

Der Blücher hat die Macht,
Der Gneisenau den Bedacht,
Drum hat's Gott wohlgemacht,
Der sie zusammengebracht.
Drum sei den beiden, den beiden
Ein Lebehoch gebracht.

Der Gneisenau in der Nacht
Hat guten Plan erdacht.
Der Blücher am Tage der Schlacht
Hat's drauf noch besser gemacht:
Drum sei den beiden, den beiden
Ein Lebehoch gebracht.

Ferner Blücher und Wellington:

Als Blücher der Held und Wellington
Als Sieger zusammentraten,
Die beiden, die sich lange schon
Gekannt aus ihren Thaten,
Da sprach zu Wellington Blücher bald:
Du Held, so jung von Jahren,
An Klugheit und Bedacht so alt,
Wie ich mit grauen Haaren.

Da sprach zu Blücher Wellington:
Du Held von starker Tugend,
Von Locken so gealtert schon,
Das Herz so frisch von Jugend!
Da stand der Jüngling und der Greis,
Sie gaben sich die Hände
Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
Noch so ein Paar sich fände.

Aber auch Johanna Stegen, das tapfere Mädchen von Lüneburg, besingt er:

Wie auch dichter Kugelregen
Von dem Feinde rings geschah,
Immer ist Johanna Stegen
Mit der vollen Schürze da.

Und ein Schuß so gut geladen,
Mußte treffen so ans Ziel,
Daß von jedem ohne Gnaden
Immer ein Franzose fiel.

Und die Heldin aus Potsdam, Prohaska, die als Mann verkleidet mit in die Reihen der Kämpfer trat, bis ihr Geschlecht bei Gelegenheit einer Verwundung entdeckt wurde, feiert Rückert, also beginnend:

Ich müßte mich schämen ein Mann zu heißen,
Wenn ich nicht führen könnte das Eisen
Und wollte Weibern es gönnen,
Daß sie es führen können ꝛc.

Auch den tyroler Vorkämpfer gegen Napoleon und seine Bundesgenossen, den tapferen Sandwirth von Passeyer, Andreas Hofer, hat Rückert im Liede verherrlicht, wie er denn auch die auf der Flucht aus Rußland zurückkehrenden, den in ihrer Mitte befindlichen Fürstensohn wärmenden und schützenden deutschen Krieger, die dabei selbst eine Beute des Frostes wurden, besingt.

Und als nun durch Gottes Hülfe Sieg auf Sieg den deutschen Fahnen zu Theil wurde, wie gewaltig klangen da Rückerts Freuden- und Triumphlieder! In einem Hymnus läßt er die Erde und den Himmel mit all seinen Sternen aufjubeln über den Sieg des Lichtes über die Finsterniß. Die Schlacht an der Katzbach feiert er mehr im Sinne des deutschen Volkshumors:

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach, dort bei Roßbach,
Dort von euren Rossen
Hat man euch geschossen,
Ist das Blut geflossen
In rechtem Bach.

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen
Jetzt und hernach!
An der Katzbach, an der Katzbach,
Da haben wir den Katzen
Ausgehau'n die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen;
Kein Hieb ging flach.

Die gewaltige Völkerschlacht bei Leipzig aber besingt Rückert folgendermaßen:

Kann denn kein Lied krachen mit Macht
So laut wie die Schlacht hat gekracht um Leipzigs Gebiet?

Drei Tage und drei Nacht ohn Unterlaß,
Und nicht zum Spaß, hat die Schlacht gekracht.

Drei Tag und drei Nacht hat man gehalten die Leipziger Messen,
Hat euch mit eiserner Elle gemessen,
Die Rechnung mit euch in's Gleiche gebracht.

Drei Tag und drei Nacht währte der Leipziger Lerchengesang:
Hundert fing man auf einen Gang, tausend auf Einen Schlag.

Eins ist gut, daß sich nicht können die Russen brüsten,
Daß allein sie ihre Wüsten tränken können mit Feindesblut.

Nicht im kalten Rußland allein, auch in Meißen,
Auch bei Leipzig an der Pleißen, kann der Franzose geschlagen sein.

Die seichte Pleiß ist von Blut geschwollen, die Ebenen haben
So viele begraben, daß sie zu Bergen uns werden sollen.

Wenn sie uns auch zu Bergen nicht werden, wird der Ruhm
Zum Eigenthum auf ewig davon uns werden auf Erden.

Und wie schön singt nun Rückert von der deutschen Einheit an dem Beispiel der drei wackeren Gesellen, die stritten wider'n Feind. Der Eine Oesterreicher, der Andere Preuße, der Dritte, von Deutschland war er nur. Nun fielen alle Dreie auf einen Schlag zugleich. Da rief der Eine: Hoch lebe Oesterreich, der Andere: Preußen lebe hoch, der Dritte rief: Deutschland lebe hoch!

Da richteten im Sinken sich beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem dritten riefen's und lauter noch.
Da ging ein Todesengel im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenstengel und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel um alle drei zugleich
Und trug zum höchsten Hügel sie auf in Gottes Reich.

So rührend und schön hier unser Dichter bei den einfachen braven Kämpfern für die gemeinsame große Sache das Verschwinden alles Partikularismus verherrlicht, so scharf züchtigt er das so höchst unwürdige Wesen des Wiener Congresses, der nach so ernsten und schweren Kämpfen, während Tausende in Deutschland in so vielen Familien um ihre treuen Todten weinten, während viele Hunderte von Jünglingen und Männern noch an ihren Wunden seufzend darniederlagen und einem schmerzvollen Tode oder einem elenden Leben entgegen sahen, und das Land selbst noch aus tausend Wunden blutete, sich nicht schämte, seine Zeit in Festlichkeiten, Tanz und Belustigung zuzubringen, und sich schließlich von dem schlauen französischen Diplomaten überlisten ließ. Das mußte einem ehrlichen Deutschen wie Rückert das Blut in die Adern treiben, und seine Harfe schlug den Ton bittersten Spottes an:

Was hat der Herr Congreß in Wien gethan?
Er hat sich hingepflanzt
Und hat nach einem schönen Plan,
Anstatt zu gehn, getanzt.
Frau Deutschheit war die Tänzerin,
Umtanzen mußt sie her und hin, —
Was war ihr Gewinn?
Im Schwung französischer Tänze
Verlor sie vom Haupte die Kränze.

Und als Herr Congreß nun müde ward
Von all dem Saus und Braus,
Tanz, Karussel und Schlittenfahrt
Und Turnier, da turniert er nach Haus.
Frau Deutschheit, und wenn du's zufrieden bist,
So lad ich dich ein auf andre Frist,
Wenn Zeit dazu ist
Zu Frankfurt an dem Maine.
Da warte, bis ich erscheine! —

So viel von diesem vortrefflichen Sänger deutscher Ehre und Freiheit, deutschen Krieges und Sieges.

Wir kommen nun zu der letzten bekanntesten Dreizahl der Sänger der Befreiungskriege, deren Bedeutung vorzugsweise, um nicht zu sagen ausschließlich, auf diesem geweihten Boden der patriotischen Poesie zu suchen ist. Wir meinen das leuchtende Dreigestirn: Arndt, Körner und Schenkendorf! Wo wäre ein deutscher Patriot, dessen Herz nicht höher schlüge bei diesen Namen! Zwei derselben haben auch das Schwert von Eisen selbst geführt in dem hohen heiligen Kampfe; der alte Arndt nicht, dafür aber desto erfolgreicher in Wort und Lied, das Schwert des Geistes. Und wie haben sie alle drei es geführt! Wie die andern großen Männer, von denen schon die Rede war, auch, aber insofern doch wohl vollendeter, als alle die Vorzüge und besondern Eigenthümlichkeiten dieses patriotischen Gesanges bei diesen drei Männern zur idealsten Harmonie vereinigt erscheinen und namentlich auch die religiöse Seite der Erhebung bei ihnen mehr zum Ausdruck kam. Das „mit Gott" klang bei dem „für König und Vaterland" in ihrem Gesange noch lauter hindurch, als bei den andern Dichtern jener Tage. Daß unser Volk in der vorhergegangenen langen Zeit schwerer Noth und Unterdrückung wieder beten gelernt hatte, trat bei ihnen besonders deutlich hervor. Man hat es zuweilen beklagt, daß diese religiöse Weihe der letzten Erhebung Deutschlands gegen Frankreich, wenn auch nicht ganz, so doch großentheils gefehlt habe, und daher auch eine heilsame Einwirkung derselben auf die nachherige sittliche Haltung unseres Volkes sich so ganz habe vermissen lassen. Viel-

leicht kam das daher, daß dem Krieg von 1870 nicht, wie dem von 1813, eine so traurige Zeit der Erniedrigung und Schmach unseres Volkes vorhergegangen war, durch die Allen klar werden mußte, wie wirklich das höchste Heil, das letzte im Schwerte lag; daher, daß die Siege von 1870 nicht so, wie die von 1813, als eine gnädige wunderbare göttliche Errettung aus tiefstem Elend erschienen, bei deren Erringung man sich bewußt war, für Tugend, Freiheit, Glauben und Gewissen, also für Gott und mit Gott zu kämpfen.

So ist die tiefe demüthige Frömmigkeit und aufrichtige Gottesfurcht der wohlthuendste Zug in der patriotischen Dichtung besonders auch der genannten drei hervorragendsten Freiheitssänger. Es ist aber eine Frömmigkeit, die ebensoweit entfernt ist von Sentimentalität und Frömmelei, als von jener kalten Rechtgläubigkeit, die damals vielfach herrschend war, eine Frömmigkeit, deren Samen, frühe in den jungen Herzen gepflegt, durch den Ernst der Zeit gereift war und jetzt die schönsten Früchte trug. So verstanden es diese Männer, das Volk, welches gern auf ihre Stimmen hörte, nicht nur zum Kampf gegen den bösen Feind auf Erden, sondern auch zu der Hingabe an den besten Freund im Himmel zu führen, beides gleich kräftig, freudig, entschlossen. Der Geist dieser mannhaften Frömmigkeit weht überall frisch und erquickend durch die Saiten der Harfe dieser Dichter.

Wir spüren ihn lebendig, wenn wir jenem einfachen Bauernsohn von Schoritz auf Rügen lauschen, der schon in den Jahren 1806 und 1809 in seinem „Geist der Zeit" gar ernste Worte zu seiner Nation geredet hatte, in seinem Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann die waffenfähige Jugend zum Kampfe begeisterte und den stolzen Dränger so kühn angriff, daß er ihn bedrohte und Arndt sich mit dem von Napoleon verfolgten Freiherrn vom Stein nach Rußland zurückziehen mußte. Bald aber kehrte er heim, um seine Stimme in seinem Vaterlande wieder mächtig vernehmen zu lassen. Auch nach dem Krieg schwieg der alte Arndt nicht, sondern redete in seinem „Wächter" als ein rechter Wächter über Recht und Ehre, Gottesfurcht und Treue, zu seinem Volke. Als er dann aber in der Misere der Demagogen-Riecherei den Zorn der freien Rede nicht bändigen konnte, ward er während zweier Jahrzehnte seinem segensreichen Wirken unter der akademischen Jugend des Rheins entzogen und kalt gestellt, bis es ihm als einem Siebziger gewährt wurde, in unverwüstlicher Jugendkraft wieder zu lehren. So trat er in der Bewegung von 1848 bei dem Frankfurter Parlamente als das ehrliche deutsche Gewissen auf, bis er bald nach seinem 90. Geburtstage in Bonn zur Ruhe einging und jetzt dort in Erz auf der Wacht am Rhein prangt, bis zuletzt ein Mann der deutschen Treue und Gottesfurcht, der deutschen Ehre und der Freiheit.

Wie demüthig und zugleich wie fromm ist schon aus dem Jahr 1810 das Gebet von Ernst Moritz Arndt, in welchem er sich gewissermaßen seinem Gott gefangen giebt:

Du, der ewig waltend steht,
Höre, Vater, mein Gebet!
Denn mich drückt die böse Stunde,
Denn mich brennt die heiße Wunde,
Tief im Herzen brennt sie sehr,
Wärst du nicht, wär' ich nicht mehr.

Denn du alter, treuer Gott,
Alter, lieber, deutscher Gott,
Hast mit Männern und mit Rossen
Ueber mich dich ausgegossen,
Mich in Staub getreten sehr,
Und ich bin kein Freier mehr!

Wie sehr überhaupt das Gebet und der Glaube als ein wesentliches Lebenszeichen des rechten Mannes angesehen werden muß, hat keiner so offen ausgesprochen als Arndt, in dem bekannten:

Wer ist ein Mann? Der beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut!
Er zaget nicht, wenn alles bricht,
Dem Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Der glauben kann,
Inbrünstig wahr und frei.
Denn diese Wehr trügt nimmermehr,
Die bricht kein Mensch entzwei.

Glaube und Gebet bilden aber auch das beste Rüstzeug zum Kampf. Arndt fahrt also fort:

Der ist der Mann, der streiten kann
Für Freiheit Pflicht und Recht.
Dem frommen Muth däucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland.
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Muth und Hand.

So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein mag Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

Und wie bestimmt er in seinem allbekannten: „Was ist des deutschen Vaterland" die Grenze des Landes, die von keinen Grenzpfählen seiner einzelnen Stämme und Fürsten bestimmt sein soll, indem es größer, viel größer sein muß? Er sagt:

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt!
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott im Himmel sieh darein,
Und gieb uns ächten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut!

In schwerer Zeit findet er seinen Trost, indem er sich zuruft:

Was stürmst du, Herz, und bist so wild?
Ist nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch,
Der lebet und regieret noch!

Und nach glücklich errungenem Sieg singt er 1814 sein Bundeslied:

Sind wir vereint zur guten Stunde,
Wir starker deutscher Männerchor,
So bringt aus jedem frohen Munde
Die Seele zum Gebet hervor.

Und dann fragt er:

Wem soll der erste Dank erschallen?
Dem Gott, der groß und wunderbar
Aus langer Schande Nacht uns allen
In Flammen aufgegangen war,
Der unsrer Feinde Trug zerblitzet,
Der unsre Kraft uns schön erneut,
Und auf den Sternen waltend sitzet
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Wiederum läßt er im Hinblick auf einen der großen Siegestage sein Danklied zu Gott emporschallen, der allein den Sieg gegeben hat:

Auf, danket Gott und betet an,
Den Helden aller Helden,
Von dem die Erden ab und an
Und alle Himmel melden!
Auf, werdet heute Ein Gesang,
Auf, klinget heute Einen Klang:
Gott sei allein die Ehre!

Trotzig zogen die Feinde herbei, ihnen voran Hunger, Pest und Tod:

Da ließ der Herr vom Himmelssaal
Die Donnerglocken schallen.
Sie schlug nicht unser Arm und Stahl,
Sie sind durch Gott gefallen!
Der Held der Helden hat's gethan;
In Staub zerschmettert liegt ihr Wahn,
Ihr Trotz ist stummes Schweigen

Drum danket Gott und betet an
Den Helden aller Helden u. s. w.

Nicht minder vernehmen wir die Akkorde mannhafter einfacher Frömmigkeit und Erhebung zu Gott in den begeisterten Gesängen jenes edeln Heldenjünglinges aus Dresden, der, nachdem er in Zriny das Bild einer kühnen Aufopferung für das Vaterland gezeichnet hatte, 1813 seine gesicherte Stellung als Theaterdichter in Wien daran gab, um in Lützows wilde verwegene Jagd einzutreten, an deren Heldenthaten Körner aber nur bis zum 26. August jenes großen Jahres theilnehmen konnte. Denn da traf ihn im Gefechte bei Gadebusch die Kugel eines Füsiliers Franz und entriß den zweiundzwanzigjährigen einem hoffnungsvollen, vielversprechenden Dasein. Der Jugend aller Zeit ward so das Ideal eines Heldenjünglings dargestellt, der, wie kein andrer, Leier und Schwert mit einander zu vereinigen wußte und darum unvergänglich in den von ihm und über ihn gesungenen Liedern in seinem Volke bleiben wird; denn was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn.

Hören wir zuerst Körners Lied bei der Einsegnung des preußischen Frei-Corps in der Kirche zu Rogau in Schlesien:

Wir treten hier in Gottes Haus
Mit frohem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Denn, was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht.
Dem Herrn allein die Ehre!

Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde.
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!

Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
Für die gerechte Sache.
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!

Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Und gleich in seinem Aufruf: „Frisch auf mein Volk die Flammenzeichen rauchen", hatte ja Körner schon den Krieg unter die höhere Weihe einer sittlich religiösen Bedeutung gestellt:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heilger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen,
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg.

So mahnt er denn so schön und eindringlich:

Zerbrich die Pflugschaar, laß den Meißel fallen,
Die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen,
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen
In deiner Freiheit ew'gen Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Und womit tröstet der Dichter die Frauen und Mädchen, für die der Herr die Schwerter nicht stählt, wenn sie klagen, daß sie nicht mit hinausziehen können in den Kampf? Er sagt ihnen:

Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euern herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsres Ferdinand, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Als nun aber bei dem raschen Abschluß des Waffenstillstands nach den Niederlagen bei Lützen und bei Bautzen im Mai 1813 Viele fast wieder an dem Sieg der guten und gerechten Sache verzagen wollten, war Körners Trost in seinem Schmerz die Hoffnung auf Gott und seine Hülfe:

Herz laß dich nicht zerspalten
Durch Feindes List und Spott!
Gott wird es wohl verwalten,
Er ist der Freiheit Gott.

Laß nur den Wüthrich drohen,
Dort reicht er nicht hinauf.
Einst bricht in heilgen Lohen
Doch deine Freiheit auf!

Körners Gebet vor der Schlacht lautet also:

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, dich preisen wir!
Vater, wir danken dir!
Daß wir zur Freiheit erwachten!

Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreiein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!

Und während der Schlacht betet er:

Vater, ich rufe Dich!
Brüllend umwölbt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe Dich!
Vater Du führe mich!

Vater, ich preise Dich!
S'ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte.
Drum fallend und siegend preis' ich Dich,
Gott, Dir ergeb ich mich!

Gott, Dir ergeb ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, Dir ergeb ich mich!
Vater, ich rufe Dich!

Und in dieser frommen, gottergebenen Stimmung ist der Sänger auch angesichts des Todes geblieben. Davon zeugt sein „Abschied vom Leben", als er verwundet und hülflos da lag und zu sterben meinte:

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens mattrem Schlage:
Hier steh ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willst, Dir hab ich mich ergeben!

Ganz besonders fromm, gemüthvoll und innig sind nun auch die Liedesklänge des dritten im Bunde, jenes edlen Ostpreußen Max von Schenkendorf, der auch im Jahr 1815 mit ins Feld zog und nachher nur kurze Zeit mehr in Coblenz seine Stelle als Regierungsrath bekleidete, indem er gerade an dem Tage, an welchem er 34 Jahre alt wurde, schon von hinnen schied. Wie Schenkendorf in seinem gottesfürchtig gläubigen Sinn den Befreiungskrieg auffaßte, zeigt sich gleich recht deutlich in seinem Lied vom Landsturm. Da heißt es:

Die Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern.
Ha Windsbraut, sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Osterfest,
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie dich decken
In diesem heilgen Krieg?

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter,
Der Losung Bibelton:
Hie wagen Gottes, Gottes Reiter,
Hie Schwert des Herrn und Gideon!

Beim Auszug in den Kampf beantwortet er die Frage: Warum er ins Feld ziehe, also:

Ich zieh in's Feld für meinen Glauben,
Für aller Welten höchstes Gut.
Am Nile schwur der Feind, zu rauben
Uns vom Altar des Heilands Blut.

Ich zieh ins Feld für ewges Leben,
Für Freiheit und uraltes Recht.
In frischer Kraft soll sich erheben
Der Mensch, zu lange schon ein Knecht.

Ich zieh ins Feld für Himmelsgüter
Und nicht um Fürsten Lohn und Ruhm;
Ein Ritter ist geborner Hüter
Vor jedem wahren Heiligthum.

Ich zieh in's Feld, wo Tausend sinken
Als Bürger einer bessern Welt.
Soll mir der Todesengel winken:
Hier bin ich, Herr, ich zieh in's Feld! —

Und wie schön, einfach, fromm und voll christlicher Hoffnung ist sein Soldaten-Morgenlied:

Erhebt euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth.
Man träumt von Siegeskränzen,
Man denkt auch an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau her vom Himmelszelt!
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg.
Die Christenbanner wehen,
Dein ist, o Herr, der Krieg!

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen hell und klar,
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheits-Tag brich an! —

Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen
Und Lieb und Himmelsluft.
Es schallt auf allen Wegen
Ein frohes Siegsgeschrei.
Und wir, ihr wackren Degen,
Wir waren auch dabei.

Und als es in die Schlacht geht singt Schenkendorf:

Du theurer Heiland geh voran
Und heilige die Deinen,
Einst müssen alle, Mann für Mann,
Vor Deinem Thron erscheinen.
Ach wären alle doch bereit
Für Tod, Gericht und Ewigkeit!

Dann sein wundervolles und sinniges Soldaten-Abendlied:

So zündet nun die Feuer
In Gottes Namen an!
Es hat wohl Keiner treuer
Sein Tagewerk gethan.
Und fern von Liebes-Armen
Und fern von Weibesbrust,
Laß uns an dir erwarmen,
Du Feuer, unsre Lust!

So ruht, ihr müden Glieder
Vielleicht zum letzten Mal!
Wie bald, so sinkt ihr nieder,
Verletzt von Blei und Stahl.
Wir haben uns ergeben,
Herr Gott, in deine Hand;
Nimm hin den Leib, das Leben,
Für unser Vaterland!

Ihr fernen theuren Seelen,
Wir wünschen gute Nacht!
Wir wollen Euch empfehlen
Der ew'gen Liebesmacht.
Wir grüßen, ach wir grüßen
Viel tausend, tausend Mal,
Und unsre Blicke küssen
Sich wohl im Mondenstrahl.

Der brave Soldat gedenkt aber auch in Treue seines Oberbefehlshabers:

Schlaf ruhig, Vater Röder,
Du lieber General!
Das betet wohl ein jeder
Aus Deiner Krieger Zahl.
Du bist uns Lust und Segen
In Schlacht und Ungemach,
Du schläfst in Sturm und Regen
Wie wir oft ohne Dach.

Er gedenkt ferner des Feindes und läßt von ihm den Sinn hinüberschweifen zu dem schlimmsten Feinde der Seele:

Auch Du im Lager drüben,
Magst ruhig schlafen, Feind!
Wir ha'n mit Schuß und Hieben
Es ehrlich stets gemeint.
Mit Einem aber ringen
Wir Morgens wie zur Nacht;
Er möcht' uns gern verschlingen,
Der Löwe brüllt und wacht.

Zuletzt führt der Gedanke an den Schutz der Feldwachen hin zu dem Gedanken an den Schutz Gottes und seiner heiligen Engel:

Du Feldwacht und ihr Runden,
Seid wacker und bereit,
Um fleißig zu erkunden,
Von wo Gefahr uns bräut.
Der Herr hat viele Scharen
Zu unserm Schutz bestellt,
Die heilgen Engel wahren
Des frommen Kriegers Zelt.

Ihr Mächte in der Höhe,
O schwebt um diesen Raum,
Und jeder Schläfer sehe
Das Liebste heut im Traum.
Nun gute Nacht, ihr Brüder,
Gut Nacht, mein Schlafkam'rad!
Wir sehn uns morgen wieder
Bei frischer Heldenthat.

Das sind doch nun ächt fromme und ächt deutsche Soldatenlieder, wie sie zu keiner Zeit schöner und ergreifender gesungen worden sind! Sie charakterisiren in schönster Weise die religiöse Begeisterung jener großen Tage und bilden wahre Perlen in dem Schatz unserer deutschen National-Dichtung.

In demselben heilig ernsten Ton singen unsere Dichter dann aber auch vom Vaterland und von der Freiheit, Arndt, Körner und Schenkendorf in gleich edler würdiger Weise. Dem Vaterland und der Freiheit ist nächst Gott ihre Begeisterung gewidmet und all ihr Sehnen zugewandt. Mußten doch diese hohen Güter jedem Deutschen besonders theuer erscheinen, nachdem sie eine Zeitlang verloren und dem Verderben preisgegeben waren. Ein paar Klänge, in denen dieser hehre Akkord vorwiegt, wollen wir noch hören.

Zunächst von dem Sänger des in aller Welt bekannten und berühmten Liedes: Was ist des Deutschen Vaterland, welches wohl Keinem noch

erst besonders in Erinnerung gebracht zu werden braucht. Etwas weniger allgemein bekannt ist E. M. Arndts Eiserner Gesang:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.
Drum gab er Säbel, Schwerdt und Spieß
Dem Mann in seine Rechte.
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Das ist ein Kampf für die große Sache des Vaterlandes und also ein von Gott gewollter. Für etwas anderes zu kämpfen ist unwürdig:

So wollen wir, was Gott gewollt,
Mit rechter Treue halten
Und nimmer um Tyrannensold
Die Menschenschädel spalten.
Denn wer für Tand und Schande ficht,
Den hauen wir in Scherben,
Der soll im deutschen Lande nicht
Mit deutschen Männern sterben.

O Deutschland, heilges Vaterland,
O deutsche Lieb und Treue,
Du hohes Land, du schönes Land,
Dir schwören wir aufs Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht,
Der speise Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermanns Schlacht
Und wollen Rache haben.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Zum heilgen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Wie ein ächter Kriegsruf hallen dann die beiden letzten Strophen dieses Gedichtes:

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Trompeten, Trommeln, Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
Mit Blut das Eisen röthen.

Mit Henker- und mit Knechteblut!
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache.

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heute Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf, fliege hohes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Allbekannt ist ferner auch Arndts kräftiges Husarenlied vom alten Blücher, ein Meisterstück eines Soldatenliedes:

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus,
Es reitet der Feldmarschall in fliegendem Saus.
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.
Juchheirassasa nnd die Preußen sind da,
Die Preußen sind lustig, sie rufen Hurrah. u. s. w.

In ernsten tragischen Tönen besingt er dagegen den gefallenen jungen Helden Schill:

Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter in's Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Muth,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auf Stralsund stürmte der reisige Zug,
Franzosen, verständet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Flügel und Federn geschwind!
Es nahet der Schill und er reitet wie Wind.

O Stralsund, du trauriges Stralesund,
In dir geht das tapferste Herz zu Grund,
Eine Kugel durchbohrt das redlichste Herz,
Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz.

So trugen sie ihn ohne Sang und Klang,
Ohne Pfeifengetön und Trommelklang,
Ohne Kanonen-Musik und Flintengruß,
Womit man Soldaten begraben muß.

Und wie ergreifend singt er von der Siegeskunde von Leipzig:

Wo kommst du her im rothen Kleid
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?

Ich komm' aus blut'gem Männerſtreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn.
Wir haben die blutige Schlacht geſchlagen,
Drob müſſen die Mütter und Bräute klagen,
Da ward ich ſo roth.

Nimm Gottes Lohn! Hab Dank Geſell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmliſche Cymbeln hell,
Habe Dank der Mähr von dem blutigen Streit.
Laß Wittwen und Bräute die Todten klagen,
Wir ſingen noch fröhlich in ſpäteſten Tagen
Die Leipziger Schlacht.

In dem ſchon vorher erwähnten Bundeslied aus dem Jahr 1814 widmet der Dichter, nachdem der erſte Dank Gott dem Herrn erklungen iſt, den zweiten dem Vaterlande:

Wem ſoll der zweite Wunſch ertönen?
Des Vaterlandes Majeſtät!
Verderben Allen, die es höhnen,
Glück dem, der mit ihm fällt und ſteht!
Es geh' durch Tugenden bewundert,
Geliebt durch Redlichkeit und Recht,
Stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert,
An Kraft und Ehren ungeſchwächt.

Mit dem Vaterlande hängt nun immer unzertrennlich die Freiheit zuſammen, die ja dem Leben im Vaterlande erſt ſeinen Werth gibt:

Das dritte, deutſcher Männer Weide,
Am hellſten ſoll's geklungen ſein!
Die Freiheit heißet deutſche Freude,
Die Freiheit führt den deutſchen Reih'n,
Für ſie zu leben und zu ſterben,
Das flammt durch jede deutſche Bruſt;
Für ſie um hohen Tod zu werben,
Iſt deutſche Ehre, deutſche Luſt.

Davon iſt denn aber auch deutſche Treue und deutſcher Glaube unzertrennlich:

Das vierte — hebt zur hehren Weihe
Die Hände und die Herzen hoch!
Es lebe alte deutſche Treue,
Es lebe deutſcher Glaube hoch!
Mit dieſen wollen wir beſtehen,
Sie ſind des Bundes Schild und Hort:
Fürwahr es muß die Welt vergehen,
Vergeht das feſte Männerwort!

Und so schließt der begeisterte Sänger:

Rückt dichter in der heilgen Runde
Und klingt den letzten Jubelklang!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Munde,
Erbrause freudig der Gesang!
Das Wort, das unsren Bund geschürzet,
Das Heil, das uns kein Teufel raubt,
Und kein Tyrannentrug uns kürzet,
Das sei gehalten und geglaubt!

In seinem Freudenklang aus dem Jahre 1813 schlingt Arndt das Band der Liebe und Brüderschaft um alle Stämme seines großen deutschen Vaterlandes und ruft sie zum Kampfe auf:

Drum auf, ihr Männer, auf in's Feld,
Drum auf ihr deutschen Brüder!
Die Bösen hat der Herr gefällt,
Ihr Glück ersteht nicht wieder.
Drum auf mit Jubelschalle
Und ruft und schwöret Alle:
Wir sind und bleiben Brüder.

Nicht Baiern uud nicht Sachsen mehr,
Nicht Oestreich und nicht Preußen,
Ein Land, Ein Volk, Ein Herz, Ein Heer:
Wir wollen Deutsche heißen!
Als ächte deutsche Brüder
Hau'n wir die Feinde nieder,
Die unsre Ehr' zerreißen.

In gleicher Liebe fest und treu,
In Einen Bund geschlossen,
Ihr Wälschen, kommen wir herbei
Mit Männern und mit Rossen.
Wie Herbstesstürme brausen
Und wilde Meere sausen,
So kommen wir geflossen.

Bei dem neuen Ausmarsch im Jahre 1815 singt Arndt in ähnlicher Weise:

O du Deutschland, ich muß marschiren,
O du Deutschland, du machst mir Muth!
Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel, die soll klingen,
Gelten soll's Franzosen-Blut!

Auf den Abschied von Feinsliebchen und von Vater und Mutter folgt dann der dritte Klang:

Auch ist noch ein Klang erklungen
Mächtig mir durch Herz und Sinn:
Recht und Freiheit heißt das Dritte
Und es treibt aus eurer Mitte
Mich in Tod und Schlachten hin.

O wie lieblich die Trommeln schallen
Und die Hörner blasen drein!
Fahnen wehen frisch im Winde,
Roß und Männer sind geschwinde,
Und es muß geschieden sein.

Und dieser Losung Freiheit und Vaterland ist Arndt treu geblieben bis in die spätesten Jahre seines langen Lebens. Rührend zeugt davon fast ein viertel Jahrhundert nachher ein Lied, als er bald 70 Jahre alt war:

Und rufst du immer Vaterland
Und Freiheit? Will das Herz nicht rasten?
Und doch, wie bald umrollt der Sand
Des Grabes deinen Leichenkasten.
Die nächste Ladung trägst du schon
Geschrieben hell auf deinem Scheitel.
Gedenk des weisen Salomon,
Gedenk des Spruches: Alles eitel.

Ja darum ruf ich Vaterland
Und Freiheit; dieser Ruf muß bleiben!
Wenn lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben,
Wenn unsrer Namen dünner Schall
Im Zeitensturme längst verklungen,
Sei dieses Namens Wiederhall
Von Millionen nachgesungen.

O, Vaterland, mein Vaterland,
Du heil'ges, das mir Gott gegeben,
Sei Alles eitel, Alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben:
Du wirst Jahrtausende durchblüh'n
In deutscher Treue, deutschen Ehren,
Wir Kurze müssen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen!

Gehen wir von Arndts zu Körners Heldengesängen über, in denen vorzugsweise die Klänge von Vaterland und Freiheit hindurchtönen, so tritt uns gleich zuerst eine erschütternde Klage entgegen noch aus der Zeit der Erniedrigung Deutschlands. Von den unvergänglich stark und kühn aufstrebenden deutschen Eichen geht der Dichter aus und sagt:

Schönes Bild von alter deutscher Treue,
Wie sie bessre Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten fest gebaut.
O was hilfts, daß ich den Schmerz erneue,
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut:
Deutsches Volk, du herrlichstes von allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Aus derselben Stimmung heraus entstand auch das Gedicht: Mein Vaterland:

Wo ist des Sängers Vaterland?
Wo edle Geister Funken sprühten,
Wo Kränze für das Schöne blühten,
Wo starke Herzen freudig glühten,
Für alles Heilige entbrannt,
Da war mein Vaterland.

Wie heißt des Sängers Vaterland?
Jetzt über seiner Söhne Leichen,
Jetzt weint es unter fremden Streichen.
Sonst hieß es nur das Land der Eichen,
Das freie Land, das deutsche Land,
So hieß mein Vaterland.

Das Vaterland weint darüber, daß seine Fürsten vor dem fremden Wütherich zittern, es ruft daher nach seiner Freiheit, seinen Rettern und nach der Rächerhand der Vergeltung; denn es will die Knechte niederschlagen und frei die freien Söhne tragen oder sie betten unterm Sand.

So hofft des Sängers Vaterland,
Es hofft auf die gerechte Sache,
Hofft, daß sein treues Volk erwache,
Hofft auf des großen Gottes Rache
Und hat den Rächer nicht verkannt;
Drauf hofft das Vaterland.

Diese Hoffnung auf eine Erhebung des Vaterlandes hat nun in dem Sieg des österreichischen Erzherzogs Carl bei Aspern ein freudiges Vorspiel der Erfüllung gefunden, und der Dichter grüßt diese heilige Stätte:

Schlachtfeld, wo der Todes Engel würgte,
Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
Heilger Boden, dich grüßt mein Gesang!
Frankreichs stolze Adler sahst Du zittern,
Sahst des Wüthrichs Eisenkraft zersplittern,
Der sich frech die halbe Welt bezwang.

Wie ein Sonnenhauch in düstern Nebeljahren bricht der Tag durch unsere Nacht, und Germania ist noch nicht gesunken, hat noch einen Tag, noch einen Mann. Karl und Aspern werden unsterblichen Ruhm behalten. Jenseits lohnt ein Gott mit ewigen Strahlen, doch das Leben will auch seinen Glanz. Darum mag sich ein Denkstein an der Siegesstätte erheben:

Aber Deutschland, um dich selbst zu ehren,
Nicht den eignen Tempel zu zerstören,
Den die angeerbte Kraft gebaut:
Zeig dich werth der großen Todesweihe,
Dich, Germania, in alter Treue,
Männerstolze kühne Heldenbraut!
Friedlich Volk, brich aus den kalten Schranken,
Warm und frei, wie dich die Vorwelt kennt,
Auf den Feldern, wo die Adler sanken,
Thürme deines Ruhmes Monument,

Aber erst mußte Napoleons Stern in Rußland unter zu gehen beginnen. Da rief gleich im Feuerschein von Moskaus Brande der Dichter sein Volk auf zur Erhebung wider ihn:

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer in's treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Dem Aufruf des Dichters schloß sich bald auch der Aufruf des Königs an, und ehe noch die Frühlingssonne von 1813 durch die Wolken brach, war der Lenz eines neuen, herrlichen, großen Lebens in tausend hoffnungsreichen Knospen in Deutschland erwacht. Der König rief, und Alle, Alle kamen, Alle, die ein männliches Herz im Busen trugen. Und über die Wenigen, die feig und träge zu Hause blieben, entbrannte mit Grund des Dichters heiliger Zorn, indem er sie den deutschen Männern gegenüber als mattherzige Buben bezeichnete, die lieber ihrer trägen Genußsucht fröhnten:

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?
Pfui über Dich Buben, hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!

Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
Ein deutſches Mädchen küßt Dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut Dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt Dich nicht!
Stoßt mit an, Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Körner ſtellt dann weiter dar, wie ein ſolcher Feigling, wenn die Tapferen die Schauer der Regennacht unter Sturmespfeifen wachend vollbracht, in üppigen Pfühlen träumen könne; wie er, wenn jenen der Trompete rauher Klang wie Donner Gottes zum Herzen drang, im Theater an leichtfertiger Muſik ſich ergötzen möge; wie er, wenn die Kämpfer in der Hitze des Tages kaum ein Tropfen Waſſer erquicke, beim Champagner praſſen, und wenn jene in der Schlacht ihrer treuen Liebe gedenken, bei bezahlten Maitreſſen ſeiner Luſt dienen, wenn jene der Tod in tauſend Geſtalten umbrauſe, dem Kartenſpiel obliegen könne. Wie das Leben, ſo iſt denn auch der Tod ein ganz verſchiedener:

Und ſchlägt unſer Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, ſelger Soldatentod!
Du verkriechſt Dich in ſeidene Decken,
Winſelnd vor der Vernichtung Schrecken;
Stirbſt als ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein deutſches Mädchen beweint Dich nicht,
Ein deutſches Lied beſingt Dich nicht,
Und deutſche Becher klingen Dir nicht.
Stoßt mit an, Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Mehrfach ward nun damals von den Dichtern auch in großer Pietät der Königin Luiſe gedacht, jener einſam blühenden Roſe, die vor der Freiheit Frühlingsgekoſe knickte der Volksſchmach herbſtlicher Wind. Körner rief gleichſam ihren verklärten Geiſt an:

Du Heilige! Hör' Deiner Kinder Flehen,
Es bringe mächtig auf zu Deinem Licht.
Kannſt wieder freundlich auf uns niederſehen,
Verklärter Engel, länger weine nicht.
Denn Preußens Adler ſoll zum Kampfe wehen,
Es drängt das Volk ſich jubelnd zu der Pflicht,
Und jeder wählt, und keinen ſiehſt Du beben,
Den freien Tod für ein bezwungnes Leben.

Fröhlich konnte der Dichter, ähnlich wie Arndt, aus allen Gauen des Vaterlandes die Kämpfer zuſammenrufen:

Friſch auf, ihr Jäger, frei und flink,
Die Büchſe von der Wand!

Der Muthige bekämpft die Welt.
Frisch auf den Feind, frisch in das Feld
Für's deutsche Vaterland!

Aus Westen, Norden, Süd und Ost
Treibt uns der Rache Strahl,
Vom Oderfluss, Weser, Main,
Vom Elbstrom und vom Vater Rhein
Und aus dem Donauthal.

Doch Brüder sind wir allzusamm',
Und das schwellt unsern Muth;
Uns knüpft der Sprache heilig' Band
Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland,
Ein treues deutsches Blut.

Und dann sang Körner das Lied der schwarzen Jäger:

In's Feld, in's Feld! Die Rachegeister mahnen,
Auf, deutsches Volk, zum Krieg!
In's Feld in's Feld. Hoch flattern unsre Fahnen,
Sie führen uns zum Sieg.

Klein ist die Schaar, doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott.
Wo seine Engel ihre Festen bauen,
Sind Höllenkünste Spott.

Mit Gott! Einst geht hoch über Feindes Leichen
Der Stern der Freiheit auf.
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheinstrom auf.

Allbekannt ist ferner auch von ihm Lützows wilde Jagd:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hört's näher und näher brausen,
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.

Weniger bekannt ist Körners Reiterlied:

Frisch auf, frisch auf mit raschem Flug!
Frei vor dir liegt die Welt.
Wie auch des Feindes List und Trug
Uns rings umgattert hält.
Steig, edles Roß, und bäume dich,
Dort winkt der Eichenkranz!
Streich aus, streich aus und trage mich
Zum lustgen Schwertertanz.

Hoch in den Lüften unbesiegt
Geht frischer Reitersmuth.
Was unter ihm im Staube liegt
Engt nicht das freie Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg und Noth
Und Weib und Kind und Herd,
Vor ihm nur Freiheit oder Tod,
Und neben ihm das Schwert.

So geht es nun zum Hochzeitsfest, bei dem die Ehre der Hochzeitsgast ist und das Vaterland die Braut, deren Umarmung aber oft den Tod bringt. Doch dann weckt sie den Reiter mit freudigem Stolz zur ewigen Freiheitswelt.

Drum wie sie fällt und wie sie steigt,
Des Schicksals rasche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt,
Wir schauen's ruhig an.
Für deutsche Freiheit woll'n wir stehn,
Sei's nun in Grabes Schooß,
Sei's oben auf des Sieges Höh'n:
Wir preisen unser Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja Gottes Arm führt unser Schwert
Und unser Schild ist Gott.
Schon stürmt es mächtig rings umher
Drum, edler Hengst, frisch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Dein Weg geht mitten drauf!

Als im Mai 1813 die verbündeten Heere über die Elbe sich zurückzogen, wollte Mancher verzweifeln, aber Körner suchte einen „letzten Trost:"

Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr frommen männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her,
Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.
Die Hölle braust auf in neuer Wuth,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut,
Noch triumphiren die Bösen.

So fordert der Dichter jetzt erst recht auf, nicht zu verzagen, sondern muthvoll alle Kräfte zusammenzuraffen:

Erhebe dich, Jugend, der Tieger bräut!
Bewaffne dich, Landsturm, jetzt kommt deine Zeit,
Erwache, du Volk, das geschlafen!

Und die wir hier rüstig zusammenstehn
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen.
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudig sterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wüthriche hassen.

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt.
Was giebt uns die weite unendliche Welt
Für des Vaterland's heiligen Boden?
Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn.
Ja, glücklich und frei sind die Todten.

Mit etwas zu viel Pathos führt der Dichter einen ähnlichen Gedanken aus in dem Gedichte: Was uns bleibt.

Was uns bleibt, wenn unser Blut vergebens
Auf des Vaterlandes Grab verraucht,
Und der Freiheit Stern, der Stern des Lebens,
An dem deutschen Himmel niedertaucht?
Was uns bleibt? Rühmt nicht des Wissens Bronnen,
Nicht der Künste friedensreichen Strand!
Für die Knechte giebt es keine Sonnen
Und die Kunst verlangt ein Vaterland.

Auch ein christliches Ertragen und feige weinendes Dulden hilft wenig, wo die Teufel teuflisch walten. Giebt es denn keine Rettung und Freiheit als den Tod?

Doch! Wir sehn's im Aufschwung unf'rer Jugend,
In des ganzen Volkes Heldengeist:
Ja, es giebt noch eine deutsche Tugend,
Die allmächtig einst die Kette reißt.
Wenn auch jetzt in den bezwung'nen Hallen
Tyrannei der Freiheit Tempel bricht:
Deutsches Volk, du konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht!

Der Stern der Hoffnung, der Freiheit goldner Stern, bleibt und wird wieder aufgehen.

Ob die Nacht die freud'ge Jugend tödte,
Für den Willen giebt es keinen Tod,
Und des Blutes deutsche Heldenröthe
Jubelt von der Freiheit Morgenroth.

Nun, es ist dem Dichter gewährt worden, wonach er sehnlichst verlangte, für das Vaterland und die Freiheit nicht nur zu leiden, sondern auch zu streiten, ja auch zu sterben. Mit hoher Freudigkeit begrüßt er

in dem kurz vor seinem Ende gedichteten Schwertlied diese Mannswe als seine Heldenbraut:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab meine Freude dran.
Hurrah!

Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr,
Des freut das Schwert sich sehr.

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild und schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?

Wohl klirr ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh,
Drum, Reiter, klirr ich so.

So komm denn aus der Scheide,
Du, Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus!

Erst that sie an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken,
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen.
Der Hochzeitmorgen graut,
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

Wie ernst und ergreifend klingt dann des Dichters „Bundeslied vor der Schlacht."

Ahnungsgrauend, todesmuthig
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne, kalt und blutig,
Leuchtet unsrer blutgen Bahn.
In der nächsten Stunde Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Looſe
Und der eh'rne Würfel fällt.

Brüder, euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde,
Treu so zum Tod wie zum Leben zu sein.

Hinter uns im Grau'n der Nächte
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein,
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, löst sie ein!
Brüder, die Rache flammt, reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende,
Löst das verlorne Palladium ein.

Der jugendliche Dichter wirft nun einen Blick auf das in leuchtender Herrlichkeit vor ihm und seinen Mitstreitern liegende Leben, aber nur um sich für den Opfertod zu entschließen, damit Anderen nach glücklich errungenem Siege jene kostbaren Güter des Lebens zu theil werden mögen:

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht der ganze Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen,
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun mit Gott! wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen
Und dem Tod entgegen gehn.
Vaterland, dir woll'n wir sterben,
Wie ein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen!
Vaterland, höre den heiligen Eid!

Auch noch der Lieben in der Heimath gedenkt der in die Schlacht ziehende Krieger und empfiehlt sie dem Schutze und Troste Gottes. Ebenso aber auch in wahrhaft christlich versöhnlicher Weise der fallenden Feinde:

Und nun wendet eure Blicke
Einmal noch der Liebe nach!
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber,
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste sie, schütze sie, ewiger Gott!

Damit ist nun alle irdische Sorge überwunden, und es geht kühn und muthig mit aufwärts gerichtetem Sinne und Herzen in den Kampf, um getreu zu sein bis in den Tod und die Siegerkrone des ewigen Lebens zu erwerben:

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder,
Jede Nerve sei ein Held!
Treue Herzen seh'n sich wieder,
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder, hinein in den blitzenden Regen!
Wiederseh'n in der besseren Welt! —

Den frommen Dichter hat ja nun seine Ahnung nicht getäuscht: er ist den Opfertod für's Vaterland gestorben, aber mit seinem und seiner Tausende von Zeitgenossen Tod ist wirklich dem Volk die Freiheit wiedergewonnen. So hat dasselbe sich über die Opfer, die der Sieg kostete, hinweg gesetzt, aber die Pflicht ist ihm geblieben, den Siegern ein unauslöschliches Andenken zu bewahren. Wie schön drückt der Dichter diesen Gedanken aus in der Schlußstrophe seines früher schon erwähnten Aufrufs:

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk, drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz,
Vergiß die treuen Todten nicht und schmücke
Auch unf're Urne mit dem Eichenkranz!

Und nun haben wir auch noch einmal auf Max von Schenkendorf, den innig frommen, treuen deutschen Dichter zu horchen, um zu erkennen, wie auch er so warm und wahr, so tapfer und muthig von Vaterland und Freiheit gesungen hat. Wer kennt nicht sein ergreifendes Lied:

Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!
Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt,
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt?

Weiterhin heißt es:

Wo sich Gottes Flamme
In ein Herz gesenkt,
Das am alten Stamme
Treu und liebend hängt,
Wo sich Männer finden,
Die für Ehr' und Recht
Muthig sich verbinden,
Weilt ein frei Geschlecht.

Hinter dunkeln Wällen,
Hinter eh'rnem Thor
Kann das Herz noch schwellen
Zu dem Licht empor.
Für die Kirchenhallen,
Für der Väter Gruft,
Für die Liebsten fallen,
Wenn die Freiheit ruft u. s. w.

Und wie schön begrüßt er die Stiftung des eisernen Kreuzes als Um- und Neugestaltung des alten Zeichens, unter dem einst der deutsche Ritterorden Preußen für das Christenthum und für das Deutschthum gewonnen hatte:

Immer nur das Beste, Neue
Nahm die jüngste Zeit zum Ziel,
Alte Kraft und alte Treue
Lebten kaum im Ritterspiel.

Doch ein Herr, dem Alle weichen,
Hat den Jammer fromm bedacht,
Hat uns unser Ordenszeichen
Aus der Gruft herauf gebracht.

War das alte Kreuz von Wollen,
Eisern ist das neue Bild,
Anzudeuten, was wir sollen,
Was der Männer Herz erfüllt.

Denn nur Eisen kann erretten,
Und erlösen kann nur Blut
Von der Sünde schweren Ketten,
Von des Bösen Uebermuth.

Schön hat er dann im Jahr 1814 den alten Schwur erneuert:

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich euch doch treu,
Daß immer noch auf Erden
Für euch ein Streiter sei;
Gefährten meiner Jugend,
Ihr Bilder bess'rer Zeit,
Die mich zu Männertugend
Und Liebestod geweiht.

Wollt nimmer von mir weichen,
Mir immer nahe sein,
Treu wie die deutschen Eichen,
Wie Mond und Sonnenschein.
Einst wird es wieder helle
In aller Brüder Sinn,
Sie kehren zu der Quelle
In Lieb' und Treue hin.

Er beklagt weiter die trüben politischen Verhältnisse, die damals, nach den Siegen von 1813, in Deutschland wieder eingetreten waren und die besten Patrioten mit der größten Sorge erfüllten:

Es haben wohl gerungen
Die Helden dieser Frist,
Und nun der Sieg gelungen
Uebt Satan neue List.
Doch wie sich auch gestalten
Im Leben mag die Zeit,
Du sollst uns nicht veralten,
O Traum der Herrlichkeit.

Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschau'n,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen trau'n.
Ich will mein Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,

Will predigen und sprechen
Von Kaiser und von Reich.

Gleichfalls aus dem Jahr 1814 stammt ein Lied auf das Vaterland, das himmlische wie das irdische, in dem es heißt:

Im Vaterland, im Vaterland
Hat Jeder seinen rechten Stand
Und rechten Grund gefunden.
Da stehe fest und halte drauf,
Und flöhest Du im schnellen Lauf,
Es hält Dich doch gebunden.

Ich ziehe nimmer weit hinaus,
Ich bin daheim in meinem Haus,
Im schönen deutschen Lande.
Im ganzen weiten Vaterland
Ist Alles traut mir und bekannt
In jedem frommen Stande.

Zum Eichenwald, zum Eichenwald,
Wo Gott in hohen Wipfeln wallt,
Möcht ich wohl täglich wandern.
Du frommes, kühnes, deutsches Wort,
Du bist der beste Schild und Hort
Zur Scheidung von den Andern.

Das ist das deutsche Vaterland,
Da Jüngling, Jungfrau, sei dein Stand,
Da führe du dein Leben.
Da will ich stehn, ein grüner Baum,
Will träumen manchen stolzen Traum
Und nach dem Himmel streben.

Und wie wunderschön ist nun Schenkendorf's Frühlingsgruß an das Vaterland 1814:

Wie mir deine Freuden winken
Nach der Knechtschaft, nach dem Streit!
Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit!
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land.

Er läßt seinen Frühlingsgruß nun weiter dringen überall hin,

Wo noch deutsche Worte gelten,
Wo die Herzen stark und weich

Zu dem Freiheitskampf sich stellten,
Ist auch heilges deutsches Reich.

An den Gruß: Vaterland, in tausend Jahren kam dir solch ein Frühling kaum, schließt sich dann die Mahnung:

Aber einmal müßt ihr ringen
Noch in ernster Geisterschlacht,
Und den letzten Feind bezwingen,
Der im Innern drohend wacht,
Haß und Argwohn müßt ihr dämpfen,
Geiz und Neid und böse Lust,
Dann, nach schweren langen Kämpfen,
Magst du ruhen, deutsche Brust.

Jeder ist dann reich an Ehren,
Reich an Tugend und an Macht.
So nur kann sich recht verklären
Unsers Kaisers heilge Pracht.
Alle Sünden müssen sterben
In der Gottgesandten Fluth,
Und an einen selgen Erben
Fallen das entsühnte Gut.

Zuletzt schließt der Dichter mit der an alle Stände gerichteten Mahnung:

Traute deutsche Brüder, höret
Meine Worte alt und neu:
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn ihr einig seid und treu.

Auch einzelne Theile des großen Vaterlandes besingt der Dichter, z. B. den Rhein:

Es klingt ein heller Klang,
Ein schönes deutsches Wort,
In jedem Hochgesang
Der deutschen Männer fort.

Er ist gewidmet einem alten König, das ist der heil'ge Rhein. Sie hatten ihm den alten Wunderglanz geraubt und ihn in Fesseln geschlagen, da hörte man sein Zürnen und Klagen:

Was sang der alte Held?
Ein furchtbar dräuend Lied:
O weh der schnöden Welt,
Wo keine Freiheit blüht!
Von Treue los und bar von Ehren!
Und willst du nimmer wiederkehren,

Mein, ach, verstorbenes Geschlecht
Und mein gebrochnes altes Recht?

Er gedenkt darauf der alten großen Heldenzeit Siegfrieds und droht, doch wohl dem Dränger Napoleon:

Du Sünder wüthe fort!
Bald ist dein Becher voll.
Der Nibelungen Hort,
Ersteht wohl, wenn er soll.
Es wird in dir die Seele grausen,
Wenn meine Schrecken dich umbrausen.
Ich habe wohl und treu bewahrt
Den Schatz der alten Kraft und Art.

Erfüllt ist jenes Wort,
Der König ist nun frei,
Der Nibelungen Hort
Ersteht und glänzet neu.
Es sind die alten deutschen Ehren,
Die wieder ihre Kraft bewähren,
Der Väter Zucht und Muth und Ruhm,
Das heilge deutsche Kaiserthum.

Der Dichter feiert dann auch die deutschen Städte in Bezug auf das, was sie gelitten und gestritten haben in den Kriegstagen. Da heißt es an die Hansastädte:

Ein Hansastaat im Meere,
Ein Hansastaat im Feld,
Der als Tyrannenwehre
Sich kühn entgegenstellt.
Laß Flammen dich verzehren,
O Hamburg, reich und schön,
Man wird in jungen Ehren
Dich, Phönix, wiederseh'n.

Auch dir, mein freies Bremen,
Sei Gruß und Ruhm und Heil!
Du darfst mit Ehren nehmen
Von diesem Sieg dein Theil.
Es hat in dir geschworen
Die feine Jungfrau'nschaar:
„Dem sei die Braut verloren,
Wer nicht im Felde war".

In ächt patriotischem und frommem Sinne besingt Schenkendorf aber auch einzelne Helden und ihre Thaten im Kriege ohne alle Lobhudelei, männlich und wahr. Wie prächtig und doch so einfach ist z. B. die

Scene aus der Lützener Schlacht 1813 dargestellt, wo der Kronprinz, nachmaliger König Friedrich Wilhelm IV., durch Muth und Todesverachtung sich auszeichnete:

Wer sprenget auf dem stolzen Roß
Bis in die vordern Reihen,
Und will dem Eisen, dem Geschoß,
Das muntre Leben weihen?
Das ist ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron.

Drob zürnet ihm des Königs Muth
Und straft mit mildem Worte.
Zurück, du junges Zollernblut,
Zum angewies'nen Orte.
Du rascher junger Königssohn,
Mußt erben ja den hohen Thron.

O reite, junges edles Wild,
Du ritterlicher Degen,
Vom Himmel schaut ein sel'ges Bild
Mit Lust nach deinen Wegen.
Die Mutter schützt den Königssohn,
Du erbest doch der Väter Thron.

Du wirst uns lang im Ehrenfeld
Mit Blick und Schwert regieren,
In spätern Jahren, werther Held,
Ein frommes Scepter führen.
Du rascher lieber Königssohn,
Wir retten auch für dich den Thron.

Als Kaiser Alexander von Rußland Deutschland zu Hülfe kam gegen Napoleon sang Schenkendorf:

Ein Held ist ausgezogen,
Ein Retter dieser Zeit,
Mit Roß und Mann und Bogen,
In Gottes heil'gen Streit.
Es drang zu seinen Ohren
Ein hohes Gotteswort,
Da hat er sich verschworen,
Der Freiheit Held und Hort.

Gen Deutschland sollst du ziehen,
Du lieber Gottesheld,
In Deutschland soll erblühen
Das Heil für alle Welt.
Da wird es dir erscheinen

Was Gott der Herr erdacht,
Als er zum Heil der Seinen
Den großen Plan gemacht.

Allgemein bekannt ist ja auch Schenkendorf's Lied auf Scharnhorst's Tod:

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General u. s. w.

Weniger verbreitet ist das auf den Tod der drei Grafen Wilhelm Gröben, Konitz und Dohna. Auch den vielbesungenen Andreas Hofer hat Schenkendorf im Liede gefeiert: Als der Sandwirth von Passeyer Inspruk hat mit Sturm genommen u. s. w.

Wir schließen mit seinem herrlichen Tedeum auf die Leipziger Schlacht, welches als ein erhabenes und erhebendes Lob- und Danklied für die göttliche Durchhülfe in den Befreiungskriegen überhanpt, ja in allen Kriegen unseres deutschen Volkes gelten kann. Wir sehen in demselben die Grundideen jener Tage: Gott, König und Vaterland, die Harmonie von Christenthum, Deutschthum und Heldenthum in der schönsten Erscheinung uns entgegentreten. Es lautet:

Herr Gott, dich loben wir,
Herr Gott, wir danken dir!
Es schallt der Freien Lobgesang
Vom Aufgang bis zum Niedergang.
Nicht unser Arm, nicht unser Arm,
Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm.
Wir fochten zwar mit frischem Muth,
Wir gaben willig Leib und Blut,
Du aber hast die Christenheit
Zur rechten Zeit und Stund' befreit.
Des Drängers volle Schale sank,
Als ihm in's Ohr dein Donner klang.
Nun liegen wir im Staube hier,
Herr Gott, Herr Gott, wir danken dir!
Das ganze Deutschland weint und lacht,
Die Freiheit ist ihm wiederbracht.
Wofür der Herr am Kreuze starb,
Was uns der Väter Kraft erwarb,
Das haben wir, das halten wir.
Herr Jesu Christ, wir danken dir.
Wir wollen ewig dich erhöh'n,
Daß wir den großen Tag geseh'n,
Dich, Tag der Sühne, Tag des Herrn!
Wie feurig schien dein Morgenstern! —

Du gabst uns ja dies schöne Land,
Das schöne deutsche Vaterland.
Du gabst uns ja den freien Muth.
Erhalt uns rein das deutsche Blut,
Der Lüge fern, der Gleißnerei,
Einfältig laß uns, still und treu! —
Im Staube Fürst und Unterthan!
Herr Gott, Herr Gott, wir beten an,
Wir hoffen auf dich, lieber Herr,
In Schanden laß uns nimmermehr! —

Die deutsche Kriegs-Dichtung der letzten Jahrzehnte.

Die deutsche Kriegs-Dichtung

seit dem Befreiungskriege bis zum letzten französischen Kriege.

Die Jahrzehnte nach dem Befreiungskriege bilden für Deutschland eine längere Friedensperiode, die in den Tagen der Reaktion gegen den vor und während des großen Nationalkrieges erwachten Freiheitsdrang der Völker geeignet war, manche Illusion zu zerstören und manche edle Blüthenknospe deutschen Strebens nach Einheit und Selbständigkeit zu knicken. Der neugeschaffene Bundestag in Frankfurt am Main war nicht im Stande und auch nicht gewillt, zu bieten, was man hoffte und begehrte: ein einiges Deutschland, eine volksthümliche Gesammtleitung der nationalen Angelegenheiten, getragen von der Liebe und gestützt auf die Bürgertugend des freien deutschen Mannes. Die Diplomatenversammlung ging vielmehr nur darauf aus, alle Regungen des Volksbewußtseins und jedes Trachten nach Einheit und Freiheit im Interesse der particularen Fürstenmacht zu unterdrücken. Ungehört oder doch unwirksam verklangen die ernsten Mahnungen edler Männer Deutschlands an die Nothwendigkeit, jetzt in einem lebendigen Kampfe der Geister die Frucht der großen Siege für das deutsche Volk zu sichern. Eine derartige Stimme Uhlands haben wir früher schon vernommen. Aber auch Eichendorff richtete 1815 ernste Worte „an die Freunde", um Deutschland vor Erschlaffung nach wiederhergestelltem Frieden zu warnen:

Es löste Gott das langverhaltne Brausen
Der Stürme rings, und unser ward der Rhein!
Auf freien Bergen darf der Deutsche hausen,
Und seine Wälder nennt er wieder sein.

So brach gewaltig und mit kühnem Brausen
Ein mächt'ger Frühling in die Welt herein,
Und alle sah man ringen, fechten, streben:
O Heldenlust, in solchem Lenz zu leben!

Der Dichter macht dann geltend, daß der rechte Mann doch immer noch mit den Waffen des Geistes Krieg zu führen habe, und sagt:

Wild rast der Krieg, Land, Herzen, Städte brennen,
Der Tag, er kommt und scheidet blutig roth.
Doch spannt der Friede ab die tapfern Sennen,
Dann hüte dich, mein Volk, vor größrer Noth!
Denn tiefres Wehe weiß ich nicht zu nennen,
Erschlafftes Ruhen ist der Völker Tod.
Umsonst geflossen ist das Blut im Kriege,
Sind wir unwürdig selbst der hohen Siege.

Allein solche Mahnungen blieben an entscheidender Stelle unbeachtet. Wohl lebten die Traditionen aus der Zeit der Befreiungskriege in vielen Alten und Jungen fort, aber wehe dem, der die Erwartungen und Hoffnungen des Volkes zum Ausdruck brachte! Die jugendlichen Schwärmer für die deutsche Freiheit und Einheit wurden als Demagogen verfolgt und eingekerkert, und auch Alten ging es schlecht, wie namentlich das Beispiel Ernst Moritz Arndts zeigt, der 20 Jahre lang vom politischen Schauplatze entfernt resp. beseitigt wurde. Und wie manche Männer mußten damals einige Jahre auf die Festung wandern, die nachher zu einflußreichen Aemtern in Staat, Kirche und Schule gelangten!

Daß eine solche Zeit im Allgemeinen für die patriotische Dichtung überhaupt und die Kriegspoesie im Besonderen unfruchtbar sein mußte, liegt auf der Hand. Und doch verdanken ihr einige der beliebtesten und bekanntesten Soldatenlieder ihre Entstehung, namentlich also die beiden, in Aller Munde befindlichen trefflichen Lieder von dem, nur 25 Jahre, von 1802 bis 1827, lebenden Wilhelm Hauff:

Morgenroth, Morgenroth,
Leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad;

und das andere:

Steh' ich in finstrer Mitternacht,
So einsam auf der stillen Wacht,
Dann denk ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch treu und hold verblieb.

Ebenso bekannt und verbreitet ist das vortreffliche Mantellied von Karl von Holtei, der von 1798 bis 1880 lebte:

Schier dreißig Jahre bist du alt,
Hast manchen Sturm erlebt,
Hast mich wie ein Bruder beschützet,
Und wenn die Kanonen geblitzet,
Wir beide haben niemals gebebt.

Fast eben so populär, wenn auch nicht so viel gesungen, ist das humoristische Spottlied, das manche malitiöse Anspielungen auf militärische Unfähigkeiten enthält, vom Krähwinkler Landsturm, auch wohl auf den österreichischen bezogen:

Nur immer langsam voran, nur immer langsam voran,
Daß der Krähwinkler Landsturm nachkommen kann!
Jetzt marschierens grad nach Paris hinein,
Da soll das Rauchen nicht verboten sein.

Weiter heißt es:

Reißt aus, reißt aus, reißt alle alle aus:
Dort steht ein französisches Schilderhaus!
Die Franzosen, die schießen so in's Blaue hinein
Sie bedenken nicht, daß da könnten Menschen sein.

Bei Leipzig in der großen schönen Völkerschlacht,
Da hätten wir beinah 'nen Gefangnen gemacht.
Und als auf der Brücken eine Bombe geplatzt,
Potz Wetter wie sein mer da ausgekratzt!

Denn wenn so'n Best am Ende Einen trifft,
Hilft Einen der ganze Feldzug nischt.
Da lob' ich mir doch so enen baierischen Kloß,
So'n Ding geht doch so leicht nicht los u. s. w.

Das Volkslied hat spätere Erweiterungen und Zusätze erfahren, z. B. den:

Ich glaube es kommt zu kener Schlacht,
Wozu hätt' denn Becker das Rheinlied gemacht?

Der Schluß lautet also:

Ihr Bauern, kochts Nudel, Knödel oder Brei,
Der Landsturm wird gewaltig hungrig sei.
Drum schnell voran, drum schnell voran,
Daß Jeder was zu essen kriegen kann.

Hier wollen wir denn auch noch ein anderes Soldatenlied erwähnen, das einen weniger volksthümlichen Charakter hat und weniger bekannt ist. Es ist von dem mehr genannten Eichendorff:

Was zieht da für ein schreckliches Sausen
Wie Pfeifen durch Sturmes Wehn?
Das wendet das Herz voller Grausen,
Als sollte die Welt vergehn.
Das Fußvolk kommt da geschritten,
Die Trommeln wirbeln voran,
Die Fahne in ihrer Mitten
Weht über den grünen Plan.
Sie prangt im schneeweißen Kleide,
Als wie eine milde Braut,
Die giebt Dem hohe Freude,
Dem Gott sie angetraut.
Sie haben sie recht umschlossen,
Dicht Mann an Mann gerückt.
So ziehen die Kriegsgenossen,
Streng, schweigend und ungeschmückt.
Wie Gottes dunkler Wille,
Wie ein Gewitter schwer,
Da wird es ringsum so stille,
Der Tod nur blitzt hin und her. — —
Wie seltsame Klänge schwingen
Sich dort von der Waldeshöh'!
Ja Hörner sind es, die singen
Wie rasend vor Lust und Weh.
Die jungen Jäger sich zeigen
Dort drüben im grünen Wald,
Bald schimmernd zwischen den Zweigen,
Bald kauernd im Hinterhalt.
Wohl sinkt da in wonniges Schweigen
Manch' schlanke Rittergestalt.
Die Andern über ihn steigen,
Hurrah! in den schönen Wald.
Es funkelt das Blau durch die Bäume,
„Ach Vater ich komme bald!" —
Trompeten nur hör' ich werben
So hell durch die Frühlingsluft,
Zur Hochzeit oder zum Sterben,
So übermächtig es ruft.
Das sind meine lieben Reiter,
Die rufen hinaus zur Schlacht,
Das sind meine lustigen Reiter,
Nun, Liebchen gute Nacht!
Wie wird es da vorne so heiter,
Wie sprühet der Morgenwind!
In den Sieg, in den Tod und weiter,
Bis daß wir im Himmel sind! —

Den Kriegerstand als solchen feiert folgendes Gedicht:

Es lebe hoch der Kriegerstand,
Wenn er auch so Manches entbehre,
Kämpft er doch für's Vaterland.
Dem Sohne des Ruhm's und der Ehre
Reicht ein Jeder freundlich die Hand.
Es lebe hoch der Kriegerstand.

Ertönt die Trompete in der Weite,
Erschallt die Trommel, die uns ruft,
Eilen wir zum verwegnen Streite,
Ein Hurrah erschallt durch die Luft.
Dem Sohne des Ruhms und der Ehre u. s. w.

Bringen wir dann die Feinde zum Sinken,
Ist vernichtet die blutige Schaar,
Frische Lorbern des Ruhmes uns winken
Auf der Ehre hohem Altar.

Wenn am Herd uns die Freunde umschlingen,
Und das Vaterland dankbar uns grüßt,
Hoch die Herzen der Mädchen aufspringen,
Die der Held in die Arme sich schließt.
Dem Sohne des Ruhms und der Ehre u. s. w.

Ein militärisches Marschlied schließen wir an:

Frisch, ganze Compagnie, mit lautem Sing und Sang!
Bei froher Lieder Klang wird nie der Weg zu lang,
Links, rechts, streng im Takt,
Reih'n fest angepackt,
Rasch voran, Mann an Mann
Unsre frohe Bahn.
La, la, la.

Sang, Lieb und Freude, führen uns heute,
Unsre lustge Compagnie wandert so spät und früh,
Durch die weite Welt, wohin es ihr gefällt,
In die Welt, in die weite Welt.
Schrum.

Winkt an einem netten Haus uns ein schöner Fichtenstrauß,
Schnell hinein, Bier und Wein schenket fröhlich ein.
Kommt ein feines Mägdelein, schaun wir auch nicht grämlich drein,
Wird charmirt, attakirt, manches Herz gerührt.
La, la, la.

Gegen Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts kam durch den Befreiungskampf der Griechen ein neuer Gedanke und neues Leben

in die patriotische und kriegerische Poesie, indem manche dichterischen Gemüther, unter den Deutschen namentlich Wilhelm Müller, für die Griechen schwärmten und von ihrer Befreiung sangen. Der letztere läßt z. B. in einem seiner „Griechenlieder" die Griechen auf einen Artikel des „österreichischen Beobachters" entgegnen:

Du nanntest uns Empörer, so nenn uns immerfort.
Empor, empor! so heißt es, der Griechen Losungswort!
Empor zu deinem Gotte, empor zu deinem Recht,
Empor zu deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!
Empor aus Sklavenketten, aus dumpfem Kerkerduft,
Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!
Empor, empor ihr Schläfer, aus tiefer Todesnacht,
Der Auferstehungsmorgen ist rosenroth erwacht!

In einem andern, „die Pforte" überschrieben, läßt der Dichter die Griechen der türkischen Regierung auf ihren Ruf zur Rückkehr, um Gnade zu erlangen, antworten:

Hohe Pforte, hohe Pforte! Rufe nur und schmiede Ketten,
Schicht empor die Scheiterhaufen, deiner Gnade warme Betten,
Für die Armen, Nackten, Müden, die in deinen Schatten fliehen,
Flehend, in die Sklavenjoche wieder friedlich einzuziehen!
Rufe nur, — zur Antwort schlagen unsre Waffen wir zusammen,
Lassen unsre Kriegesfahne blitzend durch die Lüfte flammen.
Gott mit uns auf unsrer Fahne! Gott mit uns in unsren Herzen!
Wir mit Gott im Siegesjubel, wir mit Gott in Todesschmerzen.
Selig, die mit Gott gehalten! Zu der Pforte seiner Gnade
Ruft er heim die müden Streiter von des Lebens wirrem Pfade.
In der Pforte kühlem Schatten ruhn die Herren und die Knechte,
Auf dem Dornenbett der Sünder und in Blumen der Gerechte.
Brüder, nach der Pforte wollen wir mit festen Blicken schauen,
Ihrem Gnadenworte dürfen bis zum letzten Hauch wir trauen.
Seht die Häupter unsrer Brüder dort mit Märtyrkronen glänzen,
Seht Gregor, der Protomartyr, harrt auf uns mit Siegeskränzen!
Zu der Pforte laßt uns muthig mit gezücktem Schwerte wallen.
Selig, die mit Gott gestritten! Selig, die mit Gott gefallen!

Für Deutschland brachte nun das Jahr 1840 einen neuen Schwung in die patriotische Dichtung, die damals manchen Kriegsruf gegen Frankreich erklingen ließ. Es war Thiers, der das veranlaßte, der Premier-Minister des Königs Ludwig Philipp von Frankreich, den es nicht ruhen ließ, nach dem deutschen Rhein eroberungssüchtig hinüberzuschielen. Das Krähen des gallischen Hahnes, in das Lamartine und andere Franzosen einstimmten, weckte das deutsche Volksbewußtsein aus dem Schlafe, und

die französischen Kundgebungen riefen vielfach Gegen-Erklärungen in öffentlichen Blättern hervor, welche die Schmach von den Rheinländern abwehrten, als möchten sie lieber französisch sein. Da erwachten denn auch viele Dichterstimmen in Deutschland.

Im Sommer des Jahres 1840 sang Nicolaus Becker sein bekanntes Rheinlied:

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gierge Raben
Sich heiser darnach schrein.

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
An seine Wogen schlägt.
u. s. w.

Ein gegen die französischen Gelüste gerichteter Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung gab dem in der Vorbereitung auf das Referendariats-Examen begriffenen jungen Juristen, der 1809 in Bonn geboren war, die Inspiration zu jenem Liede, welches, zuerst in den von Freiligrath, Simrock und Matzerath herausgegebenen Rheinischen Jahrbüchern erschienen, bald in verschiedene Zeitungen überging und rasch berühmt wurde. Denn es war so recht der Ausdruck der Stimmung, die damals in Deutschland gegen Frankreich vorhanden war, und in der man ein Vorspiel derjenigen von 1870 sehen kann. Mit der Zuschrift an Louis Alphons de Lamartine versehen, rief Beckers Rheinlied mehrfache französische Entgegnungen hervor, wodurch sein Ruhm natürlich noch wuchs. Auch fand es eine ganze Menge von Compositionen, aber keine derselben ist so recht in's Volk gedrungen. Der Dichter des Liedes hatte sich indeß vielfacher, auch fürstlicher Anerkennung zu erfreuen, und der Name des bescheidenen einfachen Mannes, der es sonst zu keiner literarischen Bedeutung brachte und schon 1845 als Aktuarius starb, ist doch unzertrennlich mit der damaligen politischen Entwickelungsgeschichte Deutschlands verbunden.

Gegen Ende des Jahres 1840 erschien dann auch unter denselben Eindrücken ein anderes Lied, welchem, wenn auch erst später, ein noch größerer Ruhm und eine noch höhere Aufgabe beschieden war, als dem Becker'schen Rheinlied. Es war „die Wacht am Rhein" von Max Schneckenburger, wovon das erste Manuskript aus der letzten Novemberwoche des genannten Jahres datirt. Das Lied hatte anfänglich eine etwas andere Gestalt als jetzt.

Es brauſt ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall;
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter ſein?

Damit war die erſte Strophe abgeſchloſſen, und ihr folgten die anderen bekannten alle als nur vierzeilige, bis die letzte ſechſte alſo ſchloß:

Der Schwur erſchallt, die Woge rinnt,
Die Fahnen flattern hoch im Wind:
Lieb Vaterland magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein!

Ein ſpäteres Manuſcript vom 8. Dezember deſſelben Jahres änderte das nun dahin, daß dieſe beiden letzten Verszeilen als Refrain den Schluß jeder einzelnen, ſo zu ſechs Verſen angewachſenen Strophe bildeten, und für die letzte Strophe wurden dann die Verſe:

Zum Rhein, zum Rhein, zum deutſchen Rhein!
Wir alle wollen Hüter ſein!

dazwiſchen geſchoben.

In dieſer Geſtalt ward das Lied gleich ſchon im Jahre ſeiner Entſtehung von Mendel componirt, aber wenig beachtet. Nachher im Jahr 1854 erhielt es die jetzt allgemein bekannte treffliche Melodie von Meiſter Wilhelm, kam aber auch ſo noch wenig über den Kreis der Männergeſangvereine und Liedertafeln hinaus, in denen es ab und zu geſungen wurde. Damals war aber der Dichter ſelbſt, geboren am 17. Februar 1819 zu Thalheim in Württemberg, ſchon in dem jugendlichen Alter von nur 30 Jahren dahin geſchieden, ohne zu ahnen, welch ein herrliches Loos zwanzig Jahre ſpäter ſeiner Dichtung beſchieden ſei, das tauſend und aber tauſendmal wiederholte Volks- und Soldatenlied zu werden und für das Gefühl von Millionen den eigentlichen populärſten Ausdruck zu bilden. Man kann wohl ſagen, daß es in dem reichen Schatze deutſcher Lieder keins giebt, das in den letzten 12 Jahren öfter geſungen worden wäre. Die Wacht am Rhein verdankt dieſe ungeheure Popularität ohne Zweifel großentheils der vortrefflichen Compoſition von Meiſter Wilhelm, der, 1815 geboren, als Direktor der Liedertafel zu Crefeld am 11. Juni 1854 zur Feier der ſilbernen Hochzeit des damaligen Prinzen von Preußen, nachherigen deutſchen Kaiſers, zuerſt dieſe ſeine Compoſition in Crefeld zur Aufführung brachte.

Die franzöſiſchen Rheingelüſte haben im Herbſt 1841 auch noch einen großen Sänger aus der Zeit der Freiheitskriege zu einem neuen poetiſchen Erguß begeiſtert, den damals ſchon faſt 72jährigen Ernſt Moritz Arndt. Er dichtete jetzt ganz in ſeiner alten Weiſe und mit ſeiner alten unverwüſtlichen Jugendkraft ein Lied, welches die ihm ge-

bührende Anerkennung im deutschen Volke nicht gefunden hat, obschon es, was Gedankengehalt und poetischen Werth betrifft, weit über dem Beckerschen Rheinlied steht, für welches damals Alles schwärmte. Auch später, bei dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich, ist es bis auf seine Losung: All Deutschland in Frankreich hinein, unbeachtet geblieben, obgleich es so durchaus den Gedankenkreis der Kriegspoesie von 1870 vertritt und den Aufruf gegen Frankreich in viel treffenderer und zugleich volksthümlicherer Weise zum Ausdruck bringt, als hundert Lieder dieser späteren Zeit. Arndt überschreibt sein Gedicht also: „In Frankreich hinein, als Thiers die Wälschen aufgerüttelt hatte", und hebt also an:

Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Wälschen ihn haben,
So sammle, mein Deutschland dich, stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe das Schrecken und trage das Grauen
Von all deinen Bergen, aus all deinen Gauen;
Und klinge die Losung: Zum Rhein, zum Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Sie wollen's, so reiße denn, deutsche Geduld,
Reiß durch von dem Belt bis zum Rheine.
Wir fordern die lange gestundete Schuld,
Auf Wälsche, und rühret die Beine!
Wir wollen im Spiele der Schwerter und Lanzen
Den wilden, den blutigen Tanz mit euch tanzen.
Wir klingen der Losung: Zum Rhein, über'n Rhein,
All Deutschland in Frankreich hinein!

Der Dichter stellt auch direkt schon die Rückforderung von Straßburg und Metz, die 30 Jahre nachher verwirklicht wurde. Er fährt also fort:

Mein einiges Deutschland, mein kühnes heran!
Wir wollen ein Liedchen euch singen,
Von dem, was die schleichende List euch gewann,
Von Straßburg und Metz und Lothringen.
Zurück sollt ihr zahlen, heraus sollt ihr geben.
So stehe der Kampf uns auf Tod und auf Leben!
So klinge die Losung: Zum Rhein, übern Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Mein einiges Deutschland, mein freies heran!
Sie wollen, sie sollen es haben.
Auf sammle und rühre dich, stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben!

Du, das sie nun nimmer mit Listen zersplittern,
Erbrause wie Windsbraut aus schwarzen Gewittern.
Es klinge die Losung: Zum Rhein, über'n Rhein!
All Deutschland in Frankreich hinein!

Einige Monate vor diesem Arndt'schen, schon im Oktober 1840, entstand auch Georg Herwegh's prächtiger Kriegsruf gegen Frankreich, den er unter der harmlosen Ueberschrift „Rheinweinlied" seinen Gedichten eines Lebendigen einreihte:

Wo solch' ein Feuer noch gedeiht
Und solch' ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an, stoßt an, der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Herab die Büchsen von der Wand,
Dei alten Schläger nehmt zur Hand,
Sobald der Feind dem wälschen Land
Den Rhein will einverleiben.
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht.
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an, stoßt an, der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde zu vertreiben.
Frisch in die Schlacht hinein,
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

O edler Saft, o lautres Gold,
Du bist kein ekler Sclavensold.
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt vorher euch schreiben:
Hurrah, Hurrah! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Früher schon erwähnt haben wir von Georg Herwegh sein Husarenlied und das Reiterlied: „Die lange Nacht ist nun herum", in welchem er den ersten Scheidetrunk vor'm Sterben mit der Hand am Schwerte für das Vaterland trinkt, den zweiten für die Freiheit; das Restchen bringt er dem römischen Reich dar und schließt also:

Dem Liebchen — doch das Glas ist leer,
Die Kugel saust, es blitzt der Speer.
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf in den Feind wie Wetterschlag!
O Reiterlust, am frühen Tag
Zu sterben, zu sterben!

In äußerst kräftiger aber etwas zu pathetischer Tonart mahnt und ruft dann Herwegh auf zu dem „letzten Krieg", wobei nur nicht vollkommen klar wird, was der Dichter, der ein Hauptvertreter der politischen Freiheitsideen des sogenannten jungen Deutschland ist, damit eigentlich im Auge gehabt hat. Er beginnt also:

Wer seine Hände falten kann,
Bet um ein gutes Schwert,
Um einen Helden, einen Mann,
Den Gottes Zorn bewehrt.
Ein Kampf muß uns noch werden,
Und dann der schönste Sieg,
Der letzte Kampf auf Erden,
Der letzte heilige Krieg.

Die Freiheit soll in demselben Feldmarschall sein und die Polen voran fliegen, vorwärts, bis die Brut des Pharao versinkt.

Er wird auch für uns sprechen,
Der Herr, der für uns schwieg,
Und unsere Ketten brechen
Im letzten heiligen Krieg.

Ein einig Feuerband soll um alle Völker sich schlingen:

So wird er uns beschieden,
Der große, große Sieg,
Der ew'ge Völkerfrieden!
Frisch auf zum heiligen Krieg!

In einem anderen Gedicht, „Aufruf", läßt der exaltirte Sänger sogar zu der folgenden Aufforderung sich hinreißen:

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n!
Laßt, o laßt das Verseschweißen!

Auf den Ambos legt das Eisen,
Heiland soll das Eisen sein.

Deutsche glaubet Euren Sehern,
Unsre Tage werden ehern,
Unsre Zukunft klirrt in Erz.
Schwarzer Tod ist unser Sold nur,
Unser Gold ein Abendgold nur,
Unser Roth ein blutend Herz.

Vor der Freiheit sei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beschieden
Und kein golden Korn dem Feld.
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt.

In den Städten sei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land;
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerst, laß die letzten Wogen
Fluchend knirschen in den Sand.

Noch wollen wir Herwegh's Morgenruf erwähnen:

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall,
Die eben am Himmel geschlagen.
Schon schwingt er sich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Morgens getragen.
Der Tag, der Tag ist erwacht, die Nacht,
Die Nacht soll blutig verenden.
Heraus, wer an's ewige Licht noch glaubt!
Ihr Schläfer, die Rosen der Liebe vom Haupt,
Und ein flammendes Schwert um die Lenden!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall!
Erhebt Euch vom Schlummer der Sünden!
Schon wollen die Feuer sich überall,
Die heiligen Feuer entzünden.
Frisch auf und die Waffen gefeit, der Streit,
Der Gottesstreit soll beginnen.
Hinweg aus des Liebchens rosigem Arm
Und hinein in der Feinde gepanzerten Schwarm
Und auf fliegenden Rossen von hinnen!

Obgleich sonst viel harmloseren Gegenständen der Dichtung, namentlich orientalischen Bildern zugewandt, ist doch Ferdinand Freiligrath im Jahre 1844 seiner Losung „der Dichter steht auf einer höhern Warte,

als auf der Zinne der Partei", untreu geworden, indem auch er, wenn auch nicht so wie das junge Deutschland, von Freiheit und Volksrecht zu singen begann. In seinen 1844 unter dem Titel „Ein politisches Glaubensbekenntniß" erschienenen Zeitgedichten finden sich auch einige kriegerische Klänge, so namentlich das Gedicht vom Prinzen Ludwig von Preußen:

Wie er's in der Schlacht getrieben,
Wie bei Saalfeld er geblieben,
Solches wißt ihr alleſammt.
Doch kein Teufel weiß jetzunder,
Wie ſein Säbel, Gottes Wunder, —
In die Zöpfe einſt geflammt.

Das ſei geſchehen 1805 zu Altenburg, nachdem der Prinz die Herbſtnacht durch gezecht hatte mit hundert Offizieren, die alle wohlfriſirt den alten Zopf trugen. Da ſprach der Prinz zu ſeinem Freunde, dem Klavier ſpielenden Meiſter Duſſeck:

Hackbrettſchläger, jetzt an's Hacken,
Hack den Zopf mir aus dem Nacken!
Heute ſoll'n die Zöpfe dran!

So geſchah es, und alle folgten ſeinem Beiſpiel:

Oberſt, Capitän und Junker
Hieb ſich ab den garſt'gen Klunker,
Jeder Zopf ließ Haare heut.

Zopflos ritt ſo der Prinz aus Saalfeld's Schlachtgetümmel in den Himmel ein, wo ihn der alte Fritz erſtaunt empfing.

Der Armeezopf liegt erſtochen,
Jena's Zopf iſt auch gerochen,
Doch manch' andrer macht ſich breit;
Wann zerfetzt uns die ein Retter?
Ludwig, ſchick ein Donnerwetter
In die Zöpfe dieſer Zeit!

Ebenſo friſch und lebendig, aber ernſter gehalten ſind die ſechs Sonnette Flottenträume:

Sprach irgendwo in Deutſchland eine Tanne:
O könnt ich hoch als deutſcher Kriegsmaſt ragen!
O könnt ich ſtolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutſchlands in der Nordſee Banne!

Dann wär' ich Fähndrich, ha, wo Mann an Manne
Blutrünſt'ge Krieger deutſche Seeſchlacht ſchlagen,
Wo deutſche Segler grimm und ohne Zagen
Den fremden Entrer hauen in die Pfanne!

Dann lehnte wohl, die Bruſt vom Stahl gekerbt,
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluthen,
An meinem Stamme ſchweigend zu verbluten.

Indeß mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erſchoſſen,
Der mir zu Füßen hinſinkt in die Sproſſen.

Auch Emanuel Geibel, der ſonſt ſo friedliche Sänger der Natur und der Liebe, der den Ideen und dem Treiben des jungen Deutſchland ſchroff gegenüber ſtand, ließ in der erſten Hälfte der vierziger Jahre ein kühnes Kriegslied erſchallen:

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,
So blieb uns doch ein Schwert,
Das zorngemuth mit ſcharfem Hieb
Dem Trotz des Fremdlings wehrt;
So blieb die Schlacht als letzt' Gericht
Auf Leben und auf Tod;
Und wenn die Noth nicht Eiſen bricht:
Das Eiſen bricht die Noth!

Wohlauf, du kleine Schaar, wohlauf,
Vertrau auf Gott den Herrn!
Es geht ein Stern am Himmel auf,
Das iſt der Freiheit Stern.
Als wie ein Frühlingsſturm erbrauſt
Der Völker Aufgebot.
Da fährt an's Eiſen jede Fauſt:
Das Eiſen bricht die Noth.

Und ob der fremden Söldner Schaar
Wie Dünenſand ſich mehrt:
Getroſt, je größer die Gefahr,
Je höher Herz und Schwert!
Und ob aus ſeiner Höllenburg
Der Teufel ſelber droht,
Ein kühner Muth geht mitten durch:
Das Eiſen bricht die Noth.

Schon hallt des Feind's Trompetenruf,
Kanonen brummen drein!
Wohlauf, wohlauf mit raſchem Huf
In ſeine Lanzenreih'n!
Es klingt der Stahl, es ſteigt der Brand,
Die Bronnen ſpringen roth.
So grüß dich Gott, mein deutſches Land:
Das Eiſen bricht die Noth!

Bei dieser Veranlassung wollen wir doch auch auf die anschauliche Schilderung einer mittelalterlichen Schlacht hinweisen, im 4. Gesang von Geibel's epischem Gedicht „Königs Sigurd's Brautfahrt", wo er darstellt, wie Alf und Erek erschlagen wurden, und auf die poetischen Darstellungen der Schlachten bei Waterloo, Ligny, Leuthen, Abukir und Hohenfriedberg von Ch. F. Scherenberg.

Als nun im Juli 1846 König Christian VIII. von Dänemark in seinem offenen Briefe die Absicht kund gab, das Herzogthum Schleswig zur dänischen Provinz zu machen, es von Holstein zu trennen und die weibliche Erbfolge daselbst einzuführen, was dem Rechte dieser deutschen Herzogthümer widersprach, da dichtete Geibel sein vortreffliches Protestlied für Schleswig-Holstein:

Es hat der Fürst vom Inselreich
Uns einen Brief gesendet,
Der hat uns jäh auf einen Streich
Die Herzen umgewendet.
Wir rufen nein und aber nein
Zu solchem Einverleiben!
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben u. s. w.

Schon zwei Jahre vorher, 1844, war das berühmte Lied von Chemnitz entstanden, welches, in den Itzehoer Nachrichten zuerst veröffentlicht, mit der prächtigen Melodie von C. G. Bellmann im Juli 1844 auf dem Sängerfest zu Schleswig zuerst aufgeführt, gar bald das allgemein beliebte Nationallied der Schleswig-Holsteinischen Erhebung und der darauf folgenden, für die Wahrung der Zugehörigkeit der Herzogthümer zu Deutschland geführten Kriege wurde. Jedermann kennt es:

Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Auch Friedrich Rückert, den wir als politischen und kriegerischen Dichter von den Befreiungskriegen her kennen, ließ bei dem Kriege von 1863—64 ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein erscheinen.

Daß nun bei den Kriegen in den Herzogthümern, besonders bei dem letzten entscheidenden von 1864 einzelne Thaten und Ereignisse auch in Gedichten gefeiert worden sind, braucht wohl kaum erst gesagt zu werden. Als Beispiel führen wir ein Gedicht von Julius Sturm an, welches den Heldentod des Feldwebels Probst bei dem Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April 1864 verherrlicht:

An der Sturm-Colonne Spitze
Steht die elfte Compagnie,
Aus den Augen sprühen Blitze,
Zornesmuth'ge, wie noch nie;
Lüstern nach des Ruhmes Kranze
Sucht der Blick die nahe Schanze.

Festen Schrittes, jung und blühend,
Tritt ein Jüngling aus den Reihn,
Ruft in heil'gem Feuer glühend:
„Heut laßt mich den ersten sein,
Und mit todesfreudgem Wagen
Hoch voran die Fahne tragen!"

So stürmt er, das Banner hoch erhoben, muthig voran. Als er oben auf der Schanze sein Hurrah ruft, zerschmettert ein Schuß ihm den Arm. Jetzt will er mit der linken Hand die Fahne aufpflanzen, aber ein zweiter Schuß aus der nahen Schanze durchbohrt ihm die Brust und mit einem Gruß an die Lieben daheim sowie an das Vaterland, sinkt er sterbend zu Boden.

Mit ihm sinkt die Fahne nieder,
Die er heldenfreudig trug,
Und bedeckt die blut'gen Glieder,
Als ein köstlich Leichentuch,
Schwarz wie Flor am Grabeshügel,
Weiß wie reine Engelsflügel.

Der Tag von Düppel selbst wird von Theodor Fontane also besungen:

Still!
Vom achzehnten April
Ein Lied ich singen will.
Vom achzehnten — alle Wetter ja,
Das gab mal wieder ein Gloria!
Ein achzehnter war es, voll und ganz,
Wie bei Fehrbellin und bei Belle-Alliance.
April oder Juni ist einerlei,
Ein Sieg fällt immer im Monat Mai.

Um ein Uhr Morgens der Donner begann.
In den Gräben standen sechstausend Mann,
Und über sie hin sechs Stunden lang
Nahmen die Kugeln ihren Gang.
Da war es zehn Uhr. — Nun alles still.
Durch die Reihen ging es: Wie Gott will!
Und vorgebeugt zu Sturm und Stoß
Brach das preußische Wetter los.

Sechs Colonnen, ist das ein Tritt!
Der Sturmmarsch flügelt ihren Schritt,
Der Sturmmarsch, ja tief in den Trancheen,
Dreihundert Spielleut im Schlamme stehn.
Eine Kugel schlägt ein, der Schlamm spritzt um,
Alle dreihundert werden stumm.
Vorwärts! donnert der Dirigent,
Kapellmeister Pieske vom Leibregiment.

Und „vorwärts" spielt die Musika,
Und vorwärts klingt der Preußen Hurrah;
Sie fliegen über die Ebene hin,
Wer sich besänne, hätt's nicht Gewinn,
Sie springen, sie klettern, ihr Schritt wird Lauf,
Feldwebel Probst, er ist hinauf!

Nachdem dessen Heldentod kurz geschildert ist, folgt eine Mittheilung von der tapferen Vertheidigung des dänischen Lieutenants Anker, aber der preußische Schneider brach den dänischen Anker entzwei.

Und weiter — die Schanzen hinein und hinaus
Weht der Sturm mit Saus und Braus;
Die Stürmer von andern Schanzen her
Schließen sich an, immer mehr, immer mehr.
Sie fallen todt, sie fallen wund, —
Ein Häuflein steht am Alsener Sund.
Palliſaden starren die Stürmenden an,
Sie stutzten; wer ist der rechte Mann?
Da springt von Achten Einer vor:
Ich heiße Klinke, ich öffne das Thor!
Und er reißt von der Schulter den Pulversack,
Schwamm drauf, als wär's eine Pfeife Taback,
Ein Blitz, ein Krach — der Weg ist frei,
Gott seiner Seele gnädig sei!
Gottlob, solchen Klinken für und für
Oeffnet Gott gnädig die Himmelsthür.

So wird der Sieg errungen, und aus dem Schlamm der Trancheen steigt Kapellmeister Pieske mit seinen 300 Mann, welche „Nun danket alle Gott" anstimmen, worin das ganze Heer einstimmt, und darüber Lerchen und Sonnenschein. Alle zehn Schanzen sind für den König Wilhelm gewonnen.

Und durch die Lande drauß und daheim
Fliegt wieder hin ein süßer Reim:
„Die Preußen sind die alten noch,
Du Tag, von Düppel, lebe hoch!"

Der Uebergang nach der Insel Fehmarn wird von einem weniger bekannten Dichter H. v. Loesen dargestellt:

Es braust der Sturm und peitscht das Meer,
Der Himmel breitet sternenleer
Sich über'n Holstenstrand.
Den Preußen aber ruft sein Eid
Zum Dienst in Kriegs- und Friedenszeit,
„Zu Wasser und zu Land".

So gilt es denn jetzt, einen Ueberfall zu machen auf den auf Fehmarn stehenden Feind, wozu sich trotz Nacht und Sturmesdrohen von Wulfens Bataillon am Sund sammelt. Und obschon den Schiffern selbst vor der Fahrt graut, bleiben die Preußen doch furchtlos bei dem gähnenden kalten Wellengrab.

Mit Gott, für König und Vaterland!
Die Boote stoßen ab vom Strand,
In's wilde Meer hinaus.
Es ist ein kühnes Wagestück,
Doch mit dem Kühnen ist das Glück,
Dem Feigen weicht es aus.

Und es gelang der kecke Streich,
Der Däne dachte schreckenbleich
Kaum noch an Gegenwehr.
Wir aber hatten ihm gezeigt,
Wie weit der Arm der Preußen reicht,
Zu Lande und zu Meer!

Den kühnen Uebergang nach Alsen in der dunkeln Morgenfrühe des 29. Juni 1864 schildert F. v. Köppen:

Bei stiller Nacht am Alsensund,
Da schwimmen hundert Kähne;
Der Däne liegt auf festem Grund,
Verschanzt bis an die Zähne.

Die Kugel pfeift und streift die Fluth,
Sie rudern desto stärker;
Die Woge schwillt, es wallt das Blut
Dem tapfern Ukermärker.

Den letzten Weg im bunten Schwarm
Zu Fuße durch die Wellen,
So stürmen sie vom Meeresarm
Die steilen Uferschwellen.

Neun Nachen mit breitstämmigen Westphalen drängen nach, und so bricht den Trotz Dänemarks die Eisenfaust der Märker.

Ganz Alsen frei, eh Frühroth hell!
Erbeutet Stück und Wagen!
Mach Friede, Däne, aber schnell,
Sonst gehts nach Kopenhagen!

Denn schirmst du dich durch Meer und Schanz,
Wir wissen Weg zu bahnen.
Heil, König dir im Siegeskranz,
Gott segne deine Fahnen!

Auch der frühere Uebergang des Prinzen Friedrich Carl über die Schley wird besungen von Georg Hesekiel. Doch es mag mit diesen Proben aus der Kriegspoesie des dänischen Krieges genug sein.

Allgemein bekannt ist, wie aus dem schleswig-holsteinischen Kriege von 1864 und der damit verbundenen gemeinsamen Occupation der Herzogthümer durch Preußen und Oesterreich zwei Jahre nachher der große Krieg zwischen diesen beiden Staaten erwuchs, dessen Resultat für Preußen das glorreichste war, indem seine Grenzen um die Herzogthümer, Hannover, Hessen, Nassau und Frankfurt erweitert wurden und Oestereich ihm die Führung in Deutschland allein überlassen mußte. Bei einem solchen Kriege, so kurz und rasch er beendet war, fehlte es natürlich nicht an Kampf- und Siegesliedern, aber es waren vorzugsweise solche, die nachher die Thaten und Erfolge desselben feierten. Von einer volksthümlichen Bewegung und Begeisterung vor und während des Kampfes, die wie 1813 und 1870 in populären poetischen Ergüssen sich Luft gemacht hätte, war nicht die Rede und konnte bei dem eigenthümlichen Charakter dieses Krieges nicht wohl die Rede sein. Denn derselbe war doch eigentlich ein Bürgerkrieg zwischen Deutschen und Deutschen, der noch dadurch seine eigenthümliche, wenig erfreuliche Färbung erhielt, daß er zugleich auch mehr oder weniger eine religiöse Tendenz an sich trug als Entscheidungskampf zwischen den protestantischen Hohenzollern und den katholischen Habsburgern in Deutschland. Leider wurde diese Bedeutung des Krieges von gewisser Seite dem einsichtslosen Volk gegenüber allzustark hervorgehoben, und so zogen Viele widerwillig in den Krieg. Es zeigte sich denn auch bei den raschen glänzenden Siegesnachrichten nicht die allgemeine ungetheilte Freude in Preußen, die sonst bei solchen Erfolgen zu erwarten gewesen wäre. Das mußte nothwendig auf die Kriegspoesie dieses denkwürdigen Kampfes nachtheilig einwirken, und so begegnen wir in derselben keinen eigentlich populären Liederklängen, die, wie das „Schleswig Holstein meerumschlungen" bei dem Kriege von 1864, die Wacht am Rhein und andere bei dem Krieg von 1870 den Ausdruck der bewegten Volksstimmung gebildet hätten. Eine Art volksthümlichen soldatischen Losungswortes kam in dem Krieg von 1866 allerdings bei dem preußischen Heere auf. Es war das „Lehmop", wohl von dem fettigen

Lehmboden, der vielfach beim Marsche an den aufgehobenen Füßen hängen blieb, hergenommen und als neckisches Witzwort gebraucht, nachher aber als eine Art Kriegsruf dienend, wie ein Hurrah, und so auch als Refrain bei soldatischen Liedern benutzt. Das Witzwort hat aber den Krieg von 1866 nicht lange überlebt, sondern ist mit den zur Reserve entlassenen Kämpfern jener Zeit auch bald aus der Armee verschwunden, namentlich als der Krieg von 1870 mit neuen Ideen und neuen Losungen sobald folgte.

Um nun von den Kriegsliedern aus jenem kurzen Krieg von sieben Wochen, wie man ihn wohl genannt hat, doch einige anzuführen, so nennen wir z. B. von Georg Hesekiel das auf die Schlacht bei Königgrätz:

Die Donner rollten durch's böhmische Land,
Die Preußenstraße ist roth von Blut.
Von Podol-Turnau nach Münchengrätz,
Nach Gitschin, zum Grabe des Wallenstein,
Die rothe Straße zog Friedrich Karl,
Der große Friedrich zog ihm voran.

Der Sieger von Düppel hält jetzt am Sadowaholz, ihm gegenüber, gut verschanzt, der österreichische Feldherr Benedek. König Wilhelm erscheint, mit ihm der treue Roon, der Schlachtenberechner Moltke und mit mächtiger Stirn und herrschendem Blick Graf Bismark, „der große Landwehr-Major." Auf den Wink des Königs beginnt ein neuer Sturm und die Oesterreicher weichen. Der Mittag kommt. Die Preußen gewinnen schwer ringend nun Feld. Die Ziethen-Husaren und die Garde-Dragoner dringen vor und Herwarth mit den Rheinländern tritt das sächsische Heer zu Boden.

Da donnerts von links her sieben Mal,
Die Höhe von Lippa, sie hüllt sich in Dampf, —
Der Kronprinz kommt und der Kronprinz ist da,
Der bringt das Verderben für Oesterreich mit.
Von Skalitz und Nachod fahren die her,
Die Garde von Cypel und Trautenau,
Parade von Potsdam gegen den Feind!

Da faßt zusammen die ganze Kraft
Der Benedek zu dem letzten Stoß,
Er führet ihn wuchtig, er führet ihn fest,
Er trifft auf ein dreifach gepanzertes Herz,
Die Düppelbrigade von Brandenburg;
Und Manstein schmettert den Schlag zurück,
Zum Tode getroffen schwankt Oesterreich.

Der Kronprinz von Links und Herwarth von Rechts —
Verloren, Oesterreich, verloren die Schlacht!

„Im Sturmschritt" befiehlt Prinz Friedrich Karl:
„Heil Dir, mein König, im Siegeskranz!"
Die Reitergeschwader, sie donnern heran,
Der graue König selber sie führt,
Und Oestreichs Rüstung zerschmettert sein Schwert!

Da wird aus dem Rückzug die heulende Flucht,
Wie Todtenfackel, so leuchten ringsum
Die brennenden Dörfer, und wie zum Salut,
Dumpf krachen die einzelnen Schüsse ins Grab.
Und hinter Oestreichs Verzweiflung her
Wie selig jubelt der preußische Sieg!
Wie selig schmücket der König den Sohn,
Den tapfern Sohn mit dem pour le mérite!
Vom Siegeskranz Preußens gebührt ein Blatt,
Gebührt einem Jeden, der dort mit focht.
Die Helden aber, sie rufen voll Lust:
Dem König, dem König Wilhelm der Ruhm,
Und Gott im Himmel die Ehre!

In anderer Weise verherrlicht den Sieg Gustav Hermann in einem Gedicht „Sadowa für immer":

Sadowa glänzt im Morgenroth,
Dem nicht mehr folget Graus und Tod;
Sadowa liegt so klar und rein
In Preußens Sieges-Sonnenschein u. s. w.

Und wieder ein anderer Dichter Nedden deutet das Wort Königgrätz auf: „dem König geräths":

Es zog ein königlicher Herr
Hinaus in's Böhmerland.
Auf Gott hat er sein Sach gestellt,
Geweiht ihm Herz und Hand.
Und sind die Feind' wie Sand am Meer,
Er zieht im Namen Gottes her;
Und ist voll Hohn und Spott ihr Mund,
Sein Glaube ruht auf Gottes Bund.
Merk auf: dem König g'räths.

Dies wird Refrain am Schluß aller folgenden Strophen, in denen vom Kampf und von der Benennung des Sieges durch den König die Rede ist, und jetzt lautet unser Ruf:

Gott Dank, dem König g'räth's.

Wilhelmine Hensel besingt das Zusammentreffen des Königs mit dem Kronprinzen bei Königgrätz:

Es wogt und wallt die gewaltige Schlacht,
Aus Feuerschlünden der Donner kracht,
Es blitzet das Schwert in der Heldenfaust
Und die Reiterschaar in die Feinde saust.

Wer ist der hohe gewaltige Mann?
Hell leuchtet er dem Kampfe voran;
Sein Haar ist weiß und sein Auge sprüht,
Und sein edles Antlitz von Muth erglüht.

Aber von des Heeres Jubel umhallt, gedenkt der König nach errungenem Siege doch wehmüthig der gefallenen Helden.

Wer ist die junge Heldengestalt
Vom Jubel der kühnen Sieger umhallt?
Sein Herz ist weich, doch sein Muth ist stark,
Ein Hohenzoller voll Heldenmark.

Der Königssohn ist es, der junge Held,
Der den Sieg entschieden auf blutigem Feld!
An des Vaters Brust ruhet der junge Aar,
Und gerührt steht und schweigend der Krieger Schaar.

Heil, Heil unserm König, Heil seinem Haus!
Ein Gottesgericht war der Schlachten Graus:
Bestraft ist der Hochmuth, die Lüge, der Hohn,
Und gesegnet die Treue auf mächtigem Thron.

Ergreifend ist ferner die Darstellung einer anderen Gruppe auf dem Schlachtfeld von Georg Hesekiel: Die Dreie von Königgrätz:

Der Tod ging stumm auf der blutigen Spur,
Der Nachtwind über das Schlachtfeld fuhr.
Die Nacht ist kalt, doch die Herzen sind warm,
Drei blutende Krieger ziehn Arm in Arm.
Zwei wunde Preußen, sie führen im Schritt
Den bleichen Kam'raden von Oestreich mit;
Sie schlugen sich grimmig im Sturm der Schlacht,
Nun haben sie Frieden mitsammen gemacht.
Denn als sie gebettet auf blutigem Sand,
Da haben die Dreie sich wieder erkannt.
Sie zogen verbündet einst über die Schlei,
Sie standen schon einmal im Felde sich bei.
Vom Dänenkriege die Brüderschaft,
Sie hat auch noch heute die alte Kraft.
Sie führten die Lanze, sie schwangen das Schwert,
Sie schlugen sich Einer des Andern werth.
Denn jeder bedeckt mit seinem Tuch

Die Wunden, die er dem Andern ſchlug.
Die Nacht iſt kalt, doch die Herzen ſind warm,
So führen ſie weiter ſich Arm in Arm.
Der Kampf war heiß, doch die Liebe noch mehr,
Da heilen die tiefſten Wunden nicht ſchwer!

Die Trauer um einen gefallenen Kameraden ſchildert dagegen Julius Sturm kurz, aber ergreifend alſo:

Wir liebten uns wie Brüder,
Der Tod hat uns getrennt,
Dich riß die Kugel nieder
Und meine Wunde brennt.

Wie kämpfteſt Du ſo muthig,
Du löwenſtarker Held,
Nun liegſt Du bleich und blutig
Zu Füßen mir im Feld.

Gott zähle Dich in Gnaden
Zum auserwählten Heer.
So treuen Kameraden
Find ich wohl nimmermehr.

Den Siegeseinzug der Truppen in Berlin am 20. September 1866 ſchildert Theodor Fontane charakteriſtiſch alſo:

Viktoria hat heute Dienſt am Thor:
„Landwehr, zeig' deine Karte vor,
Paßkart' oder Steuerſchein,
Eins von beiden muß es ſein."
Steuerſchein is nich! Jedenfalls
Iſt Alles bezahlt bei Langenſalz.
Wir zahlten die Steuer mit Blut und Schweiß.
„Landwehr paſſir, ich weiß, ich weiß!"

Viktoria hat heute Dienſt am Thor:
„Linie, zeig' deine Karte vor,
Paßkart' oder Steuerſchein,
Ein Paß, das wird das Beſte ſein."
Wir haben Päſſe die Hände voll.
Zuerſt den Brückenpaß bei Podol.
Dann Felſenpäſſe aus Weſt und Oſt,
Nachod, Skalitz und Podkoſt;
Und wenn die Felſenpäſſe nicht zieh'n,
So nimm noch den Doppelpaß von Gitſchin.
Sind alleſammt geſchrieben mit Blut.
„Linie paſſir, is gut, is gut."

Viktoria hat heute Dienſt am Thor:
„Garde, zeig' deine Karte vor!
Preußiſche Garde, willkommen am Ort,
Aber erſt das Loſungswort!"
Wir bringen gute Loſung heim
Und als Parole 'nen neuen Reim,
Einen neuen preußiſchen Reim auf Ruhm.
„Nenn' ihn Garde!" — Die Höhe von Chlum!
„Ein guter Reim, ich ſalutir,
Preußiſche Garde paſſir, paſſir!"

Glocken läuten, Fahnen weh'n,
Die Sieger drinnen am Thore ſteh'n;
Eine Siegesgaſſe iſt aufgemacht:
Oeſt'reich'ſche Kanonen zweihundert und acht,
Und durch die Gaſſe die Sieger zieh'n.
Das war der Einzug in Berlin.

Wolfgang Müller von Königswinter feiert die vornehmſten preußiſchen Generale in dem Kriege:

Was blaſen die Trompeten? Wir ziehen in's Feld!
Uns führt König Wilhelm, der greiſige Held.
Wir ziehen zu ſchirmen den heimiſchen Herd,
Er ſchwinget voran uns ſein blitzendes Schwert.

Ihm nach unſer Kronprinz, ſein heldiger Sproß,
Das iſt der junge Fritze auf ſauſendem Roß,
Ein Weiſer im Rathe, ein Kühner im Streit,
Die Hoffnung der Preußen für künftige Zeit.

Prinz Friedrich Karl, der Ritter in ſtattlicher Wehr,
Er ſtürmt mit blankem Säbel, es raſſelt ſein Heer.
Und die Feinde zerſtieben der ſchmetternden Wucht,
Und ſie laufen und ſpringen in grauſiger Flucht.

Und da der feine Moltke, der leitet den Chor,
Und dort der große Bismarck, der Landwehrmajor;
Und Herr Roon, der geordnet die preußiſche Macht,
Sie ſteh'n um den König in donnernder Schlacht.

Der Herwarth-Bittenfelder ſchlägt bitter darein,
Der Steinmetz mit dem Eiſen, der metzet den Stein.
So ging es in Böhmen und Mähren zum Streit,
Und wir fauſten in Strömen in's Donaugebreit.

Der Vogel-Falkenſteiner erhob ſeinen Flug,
Mit Flügeln und Krallen, ein Adler, er ſchlug:
Zum Weſten von Oſten fegt hin er am Main,
Und die Schlachten die toſten, der Sieg, der war ſein.

Du kühnes Land der Preußen, voll Ehre und Preis,
Du Heldenvolk in Waffen, so kalt und so heiß;
Und wolltest du zwingen die weite, weite Welt,
Es wird dir gelingen in jeglichem Feld.

Aber auch das preußische Gewehr und sein Erfinder Dreyse haben die verdiente Verherrlichung im Liede gefunden, und zwar von dem Grafen Eduard von Pfeil:

Als Preußens Kraft verblutend
Bei Jena lag gefällt,
Da ging ein armer Schlosser
Hin über's Leichenfeld.
Ein Preußenkind, es wurde
Sein Herz ihm freilich schwer.
Da findet er durch Zufall
Ein preußisches Gewehr.

Als tüchtiger Schlosser erkennt er bald dessen Mängel, daß es die Schulter entzwei schlägt, die Nase verbrennt und vorbei schießt. Er sinnt seitdem darüber nach, wie das zu ändern sei:

Studiret mit dem Kopfe,
Probiret mit der Hand,
Bis eine Zündungspille
Durch Zufall er erfand.

Der hat er eine Nadel
Hinzugefügt geschwind,
Mit einer solchen Spitze,
Wie so die Nadeln sind.
Von hinten es zu laden,
Das dünket ihn nicht schwer.
So ward der Waffen Krone
Das preußische Gewehr.

Der schlichte Schlosser kam dadurch zu Ruhm und Ehre und ward Commissionsrath von Dreyse:

Drum, denkt ihr, Preußens Helden,
An Chlum und Königgrätz,
Vergesset nicht den Dreyse,
Gedenkt auch seiner stets.
Ihr habt, beim höchsten Gotte,
Hochherrliches vollbracht;
Doch was ihr trefflich brauchtet,
Der Dreyse hat's erdacht.

In einem prächtigen Hymnus grüßt endlich Carl Gerock den so bald und so glücklich errungenen Frieden:

Friede, Friede! tönt's in allen Gauen,
Von den Alpen bis zur Nordsee hin:
Seht auf Silberschwingen hoch im Blauen
Gottes Engel mit dem Oelzweig zieh'n.
Seht den Dämon mit den Schlangenhaaren,
Mit der Fackel halb erloschnem Brand
Scheu im Sturmgewölk von dannen fahren,
Abwärts in die Nacht gewandt.

Friede, Friede! Tapfre Kriegessöhne
Schmückt den Helm mit grünem Eichenstrauß!
Denn des Friedensmarsches holde Töne
Führen euch im muntern Takt nach Haus;
Nicht als Sieger dürft ihr alle kommen,
Aber alle kommt ihr ehrenwerth,
Alle seid ihr freudig aufgenommen
An dem väterlichen Herd.

Der Dichter fordert dann den Landmann auf, im Frieden doppelt dankbar die in dem Sturm des Jahres glücklich unzertreten gebliebenen Saaten einzuheimsen und gedenkt hierauf der Gefallenen:

Friede, Friede! Stille Kampfgenossen,
Die ihr fern im blut'gen Bette ruht,
Tapfre Brüder, durch die Brust geschossen,
Schlaft in Frieden unter Gottes Hut!
Schlaft in Ehren, denn die deutsche Erde
Grünet über eurem Grab verjüngt:
Daß es Frühling bald im Lande werde
Habt ihr es mit Blut gedüngt.

Weiter ermahnt er die siegende Gewalt, ihre Siege zu sühnen, indem sie sorge, daß der durch den Sturm zerspaltenen deutschen Eiche nun frischer die Krone grüne. Länder könne man mit dem Schwert bezwingen, Herzen nur durch Licht und Recht. Und die noch Groll im Herzen tragen, mahnt er, das eigene Weh zu verschmerzen, wo es das Heil des Vaterlandes gilt, und wider die eigene Sünde zu murren; dem auf die deutsche Zwietracht spekulirenden und nach den goldenen Rebenbergen Deutschlands schielenden Nachbar aber sagt er treffend:

Unter uns selbst bringen wir's in's Reine,
Wenn ein Zwist im Hause sich entspann,
Wider Euch vom Belte bis zum Rheine
Stehen wir für Einen Mann!

Und endlich schließt er also:

Friede, Friede! Gott im Himmel droben,
Gott des Friedens, sprich dein Ja dazu!
Deine Ruthe war im Zorn erhoben,
Gnädig schonend legst du sie zur Ruh.
Donnernd sprachst du aus der Wetterwolke,
Tröst uns nun mit deiner Gnade Schein;
Dieser Bruderkrieg in deinem Volke,
Herr, es soll der letzte sein!

Auch Wolfgang Müller von Königswinter hebt in ähnlicher Weise die Nothwendigkeit hervor, daß hinfort die Deutschen treu unter sich zusammenstehen und bereit seien zum Kampf gegen den fremden Feind:

Uns neidet grimmig mancher Feind,
Doch wenn am Grenzpfahl er erscheint,
Wir sind bereit ihn heimzuweisen.
Gemeinsam floß der Stämme Blut:
Das ist der Kitt. Hoch geht der Muth
Und schneidig ist das deutsche Eisen.
Gott geb' uns Frieden, daß wir still
An strenger Arbeit uns entfalten!
Doch wenn das Loos es anders will:
Wohlan zum Kampf! Wir sind die Alten!

Aehnliche Gedanken drückt Emanuel Geibel aus in einem Gedichte am Jahresschlusse 1866:

Endlich hast du allverständlich,
Schicksal, deinen Spruch gethan
Und ein Frühlingsbrausen endlich
Weht das deutsche Leben an.
Jeder Bannfluch ist gebrochen,
Der beklemmend auf uns lag,
Und befreit mit Herzenspochen
Grüßen wir den jungen Tag.

Denn in Böhmen hat der schwarze Aar vom Norden in sieben Schlachten seine Kraft erprobt und die Fessel deutscher Hoffnungsträume zerbrochen:

Doch wie stolz im Feld der Waffen
Euer Wurf, ihr Sieger, fiel,
Halb erst steht das Werk geschaffen,
Unsrer Sehnsucht hohes Ziel.
Andern Grund noch gilt's zu legen,
Als des Schwertes friedlos Recht;
Nur in freier Liebe Segen
Knüpft Geschlecht sich an Geschlecht.

Wallt der neuen Lorbeerzweige
Würdig, unserm Volk voran!
Jeder eitle Hader schweige,
Jeder Hohn sei abgethan!
Schmückt euch ruhmreich als die Besten
Auch des Friedens Kranz und Zier,
Wer noch weigert eurer festen
Manneshand das Reichspanier?

Die vom Sturm der Zeiten Gebeugten mahnt der Dichter, hoffnungsvoll das Herz zu erheben und gläubig auf das Ganze zu sehen:

Drum getrost und schwört in treuer
Kraft zum großen Vaterland,
Und des heil'gen Opfers Feuer,
Schürt es selbst mit frommer Hand!
Werft der Eifersucht Gedanken,
Werft den alten Groll hinein!
Brausend auch die letzten Schranken,
Spült hinunter dann der Main.

Komm, o komm, du Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet steigt.
Da ein Geist der Eintracht drinnen
Wie am Pfingstfest niederzückt,
Und des Kaisers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit schmückt.

Diese Hoffnung und Ahnung der edelsten deutschen Geister, daß die Kämpfe und Entscheidungen der Jahre 1864—66 nur dazu dienen würden, für den Ausbau eines neuen deutschen Kaiserreiches den Grund zu legen, ist ja nun keine trügerische gewesen. Vier Jahre nachher mußte die Eifersucht Frankreichs auf jene preußischen Siege und Erfolge in Europa zu dem lange vorbereiteten französischen Kriege führen, der Deutschland einigte und die Reichskrone den Hohenzollern darbot.

Die Kriegsdichtung

des letzten deutsch-französischen Krieges.

Wenn wir nun zu der Kriegspoesie des großen deutsch-französischen Krieges von 1870 und 1871 übergehen, so stehen wir vor einem dem Umfange nach überaus reichen Gebiete der deutschen Dichtung, dem aber seine qualitative Bedeutung doch nicht ganz entspricht. Die Zahl der in Anlaß dieses Krieges namentlich in den ersten Monaten entstandenen lyrischen Ergüsse ist eine so außerordentlich große, daß eine auch nur annähernd genaue Abschätzung derselben natürlich unmöglich erscheint, aber daß die hin und wieder gemachte auf 2000 viel zu niedrig gegriffen ist, leuchtet ein. Allein schon in der Zeit vom 16. Juli 1870, dem Tage des Mobilmachungsbefehls, bis zum 6. August, also ehe noch die poetischen Verherrlichungen der ersten Siege in die Oeffentlichkeit gelangt sein konnten, haben 73 deutsche Zeitungen 320 Kriegslieder mitgetheilt. Die Sammlung, welche die Verlagshandlung von Franz Lipperheide zwei Tage nach der Kriegserklärung unter dem Titel „Zu Schutz und Trutz" in's Leben rief, enthält aus dieser Zeit schon 104 Dichtungen, nachher seit dem 6. August bis Ende des Monats 91. Für den September läßt die Fluth schon merklich nach, aber sie geht doch noch fort bis zum Juli des Jahres 1871.

Nichts war natürlicher, als ein solcher Erguß nationaler Erregung und Begeisterung bei einem so frivol und eigentlich ohne Veranlassung plötzlich über uns heraufbeschworenen Kriege. Es verstand sich fast von selbst, daß der deutsche Volksgeist, je nach der Begabung seiner einzelnen Stimmführer, wie in Prosa, so in Poesie seinen Unmuth über den französischen Uebermuth kundgeben mußte. Das nationale Ehrgefühl regte

sich gegen die Schmach, die Frankreich unserem Könige und uns zu bieten wagte. Die Hoffnung auf den Sieg der gerechten Sache machte sich geltend gegenüber dem französischen Trotz, das Vertrauen auf den Beistand Gottes gegenüber dem siegestrunkenen Auftreten unseres alten Erbfeindes. Es wäre eher zu verwundern gewesen, wenn da die Stimme der Dichter geschwiegen hätte, als daß sich jetzt auch Mancher in Versen vernehmen ließ, der eigentlich kein Dichter war. Und wenn der hochbegabte schwäbische Poet Mörike in Gedanken an unsere deutschen Krieger schrieb:

Bei euren Thaten, euren Siegen
Wortlos, beschämt, hat mein Gesang geschwiegen,
Und Manche, die mich darum schalten,
Hätten auch besser den Mund gehalten, —

so erinnert das ja einerseits an Uhland, der 1815 im Hinblick auf die gefallenen Helden zu seinem Vaterlande sprach:

Nach solchen Opfern, heilig großen,
Was gelten diese Lieder dir?

Dagegen hat aber Uhland doch seinem geliebten deutschen Vaterlande seine Lieder geweiht.

Und es gilt doch ebenso auch, wenn der Dichter sagt:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald.

Und nicht minder wahr ist das Wort:

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Sangeskunst gebannt.

Also mögen auch die minder bedeutenden Liederklänge gelten, und sie haben zur Zeit ihrer Entstehung in ihrem Kreise, für den sie zunächst berechnet gewesen sind, gewiß wohl ihre Wirkung gethan. Ueber den eigenen nächsten Kreis hinaus, sowie über die schwere, politisch so stark erregte Zeit des Krieges hinaus kann ja sehr Vieles, vielleicht werden wir sagen müssen, das Meiste von dem, was damals gedichtet und gedruckt wurde, eine Bedeutung nicht in Anspruch nehmen. Von bleibendem Werth und für die Erinnerung des Volkes gesichert ist von dem Vielen verhältnißmäßig nur Weniges, weniger als aus der Zeit der Befreiungskriege. Kinder ihrer Zeit, sind die Kriegslieder von 1870 und 1871 mit dieser Zeit auch größtentheils rasch wieder verschwunden. Das war 1813 anders; die Lieder, die da gesungen wurden, waren die Schmerzenskinder einer ungefähr ein Jahrzehnt lang dauernden schweren Noth und Bedrängniß unseres Vaterlandes, dem endlich die heiß ersehnte Stunde der Errettung schlug. Diese ging aber auch nicht so rasch vorüber,

sondern sie dehnte sich vom Anfang des Jahres 1813 bis in den Sommer 1815 hin aus, indem da erst Napoleon endgültig geschlagen und auf St. Helena kalt gestellt wurde. Erst die lange Schmach, die dem Kriege vorherging, dann die wechselnden Schicksale und Stimmungen während des Kampfes selbst, indem zwischen Siegesbotschaften und freudiger Erhebung auch Perioden tiefster Niedergeschlagenheit, Sorge und Angst eintraten, haben dazu gedient, jene frühere Kriegsperiode mit ihren Dichterstimmen dem Volksbewußtsein tiefer einzuprägen, als die ununterbrochene frohe Siegeslaufbahn von 1870. Wie dieser keine ernste und schwere Nothzeit vorherging, so lag sie auch in wenigen Monaten abgeschlossen da, und der Genuß der Siegesbeute rief nur allzu rasch ein sehr materialistisches Treiben und Jagen nach Gewinn im Volke hervor, wobei die ersten ernsteren Eindrücke des beginnenden bedrohlichen Kampfes bald vergessen waren. Und selbst die sehr erheblichen Opfer an Menschenleben, die der Riesenkampf gekostet hatte, wurden da, wo nicht gerade persönliche Verluste in dem Familien- oder Freundeskreise stattgefunden hatten, nur allzu rasch verschmerzt.

Was dann aber bei dem letzten Kriege und seiner glänzenden Reihe von Siegen vor Allem fehlte, war der nachhaltige religiöse Eindruck. Man wird ja nicht sagen können, daß derselbe beim Ausbruch des Kampfes gemangelt habe. Bei den auf die plötzliche französische Kriegserklärung folgenden Kundgebungen, namentlich bei dem Ausschreiben des preußischen allgemeinen Landesbettages, der am 27. Juli gefeiert wurde, hatte König Wilhelm diesen Ton entschieden angeschlagen, indem er so schön, wahr und warm erklärte: „Ich ziehe zum Kampfe hinaus im Aufblick zu dem allwissenden Gott und mit Anrufung seines allmächtigen Beistandes, in der freudigen Zuversicht, daß Gott der großen Sache den Sieg verleihen werde. Von Jugend an habe ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hülfe Alles gelegen ist. Auf sie hoffe ich und fordre mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge mich vor Gott in Erkenntniß seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß meine Unterthanen und meine Landsleute es mit mir thun." — Das war nun namentlich bei der Feier des Bettages ohne Zweifel wohl auch der Fall, indem da die Gotteshäuser in unserem großen deutschen Vaterlande so besucht waren, wie sonst nie. Tausende strömten von überall her hinzu, um Gott anzuflehen um gnädige Hülfe und Beistand, um Segen und Sieg für unsere ausziehenden Heere, um glückliche Heimkehr der Angehörigen, die mit in's Feld zogen. Dieser religiöse Zug findet in manchen Kriegsliedern jener ersten Wochen auch seinen Ausdruck, aber nicht so allgemein wie 1813. Und nachher mochte eine ernste religiöse Weihe durch Buße, Glauben und Gebet wohl nur mehr hier und da vorhanden sein, im Volksbewußtsein machte sie sich weniger geltend.

So ist denn auch in der Kriegsdichtung der späteren Monate gar wenig mehr von religiöser Wärme, von Glauben und Gottvertrauen zu spüren. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß nicht doch manche Danklieder und poetische Klänge des Gotteslobes ertönten, namentlich bei den einzelnen Siegesnachrichten, besonders auch bei der Siegesfeier im Frühjahr 1871. Wir werden von einigen christlich gesinnten Sängern recht Schönes in dieser Art kennen lernen, aber das sind doch immer mehr nur vereinzelte Stimmen, die nicht einer tiefer gegründeten allgemeinen Stimmung im Volke entwuchsen, dieselbe auch nicht zu erregen und zu befestigen vermochten.

Der religiöse Akkord gehört nun auch bei den vielen Gedichten, die beim Ausbruch des Krieges entstanden sind, und die im Ganzen noch das Beste bilden, was derselbe an poetischen Klängen hervorgebracht hat, nicht zu den vorzugsweise hindurchtönenden. Es ist in der That in den allermeisten dieser Kriegslieder mehr von Selbstvertrauen als von Gottvertrauen, mehr von muthiger Siegesgewißheit als von demüthiger Siegeshoffnung, mehr von nicht unbegründetem Zorn wider den Feind, als von Gebet um die Hülfe Gottes die Rede.

So ist es unverkennbar, daß es den meisten Kriegsdichtungen aus dem letzten französisch-deutschen Kriege an Tiefe des Gedankens und Ernst der Lebensanschauung mangelt, worin ohne Zweifel auch ein Grund liegen mag, daß sie sich nicht so tief dem Volksbewußtsein haben einprägen können, als die Dichtungen der Befreiungskriege.

Die Gedanken, die in der Kriegspoesie von 1870, namentlich auch in der der ersten vier Wochen, zum Ausdruck kamen, sind ja naheliegende und durch die geschichtlichen Verhältnisse und Thatsachen gegebene.

Es hatte sich in der kurzen Zeit von vier Jahren seit der Schlacht von Königgrätz und dem Frieden von Prag ein höchst erfreulicher Umschwung in Deutschland angebahnt. War vorher unser großes Vaterland in politischer wie in religiöser Beziehung gespalten, indem es hieß: hie Preußen, hie Oesterreich, hie Protestantismus, hie Katholicismus, so war das jetzt anders geworden, wie sich sofort bei dem ersten Kriegsruf aus Westen zeigte. Napoleon III. hatte sich glücklicherweise verrechnet, wenn er auf die Uneinigkeit Deutschlands spekulirte und vielleicht hoffte, einen neuen Rheinbund in Scene setzen zu können.

Jubelnd sei's der Welt verkündet:
Nicht mehr scheidet uns der Main!

So konnte jetzt der Dichter anheben und alsbald fortfahren:

Darum rücken wir verbündet
In's Franzosenland hinein.

Und das ist der Ton, der im Juli 1870 mit vollster Wahrheit in hundert und hundert Liedern wiederkehrt und immer aufs Neue angestimmt wird. Hatte der Krieg von 1866 nur einen norddeutschen Bund bis an den Main geschaffen, so war jetzt auf einmal diese Grenze geschwunden, und das konnte und mußte alle Vaterlandsfreunde mit der höchsten Freude und Befriedigung, alle patriotischen Dichter mit der lebendigsten Begeisterung erfüllen.

Und damit war zugleich, wenigstens für jetzt, auch die andere Schranke gefallen, die 1866 so tiefe Risse durch unser deutsches Volksbewußtsein zog, die Gegnerschaft zwischen Katholiken und Protestanten, welche eine politische Parteistellung nach der Confession herausgebildet hatte. Auch die Freude über diese glückliche Wendung klingt in vielen Kriegsliedern jener Zeit wieder.

Ferner verband sich damit der willige und getroste Anschluß an die Führung Preußens, die jetzt auch bei den Süddeutschen keinen Anstoß fand. Ergreifend klingt in dieser Beziehung die öffentliche Ansprache, mit der König Wilhelm seinen freudigen Dank aussprach für die vielen vielen Versicherungen von Treue, Hingebung und Opferwilligkeit für das gemeinsame Vaterland, die ihm aus allen Stämmen und aus allen Gauen Deutschlands, ja selbst von Deutschen jenseits des Oceans her, von Gemeinden, Corporationen, Vereinen und Privatpersonen zugegangen waren. Da gab der greise Monarch die feierliche Versicherung, daß er dem deutschen Volke Treue um Treue entgegen bringe und unwandelbar halten werde. In der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande, in der einmüthigen Erhebung der deutschen Stämme und ihrer Fürsten, sowie in seinem Rechte dürfe Deutschland die Bürgschaft finden, daß der Krieg ihm einen dauernden Frieden bringen und aus der blutigen Saat eine von Gott gesegnete Erndte deutscher Freiheit und Einheit erspriessen werde. — Diese Gedanken, Hoffnungen und Aussichten spiegeln sich nun natürlich auch in der Poesie jener Zeit wieder, ja manche Dichter gehen auch schon so weit, die Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands in der Gestalt einer Erneuerung der deutschen Kaisermacht in der kräftigen Hand der Hohenzollern in's Auge zu fassen. Hiervon aber auch abgesehen, wird die dauernde Befestigung der Einheit unseres Vaterlandes von den meisten Dichtern jener Tage als ein dankenswerther Dienst gefeiert, den wider Willen Napoleon uns erwiesen habe.

So spricht sich denn bei allen auch eine fröhliche Siegeszuversicht aus und die feste Ueberzeugung, daß der Deutsche diesmal sein Werk gründlich zu Ende führen und nicht ruhen noch nachgeben werde, bis der Feind ganz gedemüthigt sei. Es verbindet sich damit vielfach die bestimmte Erwartung, daß Kaiser Napoleon, der wohl gar durch diesen leichtfertigen Krieg seinen Thron zu befestigen und als Sieger in Berlin

einzuziehen dachte, untergehen und ihm ein zweites St. Helena werde bereitet werden. In mannigfaltigen Variationen wird dabei die Indignation gegen Napoleon zum Ausdruck gebracht, oft auch in Spott und Hohn.

Ueberhaupt spielt der Humor in den Dichtungen dieser Zeit mehr eine Rolle, als in den von 1813 bis 1815, wo Alles vielmehr von einem Geiste religiösen Ernstes getragen, mannigfach auch mit biblischen Ideen, Anschauungen und Bildern durchzogen war. Man nahm die Sache jetzt etwas leichter, weil man des Erfolges von vornherein sicher meinte sein zu können, worin man sich ja denn auch nicht getäuscht hat, wenngleich die Opfer, die der Krieg an Menschenleben forderte, doch viel bedeutender waren, als man sich vorgestellt hatte. Selbstverständlich wird derselben auch vielfältig in der Dichtung gedacht, und manche Liederkränze werden aus der Ferne auf die Grabhügel in fremder Erde gelegt als ihr schönster Schmuck.

Ueber den Todten vergißt die Dichtung doch aber auch der Verwundeten nicht, vielmehr wird ihnen und dann auch ihren treuen und aufopfernden Pflegern und namentlich Pflegerinnen der Dank des Vaterlandes vielfach in Liedern dargebracht.

Die Reihe der glänzenden Siege bei Weißenburg, Wörth, Metz, Mars la Tour, Gravelotte, Sedan u. s. w. brachte nun einen wahren Sturm von Siegesliedern hervor, in denen manches Gute, jedoch auch viel Mittelmäßiges ist. Aber durch diese raschen glänzenden Erfolge des Anfangs wurde die Erwartung so überspannt, daß, als nach der Entscheidung bei Sedan und der Gefangennahme Napoleons die Sache doch noch lange nicht zu Ende war, Viele ungeduldig wurden, was sich steigerte, als die französische Republik eine Armee nach der andern fast wie aus der Erde stampfte. Während der langen Belagerung von Paris trat dann vollends eine Ernüchterung ein, und die Herabstimmung im deutschen Volksbewußtsein spiegelte sich deutlich in der Kriegsdichtung wieder, theils indem ihr Quell in jener Zeit fast zu versiegen scheint, theils indem ein anderer ernsterer Ton angestimmt wird, bis dann die Kaiser-Proklamation vom 18. Januar 1871 mitten im Feindesland, in dem Lustschloß der französischen Könige, wieder ein frisches Leben in die Harfen der Sänger bringt. Dieses große herrliche Ereigniß mit den tausendfältigen daran sich knüpfenden Hoffnungen und Erwartungen wurde natürlich wieder und wieder in Sang und Klang gefeiert.

An die Wieder-Erneuerung des deutschen Kaiserthums schloß sich ziemlich bald der Fall von Paris an, der nun selbstverständlich vielfach besungen wird. Und bald darauf folgte der Waffenstillstand und der Friede, der alle Herzen draußen im Felde wie in der Heimath mit hoher Freude und Wonne erfüllte und die Sänger veranlaßte zu freudigen Dank- und Lobliedern, namentlich auch bei der Rückkehr der wackeren

Kämpfer und bei der Friedensfeier. Bei diesen Sieges- und Friedensliedern wird denn auch vielfach des gnädigen Gottes gedacht und in einer Reihe von Gedichten ist der Grundton der: Der Herr hat Großes an uns gethan, Ehre sei Gott in der Höhe!

In diesem Gedankenkreise bewegt sich im Wesentlichen die Kriegspoesie von 1870 und 1871, und es kommen erklärlicherweise sehr viel Wiederholungen, oft auch mit übereinstimmenden Wendungen und Bildern vor, weil man sich meist ziemlich allgemein hält ohne tiefere Auffassung der Dinge und ohne individuelle Ausgestaltung der verbreiteten Ideen. Die großen Dichter der Befreiungskriege, wie Rückert und Uhland, Arndt, Körner und Schenkendorf, lassen uns tiefer hineinschauen in ihr Gemüth, und ihre Kriegslieder stellen uns mehr ein Stück ihres inneren Lebens vor Augen.

Daher haben sie denn auch mehr bleibende Bedeutung erlangt, als die der letzten Zeit, welche außerordentlich rasch wieder vergessen wurden, wie überhaupt die nationale Begeisterung, die der Krieg mit sich brachte, bei dem bald nachher eintretenden Ueberwuchern der materiellen Interessen, der Genußsucht und Gewinnsucht, nur zu rasch verflogen ist.

Hieran trägt zum Theil auch der der Regierung aufgenöthigte Culturkampf mit Schuld, durch den in vielen Gemüthern bald nach der Proklamation des deutschen Kaiserreiches eine Verstimmung und ein Rückschlag eintrat, so daß Manche sich die Freude an den großen Siegen und Erfolgen dadurch trüben ließen. Das konnte dauernder Werthschätzung der Poesie jener großen Krieges- und Siegeszeit auch nicht günstig sein.

Indem wir dieselbe nachstehend in einigen Hauptstücken wieder in Erinnerung bringen, erscheint es als eine schwere Aufgabe, aus dem Vielen die rechte Auswahl zu treffen, denn es kann doch immer nur auf einen kleinen Theil jener Liederklänge wieder hingewiesen werden.

Uebrigens begegnen wir unter den Sängern derselben den Namen vom besten Klange im Kranze der Dichter der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts: einem Ferdinand Freiligrath und Emanuel Geibel, Oscar von Redwitz und Carl Gerock, Friedrich von Bodenstedt und Wolfgang Müller von Königswinter, Emil Rittershaus und Julius Rodenberg, Julius Sturm und Theodor Fontane, Rudolf Gottschall und Albert Träger, Felix Dahn und Carl von Holtei, Hoffmann von Fallersleben und Carl Simrock, Hermann Lingg und Johann Fastenrath, Claus Groth und Fritz Reuter u. s. w. Aber keinem von allen diesen ist es gelungen, eins ihrer Lieder auch nur von Fern zu der Popularität zu bringen, die der sonst weiter gar nicht als Dichter bekannte Dr. Kreusler mit seinem „König Wilhelm saß ganz heiter" und vollends Max

Schneckenburger mit seiner schon 30 Jahre früher entstandenen „Wacht am Rhein" im letzten deutsch-französischen Kriege erreicht hat.

Vernehmen wir nun zuerst die Stimme eines Mannes, der auch schon in dem Befreiungskriege von 1813 seine Leier erklingen ließ und sie jetzt als 73jähriger bei dem neuen Franzosensturm noch einmal zur Hand nahm. Es ist H. F. Maßmann. Er gedenkt der Männer jener großen Tage:

Ich wollt' ich könnt' euch wecken,
Ernst Moritz Arndt und Jahn,
Euch treue Zwillings-Recken,
Zur neuen Siegesbahn.
Was ihr gewollt, gewaget
In schwerer, schwüler Zeit,
Ist nun heraufgetaget
Zu sichrer Herrlichkeit.

Ihr habt der Corsen Ersten
Gestürzt von seinem Thron,
Nun gilt's dem liebeleersten
Dritten Napoleon,
Dem Lügner, der die Laufbahn
Begonnen mit Meineid,
Und nun den welschen Raufhahn
Läßt los auf grüner Haid'.

O Körner, ruf nun wieder,
Den Geist von dreizehn wach,
Erneu're deine Lieder
Und Rogau's Schwur zur Rach'.
Und Friesen, schwinge fröhlich
Nun deinen Flamberg blank!
Gewiß ihr blicket selig
Auf unsern Schwertergang.

Von den vielen poetischen Klängen, die vor dem wirklichen Ausbruch des Krieges in den Tagen der Mobilmachung und des Aufmarsches der Armee Deutschland durchtönten und der allgemeinen Begeisterung für den Kampf, der Hoffnung auf den Sieg, sowie der Entrüstung gegen Frankreich und der Freude über die Einigung aller deutschen Stämme lebendigen Ausdruck gaben, heben wir nur einige hervor. Wir gedachten schon des hellen Jubeltons von Rudolf Löwenstein in seinem Marschlied:

Jubelnd sei's der Welt verkündet:
Nicht mehr scheidet uns der Main,
Darum rücken wir verbündet
In's Franzosenland hinein!

Von der Alpe bis zum Strand
Schallt das Lied für's Vaterland.
Immer frisch, fromm, frei und froh
Haut sie auf den Chassepot.

Baiern, Schwaben, Sachsen, Hessen,
Schließt euch tapfer Glied an Glied!
Was geschehn ist, ist vergessen
Und vergessen, was uns schied.
Von der Alpe u. s. w.

Ob den heil'gen Chass'pot preise
Auch der Franzmann voller Gluth:
Glaubt mir, auch der heil'ge Dreyse
Und der Werder Wunder thut.

Immer feste auf die Weste!
Halt' dich tapfer, alter Krupp!
Bring' uns bis zum letzten Reste
All das Kroppzeug auf den Schub.

Daß der Teufel euch die Treffer
Und die Chassepots verhext!
Fahrt zum Lande, wo der Pfeffer
Von Cayenne üppig wächst!

Jagt den Kaiser der Franzosen,
Brüder, fort von Reich und Haus!
Drüben steh'n die rothen Hosen,
Wer den Muth hat, klopft sie aus.
Von der Alpe u. s. w.

Friedrich v. Bodenstedt stimmt ein neues Kriegslied nach der alten Melodie „Wohlauf Kameraden aufs Pferd, aufs Pferd" an:

Das Nordlicht flammte bedrohliche Gluth,
Verkündigte Krieg und Empörung.
Es färbte der Rheinstrom sich roth wie von Blut,
Schon sehn wir das Werk der Zerstörung,
Schon dröhnt es von Waffen und Rossegestampf,
Zwei Volksheere nah'n sich zum furchtbaren Kampf.

An den Rhein, an den Rhein! Wir nehmen den Rhein!
So krähn die französischen Hähne.
Wohlauf, deutsche Krieger, schlagt zornig darein
Und zeigt den Franzosen die Zähne!
Es müßte mit allen Teufeln gehn,
Sollten Deutsche nicht gegen Franzosen stehn.

Wenn der Kaiser wackelt auf seinem Thron,
Läßt er stolz seine Kriegshähne kollern.
Hier handelt sich's nicht um Hispaniens Kron'
Und den Prinzen von Hohenzollern.
Wir kämpfen für Freiheit und Vaterland,
Wir schlagen dem Räuber das Schwert aus der Hand.

Den Gedanken vom Krähen des gallischen Hahnes verwertheten auch andere Dichter, z. B. auch Rudolph Genée:

Frisch auf, frisch auf, der Hahn hat gekräht,
Hinweg das Bangen und Sorgen!
Es ruft uns der Hahn, der gallische Hahn,
Zu einem blutigen Morgen.
Frisch auf, denn es ist nur ein neuer Streich
Vom alten Räuber im deutschen Reich.

Er findet aber jetzt ein geeinigtes Volk, das ihm das freche Prahlen mit deutschen Hieben heimzahlt, und so sind wir dem Feinde gewachsen. Auch Wilhelm Hertz begann in ähnlicher Weise sein Tagelied:

Wohlauf, schon will es tagen,
Die Wolkenberge glühn,
Verjüngt vom Frühlicht schlagen
Die Herzen frisch und kühn.
Es rauscht ein mächtig Wehen
Durch Stadt und Land und Tann.
Die wälschen Hähne krähen
Den deutschen Morgen an.

Wie lang mit stillem Grame,
Mit heil'gem Grimm genannt,
Wie süß klingt jetzt dein Name,
Mein deutsches Vaterland!
Der alte Zwist entschwunden,
Hell rufts vom Fels zum Meer:
Wir haben uns gefunden,
Wir lassen uns nicht mehr! u. s. w.

Ein vortreffliches Kriegslied in ernstem Ton gehalten sang Emanuel Geibel in dieser Zeit:

Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand,
Und brich hervor in Haufen.
Vom heilgen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen.
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts.

Dein Haus in Frieden auszubaun,
Stand all dein Sinn und Wollen,
Da bricht den Hader er vom Zaun,
Von Gift und Neid geschwollen.
Komm' über ihn und seine Brut
Das frevelhaft vergoßne Blut!

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen.
Ein Weltgericht ist dieser Krieg,
Und stark der Geist der Lügen;
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch!

Schon läßt er klar bei Tag und Nacht
Uns seine Zeichen schauen;
Die Flammen hat er angefacht
In allen deutschen Gauen.
Von Stamm zu Stamme loderts fort:
Kein Mainstrom mehr, kein Süd und Nord!

Voran denn, kühner Preußen-Aar,
Voran durch Schlacht und Grausen!
Wie Sturmwind schwellt dein Flügelpaar
Vom Himmel her ein Brausen.
Das ist des alten Blüchers Geist,
Der dir die rechte Straße weist.

Flieg, Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen!
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten klaffen.
Und fallen wir: flieg, Adler flieg,
Aus unserm Blute wächst der Sieg!

Des Verfassers Gruß an das deutsche Kriegsheer beim Auszuge im Juli 1870 lautete also:

Dich grüß' ich, deutsches Volk in Waffen,
Dich grüß' ich auf der Wacht am Rhein!
Bereit, ein großes Werk zu schaffen,
Kennst keine Grenze du am Main.
Herüber weh'n die alten Fahnen
Für deutsche Ehr' und deutsches Recht,
Und fröhlich schau'n herab die Ahnen,
Von Anno Dreizehn das Geschlecht.

Heil dir, du Land der deutschen Eichen,
Die Söhne sind der Väter werth!

Zum Tod, zum Sieg, doch nicht zum Weichen
Führt deutſche Hand das deutſche Schwert.
Dich grüß ich, du geweihtes Eiſen,
Haſt oft gebrochen ſchon die Noth,
Du wirſt auch jetzt dich treu erweiſen,
Von Roſt nicht mehr, vom Blute roth!

So brich die böſe wälſche Tücke,
So brich des Kaiſers Uebermuth,
Der Deutſchland reißen will in Stücke
Und wie der Herr Europas thut.
Er wähnt zu leimen ſich zuſammen
Mit deutſchem Blut den morſchen Thron,
Doch wieder lodern auf die Flammen,
Und Aſche wird Napoleon!

Das ſind die Flammen deutſcher Einheit,
Das iſt die deutſche Zornesgluth,
Die wälſche Lüge und Gemeinheit
Entzündet hat zu heil'ger Wuth!
Da iſt vergeſſen, was uns trennte,
Vergeſſen Eiferſucht und Neid.
Wo wär ein Mann, der deutſch ſich nennte,
Und froh nicht eilte jetzt zum Streit?

Dank dir, du ſtolzer Frankenkaiſer,
Das haſt du fein zu Stand gebracht!
Du dünkſt dich klug, doch Gott iſt weiſer,
Der deinen Plan zu nichte macht.
Der Herzen lenkt wie Waſſerbäche
Hat uns erfüllt mit Einem Geiſt,
Daß Deutſchland all die Schande räche,
Die ihr im Weſten ihm erweiſt.

So laßt die alten Schwerter klingen,
Sie gaben einſt ſo guten Klang!
Die alten Lieder laßt uns ſingen,
Sie wurden einſt zum Siegsgeſang!
Und auf den Bergen glüh'n die Feuer,
In's Herz zieht Kampfesluſt hinein.
Bei Gott, kein Preis iſt uns zu theuer
Für unſern alten deutſchen Rhein. —

Doch ihr zu Haus und ihr im Felde,
O ruft den Schlachtenlenker an,
Daß frohe Siegesbotſchaft melde,
Was Gott der Herr an uns gethan.
Der einſt den Vätern Sieg gegeben,

Der alte Gott verläßt uns nicht!
Drauf! Drauf! Und gilt es auch das Leben,
Die Losung heißt: Durch Nacht zum Licht!

Auch Wolfgang Müller von Königswinter rief zum heiligen Krieg auf:

Und glorrich glänzt der goldne Tag:
Aus blauer Luft ein Donnerschlag,
Und einig sind wir alle!
Jahrhundert alte Zwietracht schwand,
Ein einig Volk, ein einig Land.
Gott will es und wir wollen!
Habt Acht, der böse, böse Feind,
Der grimme Korsenwolf erscheint.
Die Trommel ruft, die Fahne fliegt,
Schlagt zu, bis der Tyrann erliegt!
Zum Eisen, zum Eisen!

Ein Schrei vom Rheine bis zum Belt,
Vom Main bis in die Alpenwelt,
Ein wilder Schrei der Rache!
Der deutsche Bund ist fest geschweißt,
Laßt sehen, wer ihn je zerreißt.
Ja Rache, tausendfache.
Habt Acht u. s. w.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,
Es braust und gährt in Deutschlands Schooß,
Es woget an den Grenzen.
Voran im Nord der neue Bund,
Wir grüßen euch von Herzensgrund:
Hess', Bad'ner, Schwab' und Baier.

Der Rhein, der Rhein! Es gilt dem Rhein,
Deutsch war er stets, deutsch soll er sein
In alle Ewigkeiten.
Wir halten treu des Friedens Wacht,
Doch muß es sein, zur Schlacht, zur Schlacht,
Für Volksthum und für Ehre!

Die alte Treu, die deutsche Treu,
Sie sprießt und blühet jung und neu,
Es lieget Herz am Herzen.
Die Thräne quillt, — in Blut und Mark
Ein Brudervolk so fest und stark,
Kein Teufel soll uns zwingen!

Auf, stolzes Hohenzollernhaus,
Auf, drauf und dran, führ' uns hinaus,

Das Recht ist nicht zu brechen!
Die Völker seh'n uns staunend zu,
Zum Siege, sonder Rast und Ruh,
Und hoch dem deutschen Kaiser!

Zum heilgen Krieg, zum heilgen Krieg,
Zum allerletzten schönsten Sieg!
O Gott im Himmel steh uns bei:
Ein einig Deutschland, groß und frei!
Zum Eisen, zum Eisen!

Ein prächtiges Generalmarschlied sang Julius Grosse:

Tambour, schlag an! Laßt hoch die Fahnen ragen,
Ein Sturmwind braust herauf aus alten Tagen
Und alte Wunden bluten neu.
Wie Geisterruf hör' ich's bei Nachtzeit klagen:
Sind Friedrich schon und Blücher Märchensagen?
Starb deutsche Ehre schon und deutsche Treu?
Hält euch ein Korse wiederum in Bann?
Hellauf, es will der Morgen tagen!
Tambour, schlag an!

Tambour, schlag an! Laßt donnern die Kanonen,
Was liegt uns an Hispaniens Tand und Thronen?
Heut gilt's das deutsche Kaiserreich!
Daß wir im Glanze deutscher Freiheit wohnen,
Daß einig wurden vierzig Millionen,
Das machte Gallien krank und frech zugleich.
Und wenn ein Strom von Heldenblut verrann,
Gebt Raum den deutschen Bataillonen!
Tambour, schlag an!

Weiter soll der Tambour anschlagen und die Pferde gesattelt werden, weil es einen Kampf gilt für unsere Ehre und unsere Herde, daß Deutschland nicht von Neuem Sklavin werde. So läuten die Sturmglocken und den Bräuten werde die Hochzeits-Myrthe genommen, weil's allein ein blutig Werben gilt. Den Wölfen, die uns Schrecken nicht einjagen können, soll mit deutschen Schlägen begegnet werden. Hundert Brücken möge man über den Rhein bauen, derweil bei drohenden Wetterwolken heute noch die Loreley singt.

Tambour, schlag an! Laßt blasen die Trompeten,
Ob morsche Throne auch im Staub verwehten,
Wir bau'n am neuen deutschen Reich.
Uns hilft kein David, helfen nicht Propheten,
Zum zweiten Mal nicht lassen wir zertreten
Die Ehre Preußens, Deutschlands Hort zugleich.

Hilf Blut und Eisen und was helfen kann!
Erst nach dem Siege laßt uns beten!
Tambour, schlag an!

Als Seitenstück hierzu hören wir gleich von Carl Weitbrecht sein „Trompeter, blas“:

Trompeter, blas! An den Rhein, an den Rhein!
Hört ihr seine Wogen grollen?
Sie schießen dahin mit Gewitterschein,
Sie zürnen wie Donners Rollen.
Sie bäumen wie knirschende Rosse sich hoch,
Wollen seh'n, wer uns zwingt in das fremde Joch!
Und das Echo der Felsen schmettert darein,
Blas, blas, Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Trompeter, blas! An den Rhein, an den Rhein!
Vernehmt ihr der Loreley Singen?
Ihr Büblein von drüben, willkommen sein!
Mein Liedlein soll lustig euch klingen.
Mein Brautlied, mein altes, das lautet Tod!
Mein Brautkleid färb' ich mit Blute roth,
Brautführer sollen die Deutschen sein.
Blas, blas, Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Trompeter, blas! An den Rhein, an den Rhein!
Zu Aachen krachen die Grüfte,
Es schreitet der Kaiser im Mondenschein
Znm Rhein durch die brausenden Lüfte.
Zu Rüdesheim pflanzt er das Banner auf,
Vom Odenwald rasselt in rasendem Lauf
Durch die Nacht hernieder der Rodenstein.
Blas, blas, Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Trompeter, blas! An den Rhein, an den Rhein!
Und seht ihr die schwarzen Schaaren?
Hoch über die Berge und Wälder herein
Kommen Lützow's Jäger gefahren;
Sie jagen Rhein auf, sie jagen Rhein ab,
Und der alte Blücher entsteigt dem Grab:
Nicht länger mehr schlummert der Helden Gebein.
Blas, blas, Trompeter! Zum Rhein, zum Rhein!

Blas, blas, Trompeter! Zum Rhein, an den Rhein!
Ihr Brüder, hört ihr es schmettern?
Die Helden sollen zufrieden sein
Mit uns in des Sturmes Wettern!
Die Fahne hoch und die Schwerter scharf,
O glücklich, glücklich, wer reiten darf,

Wenn es tönt Land aus, wenn es tönt Land ein:
Trompeter, blas! An den Rhein, an den Rhein!

Otto Roquette sang folgendes frische Kampflied:

Die Kriegstrompeten klingen,
Bald ist der Streit entbrannt.
Nun gilt's mit Recht zu singen
Von Freiheit, Vaterland.
Und wär ein Lied auch wenig,
Durchzuckt's doch jede Faust,
Wenn es millionentönig
Voran dem Kampfe braust.

Der Franzmann trägt Gelüsten
Nach unserm deutschen Rhein,
Sein Prahlen und sein Brüsten
Soll sein Verderben sein.
Der Väter Stolz und Ehre,
Der Jugend Lust und Muth
Beflügle Kampf und Wehre,
Zerschlag die Lügenbrut.

Wohlauf, ihr deutschen Streiter,
Mit Gott zu Felde geht!
Ihr habt zum Kampfbegleiter
Des ganzen Volks Gebet.
Ihr schwingt in jedem Schwerte
Des ganzen Volkes Gluth,
Daß sich den Sieg begehrte
In Einem Sinn und Muth.

Wohlauf, so müßt ihr siegen,
Denn heilig ist der Streit!
Es muß der Feind erliegen,
Der Deutschland stets entzweit.
Er soll nicht mehr entfachen
Die Welt mit Hohngeschrei,
Drum schlagt dem blut'gen Drachen
Das gift'ge Haupt entzwei.

Auch der Altonaer Heinrich Zeise ließ einen Kriegsruf erschallen:

Frisch auf zum letzten Kampf und Streit,
Ihr Männer all' und Knaben!
Frankreich will Deutschlands Herrlichkeit
Vernichten und begraben.
Rasch nehmt die Büchsen von der Wand,
Die scharfen Schwerter nehmt zur Hand,
Frankreich will Deutschlands Herrlichkeit
Vernichten und begraben!

Nicht gilts allein dem deutschen Rhein,
Das Höchste gilts erraffen,
Ganz Deutschland strahlt in Waffenschein,
Das Volk in Wehr und Waffen.
Es blitzt in jeder Hand das Schwert,
Wir kämpfen treu für Haus und Herd.
Ganz Deutschland strahlt in Waffenschein,
Das Volk in Wehr und Waffen.

In unsrer Brust glüh'n Zorn und Haß,
Es gilt die Gluth zu kühlen,
Den Spartern gleich am Felsenpaß
Der stolzen Thermopylen.
Und naht sich der Franzosen Heer,
Den Persern gleich wie Sand am Meer,
Wir schützen treu 'ohn' Unterlaß
Die deutschen Thermopylen.

Frisch in den Kampf, die Trommeln rührt
Und Herz und Arm erhoben!
Der greise Heldenkönig führt
Uns stolz in's Schlachtentoben.
Wir folgen seinem Wink der Hand
Zum Kampf für Gott und Vaterland.
Frisch in den Kampf, die Trommeln rührt
Und Herz und Hand erhoben!

Und wer da fällt im Kampf als Held
Für unsre heil'ge Sache,
Um dessen Wahlplatz steht und hält
Die deutsche Ehre Wache.
O Vaterland, nimm unser Blut,
Wir kämpfen für das höchste Gut.
Du Gott, hoch über'm Sternenzelt,
Schirm' Deutschlands heil'ge Sache!

Julius Sturm sang folgendes Kriegslied:

Preußen voran!
Mitten durch feindliche Heere
Haun wir mit blitzender Wehre
Kühn uns die Bahn.

Wir oder sie!
Freudig mit muthigem Wagen
Gilt es das Ziel zu erjagen,
Jetzt oder nie!

Ringsum bedroht,
Folgen wir ruhmreichen Ahnen,
Rufen und schwingen die Fahnen,
Sieg oder Tod!

Lenker der Schlacht,
Steh uns in Gnaden zur Seite,
Rüst uns und stärk uns zum Streite,
Dein ist die Macht.

Schließet euch an,
Bahnet mit klingendem Spiele
Ehernen Muthes zum Ziele
Deutschland die Bahn.

Adler nun flieg,
Kreisend mit rauschenden Schwingen,
Hoch über blitzenden Klingen,
Führ' uns zum Sieg!

Vortrefflich stellt dann Ernst Eckstein die plötzliche Aufstörung Deutschlands aus tiefem Frieden durch die französischen Kriegsgelüste dar:

Was glänzt im Hain, was gleißt am Hügel,
Was rauscht und wallt von Thal zu Thal?
In allen Fluren hebt's die Flügel
Der Lerche gleich im Sonnenstrahl.
Durch alle Seelen braust ein Läuten,
Durch alle Herzen zuckt ein Brand.
Was soll der Völkersturm bedeuten?
Zum Kampfe ruft das Vaterland!

Wir saßen froh am trauten Herde,
In ernster Arbeit still beglückt.
Ein Tempel schien die deutsche Erde,
Mit frischem Hoffnungsgrün geschmückt.
Der Freiheit galten unsre Thaten,
Der Deutsche war sich selbst genug,
Wir bauten friedlich unsre Saaten
Und träumten nichts von wälschem Trug.

Da hetzte der Franzose sein Volk zum Krieg gegen uns, um seinen morschen Thron zu befestigen und so ruft uns zum Kampfe das Vaterland:

Empor, empor aus euren Bergen,
Ihr wackern Schwaben, treu und echt,
Erwürgt die fluchbeladnen Schergen,
Erwürgt das frevle Mordgeschlecht.

Wie Ungewitter, dumpf und bleiern
Brecht aus den Thälern rings hervor!
Ihr Frieſen, Angeln, Preußen, Baiern,
Ihr Pommern auf! Empor, empor!

Wir kämpfen nicht um eitle Ehre,
Wir dürften nicht nach falſchem Ruhm.
Den Herd nur ſchützen unſre Heere,
Der Heimath theures Heiligthum!
Kein Zweifel ſoll den Blick umnachten,
Die Hoffnung führt uns in's Gefecht.
Es lenkt ein Gott das Loos der Schlachten,
Und ſeine Schickung iſt gerecht.

Nun gieb das Schwert mir an die Seite,
Und ſei getroſt, geliebtes Kind!
Noch einen Kuß, bevor ich ſcheide,
Und dann von hinnen ſturmgeſchwind!
In ſtiller Kammer magſt du beten,
Mir bebt vor Kampfbegier die Hand.
Leb' wohl! Es rufen die Drommeten,
Zum Kampfe ruft das Vaterland.

Trefflich ſingt von dem Aufbruch des deutſchen Heeres aus der Heimath auch Julius Wolff:

Macht kurz den Abſchied, Kameraden, ſchließet
Noch einmal in die Arme Weib und Kind.
Und wenn dabei ein weicher Tropfen fließet,
Den weht bald weg der friſche Morgenwind.
Den Freunden drücket einmal noch die Hand,
Und vorwärts dann mit Gott für's Vaterland.

Laßt Andere die reifen Aehren mähen,
Die Garben binden und den Erntekranz,
Wir wollen Furchen ziehen um zu ſäen,
Uns winkt der Herbſt zu einem andern Tanz.
In jeder Kugel ſteckt ein Friedenskeim,
Nur recht gepflanzt, bringt ſie euch Früchte heim.

Der Dichter läßt dann den Vater Rhein ſeine Stimme erheben und die deutſchen Männer erinnern, daß ſie, die ſo oft ſein Rebenblut genoſſen haben, jetzt auch ihr Blut für das ſeinige hingeben müſſen. So darf Niemand zögern, denn das Vaterland iſt in Gefahr. Es kommen aber auch alle:

Vom Bodenſee bis an die Bernſteinküſte,
Von Oeſtreichs Marken bis zum Frieſenmoor,
Ein Volk nur iſt's und eins nur das Gelüſte,

Ein Geist, ein heil'ger Wille loht empor.
Für Freiheit, Ehre, für den eignen Herd,
Heraus, heraus, du blankes deutsches Schwert!

Keiner bleibt zurück, der rüstige Kraft in Leib und Seele spürt. Alles drängt zum Rhein, Schule und Werkstatt stehen leer. Heer und Volk sind eins, eine herrliche Heerschau für den greisen König, seine Prinzen und die andern Heerführer, deren Degen jetzt Geschichte schreibt, indem ihr Wort That ist.

Wenn wie ein Mann ein Volk ist aufgestanden,
Sein Recht zertreten und sein Heil bedroht,
Dann, wie der Lenz das Eis, sprengt es die Banden,
Ihm bleibt nur eine Wahl: Sieg oder Tod!
Es wird im Herbste an dem Rheine grün
Wohl auf dem Grund manch' Röslein roth erblüh'n.

Kam'raden kommt! Ein Deutschland gilt's zu schaffen,
Die Trommel ruft, es lockt des Jägers Horn.
Seid eurem Roß ein Freund, pflegt eure Waffen,
In eure Kraft gießt euren ganzen Zorn.
Steh' Jeder seinen Mann! Thut eure Pflicht,
Vorwärts mit Gott! Ein Rückwärts giebt es nicht!

Der Soldaten Abschied besingt ferner Feodor Wehl in einem hübschen, volksthümlich gehaltenen Soldatenlied also:

Turibum! Turibum!
Horch! die Trommel geht herum,
Geht durch alle Gassen.
Alle Gassen ab und auf
Nimmt der Trommler seinen Lauf:
Weib ich muß dich lassen!

An dem Rhein steht der Franzos,
Will uns an den Kragen;
Denkt der Kerl, er brauchte blos
An sein Schwert zu schlagen,
Und wir räumten gleich das Feld,
Ließen ihm die Siege,
Daß sein Ruhm vor aller Welt
Bis zum Himmel stiege?

Nein, Franzos, so geht es nicht,
Laß die Chassepots knallen:
Unser Blei hat auch Gewicht:
Siegen oder fallen!
Siegen ist ein schönes Ding,
Macht das Herz erbeben,

Wenn man nur den Sieg empfing,
Läßt man gern sein Leben.

Sollt' ich fallen in der Schlacht,
Weib, du mußt es tragen.
Weineſt du, ſo wein' bei Nacht,
Tags mußt froh du ſagen:
Jung', dein Vater war Soldat,
Iſt im Krieg erlegen;
Biſt du brav und hörſt du Rath,
Nimm des Vaters Degen.

Schwing ihn tapfer, ſo wie er,
Mach' den Franzmann weichen.
Wo du ſteheſt rings umher
Säe ſeine Leichen.
Fällſt du ſelbſt, ſo denk bei dir:
Gott iſt mit uns Allen.
Auch dein braver Vater ſchier
Iſt wie du gefallen!
Turibum u. ſ. w.

Auch der alte Barde Karl Simrock läßt ſich vernehmen mit einem Lied in Sturm und Drang:

In Sturm und Drang dem frechen Feind entgegen,
Der wie ein Wolf uns in die Heerde bricht.
Mit Schrecken fühl' er unſers Arms Gewicht
Und flieh gehetzt wie tolle Hunde pflegen.
In Sturm und Drang gebt ihm mit grimmen Schlägen
Statt des erhofften Raub's den letzten Segen.

In Sturm und Drang wird erſt der Wein gegohren,
Der aus der Dichtung Kelch uns mild berauſcht,
In Sturm und Drang die Deutſchheit eingetauſcht,
Die unter Zopf und Puder ſchien verloren.
In Sturm und Drang wird Deutſchland neu geboren,
Steh'n wir zum dritten Mal vor Babels Thoren.

Von der Weiſe, wie die deutſche Armee zum Kampf zieht, ſingt Müller von der Werra.

Tapferkeit und Gottvertrauen
Schmückten ſtets das deutſche Heer.
Nirgends je ein Todesgrauen
Und kein Herz an Tugend leer.
Alſo greifen wir zum Schwerte,
Gott iſt unſere feſte Burg!
Unſre Loſung, die bewährte:
Drauf und durch!

Trommeln wirbeln in den Straßen,
Alles jubelt auf zu Hauf!
Hört ihr die Trompeten blasen,
Frisch zu kühnem Siegeslauf?
Und dazwischen werben Hörner,
Gott ist unsre feste Burg.
Ruft mit Blücher, ruft mit Körner:
Drauf und durch!

In die Feinde, daß es wettert,
Wie ein Sturm und Hagelschlag!
Ihre Macht sei jäh zerschmettert,
Wie bei Leipzigs Schlachtentag.
Mag der Tod Verderben speien,
Gott ist unsre feste Burg,
Er wird uns den Sieg verleihen!
Drauf und durch!

Die gleichfalls mit ausziehende Landwehr schildert Viehoff in einem trefflichen, im populären Ton gehaltenen Liede:

Das Preußenland
Hat, wie bekannt,
Ein stattlich schönes Heer.
Mit Pickelhauben zugestutzt,
Mit buntem Waffenrock geputzt,
So gehn sie stramm einher.

Doch giebts zugleich
Im Preußenreich
Ein ander seltsam Heer.
Da geht ein Jeder nach Geschmack
In Kittel, Rock und Jack und Frack,
Wie's just sich fügt, daher.

Die Hand bewehrt,
Nicht Flint' und Schwert;
Die führen Karst und Hack',
Und Spaten, Sens' und Mauerkell'
Und Winkelmaß und Ahl und Ell',
Ein Jeder nach Geschmack.

Sie treiben fern
Von der Kasern
Sich um im ganzen Reich,
Als gäb es nicht Soldatenpflicht,
Pariren der Reveille nicht
Und nicht dem Zapfenstreich.

Nun ſchaue man
Das Wunder an!
Der König rief ſie auf,
Da ſind ſie allgeſammt durchs Land
Als wie im Zauber umgewandt
Und ſtürmen ſtracks zu Hauf.

Und ſtehn ſofort
An ihrem Ort,
Gefügt in Reih und Glied,
Mit Pickelhauben zugeſtutzt,
Mit buntem Waffenrock geputzt,
Von neuem Geiſt durchglüht.

Nun ſaget mir,
Saht ihr ſie hier
So ſtehn aus Einem Guß:
Wer ging daheim in ſeinem Tuch?
Wer ſchritt im Kittel hinter'm Pflug?
Wer ſtand im Schmiederuß?

Wer hat die Feil'
Und wer das Beil
Mit derber Fauſt geführt?
Wer zog den pechgetränkten Draht?
Wer hat für Haus und Schul und Staat
Den Gänſekiel geführt?

Ein Geiſt, Ein Tritt,
Ein Herz, Ein Schritt,
So gehts in's Feld hinaus!
Und Keiner denkt, wenn Schmach und Noth
Dem Vaterland vom Feinde droht,
An Weib und Kind zu Haus.

Wohlauf in's Feld,
In's Ehrenfeld,
Mit Gott für's Vaterland!
Du kämpfſt, du brave Landeswehr,
Für Deutſchlands Freiheit, Recht und Ehr',
Drum ſchirmt dich Gottes Hand.

Auch Oſterwald beſchreibt in einer Dichtung: „Das Vaterland ruft und wir alle ſind da", wie bei ſchon beginnender Erndte die Schnitter zu Rittern wurden und

Von der Werkſtatt, vom Acker, vom Hof und vom Herd,
Vom Kauftiſch und Webſtuhl, zu Fuß und zu Pferd,
Aus Hörſaal und Schule, was lernt und was lehrt,

Sie eilten daher und riefen Hurrah,
Das Vaterland ruft und wir alle sind da!
Und will er den Krieg, der verblendete Feind,
So soll er wahrhaftig uns schauen
Zum Kampfe bereit, eh er's selber vermeint,
Uebern Rhein in den eigenen Gauen.
Rasch tauschten sie nun das Friedensgewand
Mit dem männlichen Rocke des Krieges,
Und nahmen's Gewehr froh grüßend zur Hand,
Sie kannten's als Bürgschaft des Sieges,
Und standen zusammen in Reih und Glied
Und sangen manch altes erquickliches Lied.

Die Angehörigen bewältigen leicht das Scheideweh und ein alter Veteran von 1813 preist Gott, daß er das noch erlebt hat, und gesteht, daß die heutige Zeit von gleichem Geiste geweiht sei wie die damalige. Der Dichter beklagt es, daß er schon zu viel Jahre zähle, um noch mit zu ziehen, und sein Junge, daß er noch zu jung dazu sei. Da tritt aber die ältere Schwester vor und begehrt mit zu ziehen, um die Verwundeten zu pflegen:

Das Vaterland ruft und wir alle sind da;
Jetzt gilt es nur Eins, und wehe der Hand,
Die gesund ist und will sich nicht rühren
In dem heiligen Krieg für das Vaterland,
Den wider die Wälschen wir führen.

Der Vater segnet für solches Verhalten seine Tochter und heißt darauf hin die Streiter sorglos und getrost in den Kampf ziehen.

So führen wir Krieg mit dem wälschen Feind,
Der Deutschlands zerrissene Glieder
Nun selber vereint, wie er's nimmer gemeint,
Und nimmer verwindet er's wieder.

Den letzten Gedanken führt nun Albert Träger in einem Zuruf an Deutschland näher aus:

Laß deine Banner fliegen,
Ganz Deutschland, hoch am Rhein.
Und sterben oder siegen,
Das soll die Losung sein.
Bei ihrem Donnerschalle
Geh' freudig in die Schlacht,
Sie hat zu Schand und Falle
Den Erbfeind einst gebracht.

Wohl gilt's ein blutig Ringen
Und Opfer heischt die Noth,

Willſt Alles du bezwingen,
Was dir gewaltig droht.
Doch vor des Kampfes Stunden
Ward dir der ſchönſte Sieg:
Dein Volk zieht eng verbunden
Hinaus zum heil'gen Krieg!
u. ſ. w.

In ähnlicher Weiſe grüßt Chriſtian Schad aus Kitzingen in ſeinem „Kriegerhort" das deutſche Vaterland, wie es in ſeinem Sommerſchmuck unvergleichlich ſchön prangend Alles zum Kampfe ruft:

O ſommergrünes deutſches Land,
Vom Alpenſee zum Dünenſand,
Wo hoch im Blau die Adler fliegen,
Bis wo im Horſt die Reiher liegen, —
Du unausdenkbar ſchönes Reich,
Dem keines ſteht auf Erden gleich,
Rufſt deine Jungen, deine Alten,
Des Kriegeramtes recht zu walten.

O Armbruſtſehne, Hochlandſtutz,
O Männerwall zu Schutz und Trutz,
Du Auge, feſt und falkenhelle,
Herz, hoch und frei wie Meereswelle;
Du felſenſtarke, ſich're Hand,
Ihr knüpft ein Band ums Vaterland.
Gegrüßt von Nah, gegrüßt von Ferne,
Steht ihr geſchaart dicht wie die Sterne.

O Sommertag, o Sonnenglanz,
Leg deinen goldnen Strahlenkranz
Um dieſe Häupter, dieſe Herzen,
Die blüh'n und glüh'n wie Blumenkerzen!
Aus Oſt und Weſt, aus Nord und Süd,
Ihr Krieger, nimmer matt und müd,
O haltet dieſe lichten Flammen
Zu einer großen Gluth zuſammen!
u. ſ. w.

So konnte denn Ferdinand Freiligrath auf das Glück der deutſchen Einigung zum Kriege ſeinen prächtigen Hymnus „Hurrah Germania" anſtimmen:

Hurrah, du ſtolzes, ſchönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine ſtehſt du da!

Im vollen Brand der Juligluth,
Wie ziehst du frisch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit,
In Frieb' und Freub' und Ruh'
Auf deinen Feldern weit und breit
Die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
Die Garben fuhrst du ein;
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz:
Das Kriegshorn über'm Rhein!

Da warfst die Sichel du in's Korn,
Den Aehrenkranz dazu!
Da fuhrst du auf in hellem Zorn,
Tief athmend auf im Nu;
Schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann,
Zum Rhein, zum Rhein, zum Rhein!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
Da rauscht das deutsche Meer;
Da rückt die Oder dreist in's Feld,
Die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
Sogar die Fluth des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
Das ganze Volk ist Eins!

Schwaben und Preußen Hand in Hand,
Der Nord, der Süd Ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland —
Wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, Ein Arm, Ein einz'ger Leib,
Ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib,
Hurrah, du große Zeit!

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Das ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh dir, Gallia!
Weh, daß ein Räuber dir das Schwert

Frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
Das deutsche Schwert gezückt!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor frembem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art,
Für jeden heil'gen deutschen Hort
Hurrah zur Kriegesfahrt!

Auf, Deutschland, auf, und Gott mit dir!
In's Feld, der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
Des Bluts, das fließen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Groß, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Viktoria!
Hurrah, Germania!

Ehe wir nun zu den Kriegsliedern übergehen, die unter dem Eindruck der im August und September so rasch aufeinander folgenden Siege entstanden, wollen wir doch noch eines schönen Gedichtes von Ida von Düringsfeld Erwähnung thun, welches die Erneuerung des Ordens des eisernen Kreuzes am Geburtstage der Königin Luise feiert:

Es war in ernster Zeit, in tiefer Nacht,
Im hohen Schlosse hielt der König Wacht.
Er dachte still an die Vergangenheit,
An seine Knaben-, seine Jünglingszeit,
Wo seiner Mutter einst das Herze brach,
Sein Vater dann zum Volk der Preußen, sprach;
An jene Zeit der hohen Liederweisen
Des heil'gen Kampf's, und an das Kreuz von Eisen.

Er sprach: Was in Paris zum Streite rief,
Das ist der alte Haß, der scheinbar schlief.
Die alte Frechheit will zu uns herein,
Den alten Feind gelüstet's nach dem Rhein.
Er brächte gerne uns die alte Schmach,
Vor welcher meiner Mutter Herz zerbrach.
Ein neues Deutschland werden wir ihm weisen!
Und in die Hand nahm er das Kreuz von Eisen.

In dieſem Zeichen haben wir gekriegt,
In dieſem Zeichen haben wir geſiegt.
Um's Kreuz von Eiſen rangen wir mit Muth,
Das Kreuz von Eiſen kauften wir mit Blut.
Und wie auch herrlich ſei die Gegenwart,
Und wie ſich auch erfüllt, was wir erharrt,
Noch haben Höh'res wir nicht aufzuweiſen,
Als dieſes alte ſchlichte Kreuz von Eiſen.

Die Nacht iſt hin und leuchtend ſtrahlt und klar
Der Tag, der einſt der Mutter erſter war.
Da hält der König in der edeln Hand
Das Kreuz von Eiſen hin dem deutſchen Land:
Mein Vater zeigt' es euch als Siegespreis,
Ich, meine Kinder, zeig' es euch und weiß:
Ihr werdet euren Söhnen einſt es weiſen:
Wir tragen auch das ſchwarze Kreuz von Eiſen.

Den Aufbruch zum Kriege begleitete nun Hugo von Blomberg mit einem deutſchen Kriegslied, in welchem treffend Sinn und Geiſt ſowie auch ſchon die letzte Hoffnung, mit der der Feldzug begonnen wurde, zum Ausdruck kam. Er beginnt mit einem betenden Aufblick nach oben:

Der du den Vätern beigeſtanden
Im Drange mancher heißen Schlacht,
Da ſie von fremder Knechtſchaft Banden
Die theure Heimath frei gemacht,
Der du vom Tage von Großbeeren
Bis Waterloo dich offenbart, —
O ſei mit deinen Himmelsheeren
Heut wieder bei der deutſchen Art!

Der Dichter hebt dann hervor, wie es die alten Gegner ſeien, gegen die Deutſchland zu kämpfen habe, aber nicht mehr der Kaiſer von damals. Doch wenn auch:

Auch ſeinen Thron ſchlug einſt in Trümmer
Durch deutſche Kraft des Herrn Gericht!

Wir haben die gerechte Sache
Den Vätern gleich, und reine Hand:
Ein Feiger, der vom eig'nen Dache
Nicht abwehrt Raub und Feuerbrand!
Und fehlt uns Rußlands Alexander,
Und Bernadott' und Kaiſer Franz,
Heut' ſteh'n nur Deutſche zu einander:
Die neue „heilige Allianz"!

Willkommen Bayern, Sachsen, Schwaben,
Ihr Brüder all' in Nord und Süd!
Der Zwietracht Fluch ist heut begraben,
Der uns so oft mit Scham durchglüht!
Es geht um unser Eins und Alles!
Heraus die Klingen! Stimmet ein,
Und weit durch alle Gauen schall' es:
Das ganze Deutschland soll es sein!

Und du, dem Gott zum heil'gen Streite
Des Rächers Cherubschwert vertraut,
Mein König, steig aufs Roß und reite
Dem Sieg entgegen wie zur Braut!
Wir steh'n zu dir und deinem Throne,
Wir stehen ein mit Gut und Blut,
Bis Kaiser Rothbarts goldne Krone
Auf deinem Silberscheitel ruht!

In humoristischer Weise bezeichnet die Situation beim Ausmarsch ein treffliches kleines Gedicht von Emil Ritterhaus:

Nun weg mit Feder und Papier
Und Säbel her und Flinte!
Die deutschen Noten schreiben wir
Mit Stahl und rother Dinte.

Die deutsche Landessprache kunnt'
Der Franzmann nicht begreifen —
Nun brüllt sie der Kanonenmund,
Die Kugel soll sie pfeifen!

Und daß das Lied ihn richtig packt,
Frisch auf, ihr Kriegerschaaren,
So schlagt dazu den richt'gen Takt,
Dragoner und Husaren!

Du kannst kein Deutsch — wir lehren's dich!
Marschire, Feind, marschire!
Und ihr macht den Gedankenstrich
Recht derb, ihr Cürassiere!

Wie deutsch man schreibt, das lernt ihr heut',
Französische Soldaten! —
Flugs auf die blut'ge Schrift gestreut
Als Streusand die Granaten!

Ulanen her in flottem Trab!
Herbei mit euren Lanzen!
Ihr haltet mit dem langen Stab
Die Ordnung bei dem Tanzen!

Hurrah! Die Trommel wirbelt schon,
Trompete bläst zum Reigen —
Und tanzen soll Napoleon,
Wie wir zum Tanze geigen.

Zu den humoristischen, volksthümlichen Soldatenliedern ist dann auch das berühmte, früher schon erwähnte Kutschkelied zu zählen:

Was kraucht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium?
Was hat er 'rum zu krauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

Dort haben sich im offnen Feld
Noch rothe Hosen aufgestellt!
Was haben die da 'rum zu steh'n?
Drauf los, die müssen wir beseh'n!

Mit den Kanonen und Mamsell'n,
Da knall'n sie, daß die Ohren gell'n.
Was haben sie da 'rum zu knall'n?
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n!

Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm!
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit seiner ganzen Kaiserei!

Und die französ'sche Großmaulschaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft!
Auf, nach Paris! Den richt'gen Lohn,
Dort geben wir'n der grrrande Natziohn.

Die Situation, aus der das Lied hervorgegangen, ist wohl in dem ersten Auftreten der Franzosen bei den Vorposten am Waldrand von Saarbrücken zu suchen. Wir wollen aber dabei nicht unerwähnt lassen, daß das Kutschkelied ganz in obigem Wortlaut unter der Ueberschrift „Kriegslied des Füsilier Kutschke", nach der Melodie „Ich bin der Doktor Eisenbart", mit der aus dieser herrührenden Zwischenfügung von „Valeri Juchhe" und „Valeri Juchheirassa", sich auch im Leipziger Commersbuch für die deutschen Studenten (22. Ausgabe, Leipzig 1880) auf Seite 551 findet. Es führt daselbst aber folgende Unterschrift: „Kutschke, Füsilier vom 40. Regt. Lied der Jenaer Studenden, 1814. In obiger Form neu erschienen im Juli 1870." — Wie sich diese Notiz mit der jetzt allgemein als authentisch angenommenen Autorschaft des Präpositus Pistorius aus Basedow bei Malchin vereinigt, lassen wir hier unerörtert. An dies erste Kutschkelied schloß sich nun aber eine Reihe von ähnlichen volksthümlichen Dichtungen an, die, von

verschiedenen Verfassern herrührend, aber alle in demselben Ton gehalten und alle auf Kutschke zurückgeführt, gewissermaßen als Fortsetzungen jenes ersten Kutschkeliedes gelten können. Sie lehnen sich theilweise an die Ereignisse des großen Krieges an.

Zunächst eins mit demselben Anfang des ursprünglichen Kutschkeliedes:

Was kraucht denn da im Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium.
Hurrah!

Wenn ich den Kerl erwischen thu,
Hau ich ganz kannibalisch zu.

Ich gerb und färb ihn blau und braun
Und haue, wie ich nie gehau'n!

Bis kleinlaut er um Gnade fleht.
Non, schütt'l ich dann, non, Majestät!

Kein Platz ist in Europia
Für Ihn und Ihr uud Es, Hurrah!

Drum eiligst nach St. Helena
Mit dir und Frau Eugenia!

Und nehmet auch den Lulu mit,
Er werde Schuster oder Schmied.

Napolium, Napolium,
Krauch' ja nicht hier im Busch herum!
Hurrah!

Die illustrirte Wochenschrift „Daheim" brachte eine Dichtung mit der Ueberschrift: Kutschke und Napolium:

Wir bauten ruhig Kraut und Rüben
Und saßen fest im Webstuhl drin.
Den Franzmann auch sahn wir dort drüben
Anscheinend still Oliven ziehn.
Doch Kutschke glaubte nicht daran
Und hat auch gar sehr wohlgethan.

Dieweil die Trauben pflegt der Pfälzer,
Die kühle Blonde schlürft Berlin,
In Bayern speculirt der Mälzer,
Herr Bismarck ausruht in Varzin:
Was kraucht denn da im Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium!

Herrn Wilhelm ward's nicht weiter schwüle
Ob diesem Räuber Jaromir,

Doch sprach er wie im Vorgefühle:
„Hör', Kutschke, ich vertraue dir.
Such' du emal im Busch herum,
Ob's wirklich ist Napolium!"

Flugs wählt sich Kutschke ein Geleite
Vom Hohenzollern-Regiment
Und ruckt mit Pesteln aus zum Streite
Nach Saarbrück an des Reiches End',
Und spürte dort im Busch herum,
Ob krauche drin Napolium.

Als Kutschke nun die Recognoscirung unternimmt, knallt es ihm zwar ganz mitrailliös entgegen, aber das genirt ihn nicht und er bringt seinen Rapport:

Bei Saarbrück in dem Busch herum
Kraucht mit Lulu Napolium.

Der Kaiser, durch die Niederlage bei Sedan gestürzt, kommt dann bald zu der Einsicht, wie richtig Kutschkes Weissagung war, daß es mit seiner Sache krumm gehen und mit der ganzen Kaiserei bald zu Ende sein werde. In einem Kutschkeschen „Czarenlied" beklagt er sein Schicksal und sagt ziemlich desperat:

Und läßt man mich laufen und läßt man mich frei,
Mit der Kaiserei, sagt Kutschke, ist's dennoch vorbei!

Nachher ist der brave Füsilier aber gar nicht damit einverstanden, daß der gefangene Kaiser nach seiner Meinung allzu edelmüthig und rücksichtsvoll behandelt wird, indem man ihm das schöne Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel als Wohnsitz eingeräumt und er daselbst Equipagen und Diener zur Verfügung hat. Das ist dem guten Kutschke zuviel und er brummt ein wenig darüber in einer „Einsprache":

Das geht mir sehr im Kopp herum:
Auf Wilhelmshöh Napolium!
Was hast du da aufs Schloß zu thun
Als Prüsonjeh? Das frag' ich nun.

Mit Eklipaschen und Lakai'n
Ziehst du nun doch in Deutschland ein.
Das glaub' ich, das gefällt dir so!
Das hat man von dem Chassepo.

Als dann nachher der frühere italienische Volksheld Garibaldi mit seinem Sohn Menotti sich in die Sache mischte und in thörichter Verblendung gegen Preußen und für Frankreichs neue republikanische Regierung in Tours meinte eintreten zu sollen, hielt Kutschke das für sehr unnöthig und begann:

Was willſt du, Garibaldi, nur
Bei der Regierung da in Tour?
Wer kann mir, frag' ich ernſtlich nun,
Von beiden jetzt am leidſten thun?

Miſchſt du dir mit Menottilein
In ſolche faule Sachen 'nein.
Und die Franzoſen ſchrei'n gleich aus:
Eh bien, nun ſind wir ſchön heraus!

Man ſtill, dir und dem Kronenſohn,
Euch werden wir's beſorgen ſchon.

Darin hat Kutſchke vollkommen Recht behalten, Garibaldi iſt gehörig abgeführt worden und hat von ſeinem letzten kriegeriſchen Abenteuer wenig Freude und Ehre gehabt. Bei der Belagerung von Paris finden wir unſeren Füſilier natürlich auch wieder; er ſteht auf Vorpoſten und iſt befremdet durch den Anblick eines der Luftballons, die damals von Paris aufgelaſſen wurden, um die Verbindung mit dem übrigen Frankreich und der Regierung zu Tours zu unterhalten. Das will aber Kutſchke nicht recht in den Kopf, ſo hebt er an:

Was fliegt dort in der Luft herum?
Ich glaub, das iſt ein Luftballum.
Was hat der dort herum zu fliegen?
Der kann ja auf der Erde liegen.
Ich mein', die Luft muß immer rein
Und frei von Ungeziefer ſein.
Drum werd' ich ihm mal ein'ge ſchicken,
Dann wird er ſich wohl balde drücken.

Piff, paff! Ei ſieh, er kommt ja munter
Geraden Wegs zu mir herunter.
Ei das iſt wieder für uns Beide,
Für Bismarck und für mir 'ne Freude.
Was mag wohl in dem Dinge ſitzen?
Ich werde ihm den Bauch aufſchlitzen.
Nun ſchau, es ſind papierne Rollen,
Was mögen die man wieder ſollen?

Nein, das begreift kein Füſilier,
Die müſſen erſt in's Hauptquartier.
Die groben Arbeiten zu machen
Sind nämlich meiſtens unſre Sachen.
Doch für die feine Arbeit, ja
Dafür iſt der Graf Bismarck da.
Es kommt die Zeit bald, wie mir däucht,
Wo hier gar nichts mehr kreucht und fleucht.

Groß war nun aller Preußen und Deutschen Freude, als Paris ihnen in die Hände fiel, und Kutschke versäumt nicht, das Ereigniß durch ein ergötzliches Einzugslied in seiner Art zu feiern. Er macht sich darin mit Recht lustig über die französischen Fanfaronaden, daß der Deutsche sich durch einen feindlichen Einzug in die Metropole der Weltkultur selbst entehren und das Gericht Gottes über sich herausfordern würde.

Da siehst du mir, da hast du mir,
Da hast du deinen Sieger,
Bonschur Paris! Betrachte dir
Nur den Barbarenkrieger.

Der Einzugsschmerz, der Einzugsgraus
War mal nicht abzuwenden,
Der Deutsche will sich mal durchaus
Entehren nun und schänden.

Verlaß dir auf das Weltgericht
Und laß ihn einmarschiren,
Es ist das erste Mal ja nicht,
Warum sich denn so zieren?

Mit Jubel und Hurrah zieht Kutschke in Paris mit ein, und es wird ihm beim Marsch über die prachtvollen Boulevards „welthistorisch" zu Muthe. In die helle Freude mischt sich dann aber bei ihm, nachdem die Sache soweit glücklich erledigt ist, die ächt deutsche Heimathsehnsucht, die erst befriedigt sein muß, um die Freude so ganz und voll zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Kutschke jubelt gewiß im Sinne von hunderttausend Kampfgenossen:

Das ist Paris. Das ist der Lohn,
Nach dem ich alter Knabe
Mich nun sechs lange Monde schon
Gesehnt im Stillen habe.

Das ist's! Nun freu dir auch drauf los!
Genieß des Sieges Ehre!
Ich freu mir ja, wenn ich man bloß
Bei Muttern wieder wäre!

Doch mit dieser kurzen zusammenfassenden Uebersicht über die Kutschke-Lieder haben wir dem Gang der Ereignisse schon vorgegriffen und wir müssen nun in unserer kurzen Hinweisung auf einige Haupterscheinungen der Kriegspoesie jener Zeit zu den ersten Siegen bei Wörth, Weißenburg und Metz zurückkehren.

Da ist denn zunächst ein diesen ersten Siegeseindrücken entstammendes Lied zu nennen, welches den volksthümlichen Ton so überaus glücklich

getroffen hat, daß es an Popularität und Beliebtheit in allen Kreisen die Kutschkelieder noch weit übertraf und mehr gesungen ward und weiter verbreitet ist, als diese. Nächst der Wacht am Rhein ist wohl kaum ein anderes Lied im siebziger Kriege bekannter und beliebter gewesen, als das prächtige, höchst amüsante „König Wilhelm, saß ganz heiter", nach der allbekannten Weise des alten: Prinz Eugen, der edle Ritter. Dasselbe ist in einer glücklichen Stunde im August 1870 gedichtet von Dr. Wolrad Kreusler zu Sachsenhausen im Fürstenthum Waldeck. Er legt es aber nach Art der alten deutschen Volks- und Soldatenlieder am Schlusse einem Füsilier von dreiundachtzig in den Mund, „der dies neue Lied erdacht sich nach der alten Melodei". Es leidet wohl keinen Zweifel, daß dies allbekannte, von so ächtem Volkshumor getragene Lied in der deutschen Nation fortleben wird, auch wenn vielleicht von der übrigen Kriegspoesie jener Zeit nicht viel mehr wird die Rede sein.

Ein gleichfalls in populärem Ton gehaltenes Gedicht ist das auf die Schlacht bei Weißenburg aus dem Kladderadatsch:

Das war bei Weißenburg,
Da hauten wir sie durch,
Ja durch und durch und nahmen keck
Den alten Geisberg meck, meck, meck,
Den alten Geisberg weg.

Die Mamsell Mitrailleus begann zwar mit lautem Getös zu spritzen und zu speien, aber die Deutschen rückten ihr auf's Fell, und auf Befehl des Kronprinzen geschah es alsobald, daß die Turkos fortgejagt wurden, ihrer viele in's Gras bissen und 800 das Gewehr streckten, weil sie nicht mehr laufen konnten.

So war's bei Weißenburg!
Der Franzmann brannte durch,
Ja durch und durch und um die Eck,
Und ließ am Geisberg meck, meck, meck,
Sein Lager sammt Gepäck.

Am vierten des August
Herr Douay sterben mußt;
Manch braver Deutscher auch dazu
Ging ein zur letzten Ruh.

Schlaft denn in Ewigkeit!
Zur Klag ist jetzt nicht Zeit,
Denn vorwärts geht's von Weißenburg,
Und immer lustig durch, durch, durch,
Durch's ganze Frankreich durch.

Der Sieg bei Weißenburg hat noch eine Reihe anderer Gedichte hervorgebracht, so eine Weißenburg-Ouvertüre von Johannes Hüll, von Emil Ritterhaus: „Der erste Sieg", von Hermann Lingg ein „Deutsches Lied zum 4. August 1870", von Wilhelm Fischer: „Weißenburg" u. s. w. Gleichfalls oft besungen ist der zwei Tage nachher folgende Sieg bei Wörth. Zunächst sei erwähnt ein Lied von J. Lohmeier: „Unsere Mainbrücke", welches durch seinen Anfang:

Das war zu Wörth der heiße Tag,
Als wir die Blutschlacht schlugen,

sich als Seitenstück zu dem oben erwähnten „Das war zu Weißenburg" darstellt, im weiteren Verlauf aber einen ernsteren Ton anschlägt, indem es, ähnlich wie Rückert's drei Verwundete aus der Zeit der Freiheitskriege, einen sterbenden Preußen und einen sterbenden Baiern darstellt, die sich umschlungen halten und einander bei der Siegeskunde beglückwünschen.

Victoria! klang's, — mit flüchtigem Roth
Auf's Neu' die Wangen sich färben:
Willkommen nun, heiliger Schlachtentod!
Das nenn' ich ein selig Sterben.
Und der Preuße: „Gott segn' euch die Waffenthat;
Heut zahlet ihr heim in Treuen
Den angesonnenen deutschen Verrath
Dem Franken, ihr bairischen Leuen".

Und der Baier darauf: „Geschmiedet in Eins
Sind heut im Feuer wir worden!
Heut ward sie geschlagen, die Brücke des Mains,
Geschlagen von Süden nach Norden!
Und wie hier sterbend zum Bunde die Hand
Zum Schwur der Treue wir fassen,
So reichen die Rechte sich Land und Land,
Im Tode sie nimmer zu lassen".

Und als verglommen um Felsen und Wald
Des Abendroths glühende Brände,
Da ruhten die Tapfern friedlich und kalt,
Im Tode verkettet die Hände.
Wir hörten den Schwur und wir halten ihn euch
Bei dem rinnenden Herzblut im Sande!
Und die Kunde vom wiedererstandenen Reich,
Sie donn're von Lande zu Lande!

Ferner besingt Karl Weitbrecht den Tag von Wörth:

Flattre, du Fahne in Feindesland,
Fahne der Deutschen, fliege!

Flamme, du Schwert in deutſcher Hand,
Flamme von Sieg zu Siege!
Hurrah, ihr Brüder in blutigem Feld,
Hurrah, du Königsſohn, ſiegender Held,
Hurrah, zum Siege, zum Siege!

Raſſ'le, du Trommel, dem Feinde in's Ohr,
Unſanft klinge die Weiſe.
Schmett're, Trompete, ein Lied ihm vor:
Glücklichen Weg auf die Reiſe!
Hurrah u. ſ. w.

Raſtlos weiter im Schlachtentanz
Raſch mit ſchnaubenden Roſſen!
Wacker dem Feinde den Ruhmeskranz
Nieder vom Haupte geſchoſſen!

Blatt für Blatt ſeinen Kranz zerzauſt,
Bis an die Seine und weiter!
Wenn in Paris euer Hurrah brauſt,
Brauſt es noch dreimal ſo heiter.

Echt volksthümlich iſt dann das die Siegesthaten des Kronprinzen bei Weißenburg und bei Wörth zuſammenfaſſende treffliche Soldatenlied von Stumpff:

König Wilhelm's einz'ger Fritze
Stellt ſich tapfer an die Spitze
Von der Armee jenſeit des Mains.
Denn zu der Franzoſen Aerger,
Heſſen, Badner, Württemberger,
Baiern ſind mit Preußen Eins.

Er thät kommandir'n: Schnellfeuer!
Und der Preuße mit dem Baier
Sie erſtürmen Weißenburg.
Douay wird ganz todtgeſchoſſen,
Und die Andern ſchwer verdroſſen
Machen Kehrt und reißen durch.

Trotz der Sonne und der Hitze
Stürmt der Kronprinz gleich dem Blitze
Kühn bei Wörth auf Mac Mahon,
Haut den Herzog von Magenta
So total, daß Alles rennt da
In gar eil'ger Flucht davon.

Und es machen unſre Leute
Bei Wörth große Siegesbeute:

Böse Mitrailleusen sechs,
Adler zwei, Kanonen dreißig,
Viertausend Gefang'ne weiß ich;
Darob freut sich Wilhelm Rex.

Ganz im Ton des Soldatenhumors gehalten ist folgendes Gedicht, gleichfalls veranlaßt durch die Siege des Kronprinzen über den Marschall Mac Mahon:

Unser Königssohn von Preußen, —
Friedrich Wilhelm thut er heißen, —
Schlug bei Wörth den Allerwerthsten,
Der Franzosen Hochgeehrtsten:
Mac Mahon, Mac Mahon,
Fritze kommt und hat ihm schon.

Seine großen Kugelspritzen
Konnten ihm doch all' nichts nützen,
Seine feinen Mitrailleusen
Sind das reinste Blech gewesen.

Seine Turkos, seine Zuaven,
Des Tyrannen rohe Sklaven,
Seine wilden Söldnerschaaren
Trieb das deutsche Schwert zu Paaren.

Wird von Straßburg's Münsterhöhen
Bald die deutsche Fahne wehen?
Wird durch Elsaß und Lothringen
Wieder deutsches Lied erklingen?

Frisch voran, ihr deutschen Reiter,
Deutsches Fußvolk, immer weiter!
Klopft die saubern Herrn Franzosen
Auf die rothen Pluderhosen.

Hui, was waren das für Pleiten,
Deutscher Speck hat gute Seiten:
Seht Napoleons Marschalle
Marschten alle in die Falle.

Seinem Lulu, seinem Söhnchen,
Zeigt Papa ein Platzpatrönchen.
Läßt ihn dann noch rückwärts laufen,
Dieses nennt man Feuertaufen.

Auch Plon-Plon, der tapfre Kämpe,
Der noch niemals zog die Plempe,
Reißaus nahm er mit Clotilden,
Ein Reservecorps zu bilden.

Sapperment, wo steckt der Kaiser?
Hat er Schnupfen, ist er heiser?
Großes Maul vor wenig Wochen,
Und jetzt feige sich verkrochen!

Du, der Thron und Reich geschändet,
Der mit Schmach und Schimpf geendet,
Frecher Bube, so verwegen,
Sprich, wo hast du deinen Degen?
Mac Mahon, Mac Mahon,
Wilhelm kommt und hat ihm schon.

Die Siege von Weißenburg, Wörth und Spichern zusammen feiert Eduard Höfer in einem trefflichen Gedicht:

Zu Weißenburg, zu Weißenburg, da fing das Tanzen an,
Da traten wir ihm die Sporen ab, dem gallischen Hahn.
Mit Turkos und mit Zuaven hat er sich aufgeputzt;
Wir haben die bunten Federn ihm zerbrochen und gestutzt.

Der Steinmetz, der Steinmetz marschirt ohne Ruh und Rast;
Steh fest, du Schelm Franzose, wenn du Courage hast!
Sie haben uns bei Weißenburg gespielt das Prävenir
Mit Pauken und Trompetenklang! Jetzt, Jungen, kommen wir.

Zu Spichern, zu Spichern, da gab's ein wildes Fest,
Da saßen die rothen Hosen bequem im hohen Nest.
Heran, ihr Grenadiere, was fragen wir darnach?
Heut zeigen wir's dem Franzmann und steigen ihm auf das Dach.

Dem Baier, dem Baier, dem juckt es in der Faust,
Der Schwab will nicht dahinten sein, wenn man den Franzmann laust.
„Hei, Königliche Hoheit, was steh'n wir da umsunst?
Und tanzen die Preußen noch so flink, wir können's auch, mit Gunst!"

Zu Wörth, zu Wörth, da stand der Mac Mahon,
Den haben wir zum Tanz geführt, bis daß er lief davon,
Mit Turkos und mit Zuaven und seinen Damen — bon,
Mit Mitrailleusen und Chassepots lief er bis nach Chalons.

Vom alten Fritz, vom alten Fritz und seinem alten Heer,
Vom Blücher und vom Gneisenau red't uns nicht länger mehr!
Wir können's auch, wir Jungen, Gott's Donner und Gott's Blitz!
Und haben wir nicht den alten, wir haben den jungen Fritz.

Der Tambour, der Tambour, der schlägt so flink er kann.
Laßt fallen, was da fallen mag! Vorwärts nur, alle Mann!
Vorwärts, ihr deutschen Brüder, vorwärts und nach Paris,
Vorwärts, und ob ich unterwegs „auch meinen Stiefel ließ!"

O Deutſchland, o Deutſchland, du ſtolzes Vaterland,
Zu dir ſind wir geſchworen, getreu mit Herz und Hand!
Laßt alle Fahnen fliegen, ruft alle fern und nah:
Hurrah, im Siegen und Sterben, Hurrah Germania!

In ernſt erhebender Weiſe feiert dieſe erſten deutſchen Siege Emanuel Geibel in einem lebendigen, friſchen deutſchen Liede:

Habt ihr in hohen Lüften
Den Donnerton gehört,
Von Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?
Wie Gottes Engel jagen
Die Boten her vom Krieg:
Drei Schlachten ſind geſchlagen
Und jede Schlacht war Sieg!

Preis euch, ihr treuen Baiern,
Stahlhart und wetterbraun,
Die ihr den Wüſtengeiern
Zuerſt zerſchellt die Klau'n!
Mit Preußens Aar zuſammen
Wie trutztet ihr dem Tod,
Hoch über euch in Flammen
Des Reiches Morgenroth!

Und ihr vom Gau der Katten,
Und ihr vom Neckarſtrand,
Und die aus Waldesſchatten
Thüringens Höh'n geſandt,
Ihr bracht, zum Keil gegliedert,
Der Prachtgeſchwader Stoß!
Trau'n, was ſich ſo verbrüdert,
Das läßt ſich nimmer los.

Und die ihr todtverwegen,
Von Leichen rings umthürmt,
Dreimal im Eiſenregen
Den rothen Fels erſtürmt,
Wo blieb vor euch das Pochen
Auf Frankreichs Waffenruhm?
Sein Zauber iſt gebrochen,
Nach bricht das Kaiſerthum.

So ſitzt denn auf, ihr Reiter,
Den Roſſen gebt den Sporn
Und tragt die Loſung weiter:
„Hie Gott und deutſcher Zorn!“

Schon ließ der Wolf im Garne
Das beste Stück vom Vließ,
Die Maas hindurch, die Marne,
Auf, hetzt ihn bis Paris!

Und ob die wunden Glieder
Mit der Verzweiflung Kraft
Er jäh noch einmal wieder
Empor zum Sprunge rafft:
Dich schreckt sein Dräu'n und Rasen
Nicht mehr, o Heldenfürst!
Laß die Posaunen blasen
Und Babels Veste birst.

Der feigen Welt zum Neide
Dann sei dein Werk vollführt,
Und du, nur du entscheide
Den Preis, der uns gebührt!
Es stritt mit uns im Gliede
Kein Freund, als Gott allein;
So soll denn auch der Friede
Ein deutscher Friede sein.

Der Zeit der ersten Begegnungen mit den Turkos und Zuaven gehören zwei drastische im Soldatenvolkston gehaltene Dichtungen an; zuerst von Friedrich Bodenstedt die Feldinstruktion über die Zuaven:

Die Zuaven sind ein besonderes Corps,
Tigeraffen zu sehen glaubt man,
Doch hoff ich, ihr fürchtet euch nicht davor.
„I Gott bewahre, Herr Hauptmann!" u. s. w.

Und dann das vom Turko von Willibald Winkler in Stuttgart:

Im Feuer stand bei Weißenburg
Das fünfte Regiment
Der tapfern Baiern Infantrie,
Die man mit Achtung nennt.

Ein Hauptmann bedauert, daß seine Leute drauf und dran sind, ihm den letzten Turko todtzuschießen, und wünscht, doch einmal einen lebendig sich anzusehen.

Wenn's das nur ist, denkt Köhler sich,
Dann ist die Sach' nicht schwer.
Du, Kam'rad, halte mir doch 'mal
A Bissel mein Gewehr!

Und durch den Kugelregen springt
Er auf die Turkos los.

Und packt den ersten beim Genick
Und sagt: Komm' mit, Franzos!

Er hält ihn seinem Hauptmann hin
Und salutirt und spricht:
Da haben's aanen, doch verzeihn's,
Der schönste ist es nicht.

Auf die Siege in den ersten Augusttagen folgte nun bald in der Mitte dieses großen preußischen Siegesmomentes die dreitägige Schlacht bei Metz, am 14. westlich von Metz das Gefecht bei Courzelles, dann die großen Kämpfe bei Vionville und Mars la Tour am 16., und endlich die gewaltige Schlacht bei Gravelotte, in der namentlich auch um St. Privat so furchtbar gerungen wurde. Das Resultat war, daß den Franzosen der Abmarsch auf Verdun, Chalons und Paris abgeschnitten und sie in Metz eingeschlossen wurden, woselbst Bazaine sich mit der Armee nach langer Belagerung und vielen vergeblichen Versuchen durchzubrechen, am 27. Oktober ergeben mußte.

Diese ungemein blutigen Kämpfe auf der Hochebene östlich von Metz, zu denen die Armee des Prinzen Friedrich Carl in Eilmärschen die Mosel überschreitend heranzog, haben nun auch wieder zu vielen dichterischen Ergüssen die Inspiration geboten. Wir können nur einige der hervorragendsten erwähnen. Zuerst also das mächtige, in dithyrambischer Form gehaltene Gedicht von Ernst Dohm:

Das war eine Schlacht!
Drei Tage lang,
Vom Morgen bis zur sinkenden Nacht
Der männermordende Donner kracht'
Und des Todes mähende Sichel klang.

Das war eine Schlacht!
Zwischen Kampf und Kampf
Hat der Tod je einen Rasttag gemacht,
Umnebelt vom schwebenden Pulverdampf,
Satt und übersatt
Des Blutes, das er zu gierig trank,
Vom blutigen Mähen so müd und matt,
Daß dem knöchernen Arm die Sichel entsank.

Das war eine Schlacht!
Und als des dritten Tages Gestirn
Zur Rüste ging, und von der Berge Firn'
Ihren Schattenschleier senkte die Nacht,
Da lagen, Freund und Feind,
An die Dreißigtausend vereint,
Im stummen Tode friedlich gesellt —

Ein unabsehbar Leichenfeld.
Und auf das klaffende Völkergrab
Lächelt der Mond vom Sternenzelt
Schweigend des Todes Frieden herab.

Das war eine Schlacht!
Die ihr, das Vaterland
Zu schützen vor Gewaltthat und Schand',
Euch selber zum blutigen Opfer gebracht —
Ihr treuen Todten, du und du,
Die im Gefecht
Mit dem Leben besiegelt Deutschlands Recht,
Niedergemäht von des Todes Maht,
Ausgesät als des Friedens Saat,
Fahrt wohl, zur ewigen Ruh'!

Das war eine Schlacht!
Des Feindes Plan, so keck erdacht,
Zu Schanden gemacht,
Zerrissen, zerschlissen wie sein Heer!
Er selbst nach knirschender Gegenwehr
Zurückgeworfen in die Veste Metz!
Dort fest umsponnen mit ehernem Netz,
Mit eiserner Klammer regungslos
An den Fels geschmiedet bewegungslos,
Aller Hilf' und alles Entrinnens bar,
Aufbäumend in ohnmächtigem Schmerz —
Und der deutsche Aar
Stückweis' ihm zerhackend das zuckende Herz.

Das war eine Schlacht!
Westwärts in wehender Fahnen Pracht,
Mit klingendem Spiele, dran und drauf,
In nimmer aufgehaltenem Lauf
Weit, weit übern Rhein
Nach Frankreich hinein
Deutschlands Banner tragend, sein Recht und Ehr',
Im Sturmmarschtritt,
Im Siegesschritt
Wälzt gen Paris sich das deutsche Heer.

Ferner von Franz Jahn aus Stettin ein Gedicht „Gravelotte":

Das war ein heißer, blutiger Tag!
Wohl manchem Helden das Auge brach.
Wie reifes Korn von der Sense Wucht,
So sinken die Reihen hinab in die Schlucht.
Bataillone werden hingemäht,

Schwadrone vernichtet, die Schlacht, sie steht.
Mit Trauer sieht es der König.

Furchtbar wüthen die Granaten und die Mitrailleusen und noch am Abend steht die Schlacht, bis aus der Waldesschlucht die pommerschen Grenadiere hervorbrechen und in wuchtigem Massenschritt anrücken:

In breiten Kolonnen, Mann an Mann,
Im Sturmschritt geht es die Höhen hinan,
Es kracht keine Salve, es fällt kein Schuß,
Bajonett und Kolben, sie machen den Schluß.
Die Schlacht rückt vorwärts, es weicht der Feind,
Sie haben's ihm gar zu ernst gemeint,
Die pommerschen Grenadiere.

Und nun mit Hurrah hinter ihm drein
Und werft ihn vollends nach Metz hinein!
Kanonen blitzen noch durch die Nacht,
Das grause, das blutige Werk ist vollbracht.
Die Schlacht ist gewonnen, verloren Bazaine.
Im Auge des Königs die Thränen stehn:
Gott lohn' euch, ihr tapferen Todten!

Eine Einzel-Episode aus der Schlacht bei Gravelotte feiert Freiligrath in dem Gedichte „Die Trompete von Gravelotte":

Sie haben Tod und Verderben gespie'n,
Wir haben es nicht gelitten;
Zwei Colonnen Fußvolk, zwei Batterie'n,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammen gesprengt, —
Küraſſiere wir und Ulanen.

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt,
Wohl wichen sie unseren Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Aber die Trompete, die so muthig zum Kampf ertönte, versagt jetzt, selbst von einer Kugel durchlöchert, den Dienst und nur ein klangloses Wimmern, das wie eine schmerzvolle Todesklage um die gefallenen Brüder durch Mark und Bein ging, läßt sich vernehmen.

Und nun kam die Nacht und wir ritten hindann;
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Roſſe ſchnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Todten, der Todten.

Wie ergreifend bringt der Dichter in dieſer auf einer Thatſache beruhenden Darſtellung den tief poetiſchen Gedanken zum Ausdruck, daß das Inſtrument, welches für den Soldaten ſo große Wichtigkeit hat, jetzt in Mitleidenſchaft mit ihm gezogen wird.

Es wird nicht erſt nöthig ſein, näher auszuführen, wie ja im Allgemeinen die Trompete für den Soldaten eine ideale Bedeutung beſitzt. Iſt doch die Muſik überhaupt ſeine ſtete Begleiterin. Beim Marſch tönt ſie ihm voran und haucht mit ihren heiteren Klängen auch in ermüdete Glieder friſches Leben, alſo daß es fröhlich vorwärts geht; bei der Parade feuert ſie ihn an, daß der Schritt von Tauſenden iſt wie der eines Einzigen, indem der Takt alles gewaltſam beherrſcht; beim Sturm auf einen feſten Platz begeiſtert ſie ihn durch brauſende, wilde Klänge, daß er an keine Gefahr denkt; bei heiteren Feſten ſpielt ſie ihm zum Tanze auf; beim Feldgottesdienſt begleitet ſie ſeinen Choralgeſang und zuletzt geleitet ſie ihn zu ſeinem Grabe und läßt daſelbſt vor und nach der Ehrenſalve ihre ernſten Melodieen erſchallen.

Aber die Signal-Trompete hat beſonders noch für den Soldaten die Bedeutung, daß ſie das Sprech-Organ iſt, welches ihm den alles beſtimmenden Befehl, dem er zu folgen hat, vermittelt. Sie läßt die Reveille ertönen wenn die erſten Strahlen der Morgenſonne über das Lager zu leuchten beginnen, und befiehlt ihm der Ruhe zu entſagen und an die Rüſtung zur ernſten Waffenarbeit zu gehen. Sie bläſt den Zapfenſtreich, wenn das Tagewerk geſchehen iſt, und heißt den Soldaten zur Nacht in der Kaſerne ſein. Und dabei wird auf ihr Zeichen die Wache auf das Commando „Helm ab zum Gebet" zur kurzen Abendandacht gerufen. Aber die Trompete iſt auch ſonſt das Organ des Befehlshabers, den bei allen Uebungen ein Horniſt begleitet, um, wenn das Wort des Commandos von den Entfernten im Lärm der Waffen nicht mehr gehört werden kann, durch beſtimmte Signale ſeinen Willen kund zu thun. Dabei hat jede einzelne Truppenabtheilung, jede Compagnie ihr Signal, durch welches ſie bezeichnet und angerufen wird. Und bläſt die Trompete nun das Signal zum Avanciren oder Retiriren, zum Ausſchwärmen oder Sammeln, zum Angriff oder zur Waffenruhe, zum Marſchiren oder zum Halten, ſo folgt ihr der Soldat unbedingt.

So iſt die Trompete der Mund, an dem fortwährend das Ohr des Kriegers hängt, und auf deſſen Klänge er ſelbſt bei Nacht achten muß, ob etwa Allarm geblaſen wird. Von dem genauen, richtigen Verſtändniß der Trompeten-Signale hängt bei dem Soldaten im Dienſt des Friedens

wie am Tage der blutigen Entscheidung im Krieg Vieles, hängt Alles ab! Und so ist nichts natürlicher, als daß dieses Instrument, durch welches sein ganzes Leben geregelt und dirigirt wird, eine ideale Bedeutung für den Krieger gewinnt, so daß er ihm gleichsam auch ein Mitgefühl bei seinem Sterben zuschreibt.

Aber nicht bloß für den Kriegsmann selbst ist die Trompete ein so vertrautes bedeutungsvolles Instrument, dessen Sprache er versteht, dessen Stimme er gehorcht, sondern beim berittenen Kriegsmann eben so auch für sein Roß. Dieses kennt die Signale eben so gut als der Reiter und befolgt ihre Weisung schon ehe der letztere dazu nöthigt, ja auch ganz ohne eine solche Nöthigung. Eine wahrhaft ergreifende Scene ward hierdurch nach der Schlacht bei Gravelotte veranlaßt, indem nach einem furchtbaren Reitergefecht, durch das Rosse und Reiter zu Hunderten todt oder verwundet auf das Schlachtfeld hingeworfen wurden, beim Appell auf das Signal „Sammeln" mehrere hundert theils selbst verwundete Pferde, die ihre Reiter verloren hatten, mit leerem Sattel eifrigst herbeitrabten und sich richtig unter den Ueberlebenden der Reiterschaar in Reih und Glied mit aufzustellen strebten. Karl Gerock hat diese rührende Thatsache in einem trefflichen Gedichte dargestellt und „die Rosse von Gravelotte" gepriesen:

Heiß war der Tag und blutig die Schlacht,
Kühl war der Abend und ruhig die Nacht.

Droben vom Waldsaum nieder in's Thal
Dreimal schmettert Trompetensignal;

Ladet so laut, und schmettert so hell,
Ruft die Dragoner zurück zum Appell.

Truppweis in Rotten zu Dreien und Zwein
Stellen die tapferen Reiter sich ein.

Aber nicht alle kehren zurück,
Mancher liegt da mit gebrochenem Blick.

Kam zur Reveille frisch noch und roth,
Liegt beim Appell bleich, blutig und todt.

Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwaist auf der Wahlstatt umher.

Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum dritten Mal.

Schau, und der Rappe, dort spitzt er sein Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

Sieh, und der Braune gesellt sich ihm bei,
Trabt ihm zur Seite wie sonst in der Reih'.

Selber der blutige Schimmel so müd',
Hinkt auf drei Beinen und reiht sich in's Glied.

Truppweis in Reihen zu Dreien und Zwein
Stellen die ledigen Rosse sich ein.

Rosse wie Reiter versteh'n den Appell,
Ruft die Trompete, so sind sie zur Stell.

Ueber dreihundert hat man gezählt,
Rosse, zu denen der Reitersmann fehlt.

Ueber dreihundert, o blut'ge Schlacht,
Die so viel Sättel hat ledig gemacht!

Ueber dreihundert, o tapfere Schaar,
Wo bei vier Mann ein Gefallener war!

Ueber dreihundert, o ritterlich Thier,
Ohne den Reiter noch treu dem Panier!

Wenn ihr die Tapfern von Gravelotte nennt,
Denkt auch der Rosse vom Leibregiment.

In der That, diese Rosse mit leerem Sattel in Reih und Glied beim Appell der Reiterschaar stellen ein drastisches Kriegsbild von ergreifendster poetischer Wirkung dar. Und sie legen zugleich ein Zeugniß ab ebenso von der Klugheit, wie von dem Diensteifer und der Pflichttreue dieses ausgezeichneten Thieres. Das Roß hat ja aber auch sonst für den Reiter eine gar große Bedeutung. Von seiner Brauchbarkeit hängt dessen Leistung und Tüchtigkeit in Krieg und Frieden wesentlich ab. Ein gutes, geübtes, flinkes Pferd zieht auch wohl einen minder tüchtigen Cavalleristen mit durch, und der beste kann mit einem störrigen, schwachen, ungeschickten Thiere nichts Ordentliches leisten. Und wie oft ist im Gefecht das Leben des Reiters von der Ausdauer, der Schnelligkeit und Gewandtheit seines Rosses abhängig! Wie oft auch hilft es dem Reiter bei dunkler Nacht und bei Tag zurecht, wenn er den rechten Weg nicht mehr weiß, den sich das Thier in den meisten Fällen besser merkt als der Mensch, so daß man ihm nur den Zügel zu lassen braucht. So entsteht natürlich gar oft ein ideales Verhältniß der Liebe und Anhänglichkeit zwischen Roß und Reiter, die mit einander leiden und sich freuen, mit einander kämpfen und streiten, mit einander leben und sterben und im Tod einander aufrichtig betrauern. Auf solche Art ist das Roß der treueste Gefährte des Reiters, der ihm auch nach seinem Hinscheiden

bis zur Gruft folgt, ja bei den Alten oft als Todtenopfer auf dem Scheiterhaufen mit verbrannt wurde. Doch genug von den Rossen!

Auf die furchtbaren blutigen Kämpfe und Schlachten bei Metz folgte nach vierzehn Tagen die große wunderbare Entscheidung von Sedan am 1. September, durch die der andere Theil der französischen Armee sich den Siegern ergeben mußte und der französische Kaiser in die Gefangenschaft gerieth. Damit hofften Viele den Kampf schon ganz beendet zu sehen, und die Ahnung, daß jener Tag, der das französische Kaiserreich vernichtet hatte, ein neues deutsches aufrichten werde, zog durch viele Gemüther in unserem Vaterlande und fand auch vielfach in Dichterstimmen hoffnungsvollen Ausdruck. Auch in einer prächtigen Beschreibung der Schlacht bei Sedan von Felix Dahn findet sich diese Idee. Der Dichter, der im Dienste des rothen Kreuzes in's Feld gezogen war, beginnt also:

Endlich erreich ich dich,
Endlich erhasch ich dich,
Lange gesuchte,
Wochenlang durch die Nächte ersehnte
Dröhnende heilige,
Männer mordende Feldschlacht! —
Hoch in den Lüften
Die weißlichen Wölklein,
Nicht sind's des Septembers
Nebelgespinnste;
Siehe, sie bersten:
Das sind des Feindes Todesgeschosse,
Und das Getöse
Nicht von Gewittern —
Hell ist der Himmel:
Das ist der Donner,
Der herrliche Schlachtruf
Der deutschen Geschütze.
— — — — — — — — — — —
O Deutschland,
Welch ein Schauspiel!
Rings um mir zu Füßen,
Zur Rechten, zur Linken,
Da wallet und woget
Ringend die Streitmacht
Deutschlands und Frankreichs.

Zur Rechten sieht der Dichter auf rasselnden Rädern eine baierische Batterie anrücken. Der Befehl lautet:

Zielt dort auf das Dorf mir,
Dort dicht vor der Festung,

Da seht ihr in Masse
Geschaart die Franzosen.
Dort drohn sie den Durchbruch,
Doch sie dürfen nicht durch.

Und neben mir Blitz und
Knall aus dem Rohre,
Wie gellt mir das Ohr!
Seht nur, wir müssen sie
Mächtig erzürnen,
Sie richten auf uns nun
Ergrimmt die Geschütze.

Horch, da erzischt es,
Sausend und schwirrend,
Hoch mir zu Häupten:
Aber unschädlich
Zerschellt das Geschoß,
Dort nur die Spitzen
Der Tannen zerspellend.
Horch wieder, und wieder!

Das fehlte nur wenig:
Deutlich den Windstoß
Fühlt ich der sausenden
Schwirregewalt:
Sei mir gesegnet
Ob meinem Haupte,
Weihender, heilender,
Heiliger Hauch!

Da rechts aus der Ferne,
Da flammts aus den Flecken
Flackernd empor:
Rauch, Feuer und Lohe
Und glühender Qualm:
Da brennt Bazaille,
Da brennt auch Balan!
Dort fechten die Unseren
Schwer ringend seit Stunden.

Der Dichter hört dann die Mitrailleusen knarren und schnarren und rasseln, vier lange Minuten hindurch, und gedenkt der Braven, die der Mordmaschine erlegen sein müssen. Jenseits des Flusses sieht er in drei Dörfern mit steinernen Mauern die rothen Hosen noch unerschüttert die westliche Flanke halten. Aber unten am Fuß des Berges sammelt sich die schwärzliche Schaar der Preußen und sie trommeln zum Sturm.

Wie? empor dieſen Berghang?
Den ſteinigen, ſteilen?
Den nackten, den kahlen?
Kein Baum, kein Buſch!
Entgegen dem tauſend-
Schlündigen Tode?
Mir gerinnt vor Grauen
In den Adern das Blut!

Sie ſtürmen bei Gott!
Gradauf, graban!
Entſetzen, wie rollt das
In Knattern und Raſſeln!
Rings Feuer und Blitze
Und Pulverdampf.
Gott wie bang, wie lang!
Da verzieht ſich der Rauch,
O Jammer und Wehe!
Wie beſät liegt der Berg nun,
Der nackt war und leer war,
Mit ſchwarzen Geſtalten:
Das ſind die Gefallnen,
Die tapferen Stürmer!
Wie viele! o wehe!
Ich ſah ſie ſich winden
In zuckender Qual.

Aber der Sturm ſcheitert, die Franzoſen dringen nach, der Sieg ſcheint zu ſchwanken. Doch nein, die Rothhoſen wenden ſich zur Flucht, indem ſie die Waffen wegwerfen. Umgangen und gefangen werden ſie. Denn mit hellem Hurrah und mit mächtigem Marſch, Marſch und fliegenden Fahnen brechen die Preußen heran durch die drei Dörfer und halten ſchon hoch auf dem Kamm des Hügels:

Da ſiehe, welch neues
Gewaltiges Schauſpiel!
Lange gezogener
Reiterfanfaren,
Freudiger Ruf
Erklinget von Ferne.
Und herab dort vom Hügel
Und aufwärts den zweiten,
Wo halten die Unſern, —
Welch raſend Beginnen —
Jagen, den Rückzug
Der Ihren zu retten,

Französische Reiter-
Geschwader heran!
Hei, glitzernder Cuiraß!
Hei, wogende Lanzen!
Und bunte Husaren
Und Jäger zu Pferd
Wohl fünf Regimenter.
Kaum seh ich die Preußen
Im Pulverdampf.

Doch horch! welche Stille!
Auf wenige Schritt noch
Lassen sie rasen
Die Reiter heran: —
Da Salve nach Salve!
Salve nach Salve!
Und niedergeschmettert
Wie Aehren vom Hagel,
Wie Garben vom Schnitter,
Bevor Bajonnet sich
Und Säbel gekreuzt,
Stürzen sie nieder,
Die Reiter, die Rosse,
Im Schwarm, in Reihen,
Dicht wie sie geritten.
Und abwärts den Hügel,
Zurück mit Entsetzen,
Jagt was sich gerettet
Von fünf Regimentern!

Nun drängt Alles unaufhaltsam in wogendem Gewirr von Geschützen, Fußvolk und Reitern dem rettenden Thore der Festung zu. Aber in den Straßen staut sich chaotisch das Gedränge und die deutschen Granaten schlagen hinein. Auch im Norden, wo lange die französischen Mitrailleusen geknattert, fahren jetzt deutsche Geschütze auf, und wo die Wälder Belgiens dunkeln, reichen sich Sachsen und Preußen die Hände, den Feind in festem Ringe umklafternd.

Jetzt ununterbrochen
Rollet der Donner
Von tausend Kanonen
Aus allen Wäldern,
Von Hügeln und Höh'n:
Auf allen Seiten
Des Thales zugleich
Blitzt es und kracht es
Und dröhnet und schlägt,

Wie wenn sich im felsigen
Kessel des Hochlands
Zwei Wetter verfingen
Und unaufhörlich
Gegen einander
Rollen und grollen,
Und Felsen und Berge
Hallen es nach.
So donnert und dröhnt es
Von allen Seiten:
Es bebet die Erde,
Es zittert die Luft.
Fast stockt mir der Athem:
So ward er geschmiedet
Mit Blitz und mit Donner
Der Schicksals-Ring.

Es neigt sich die Sonne,
Ich suche die Freunde.
Dort hoch auf dem Hügel,
Der auf Frenois schaut,
Da halten versammelt
Viel Führer und Fürsten.
Auf scharrendem Rappen
Ein hoher Greis.
Er lüftet den Helm:
Das ist der Preußen
Ehrwürdiger König. —
Aber mir war als
Säh' ich, geformt aus
Den goldenen Strahlen
Der sinkenden Sonne,
Ob seinem Haupte
Schimmernd schweben
Hochgewölbt
Eine Kaiserkrone.

Abends aber in Donchery erhoben sich Zweifel und besorgte Fragen, ob sich nicht doch anderen Tages das verzweifelte Ringen erneuern werde, wenn etwa der Kaiser oder sein Marschall Mac Mahon von Metz her zum Entsatz heranrücken möchte, denn keiner wußte, wo diese beiden seien. Aber siehe da erscholl freudiges Rufen:

Und auf den Marktplatz,
Wo sich der Deutschen
Wohl Tausende drängten,
Sprenget ein Reiter,

Ein rother Huſar:
Hält in der Linken
Zügel und Mütze,
Schwingt in der Rechten
Ein beſchriebenes Blatt,
Moltkes, des Feldherrn,
Tagesbefehl.
Hurrah, Kameraden!
Stimmt ein, rief der Reiter:
Gefangen der Kaiſer,
Mac Mahon, der Marſchall,
Gefangen das ganze
Franzöſiſche Heer!

Da ſtieg in die Lüfte
Ein Jubeln und Jauchzen,
Wie ich es nimmer
Gehört noch geahnt.
Mancher umarmte
Mit Thränen den Nächſten.
Ich aber drückte
Schweigend und ſchauernd
Feſt auf das pochende
Herz die Hand mir.
Und ich dachte:
Nun magſt getroſten
Muthes du ſterben,
Da du geſchaut haſt
Dieſen Schlachttag,
Da du erlebt haſt
Dieſe Stunde.
Heil, mein Deutſchland!

Am Tage von Sedan hatte ſich ſo in ergreifender Weiſe auch an dem dritten Napoleon erfüllt, was Rückert einſt von dem erſten ſang:

Und alſo iſt es denn geſchehen,
Daß, wie von einem Wetterſchlag,
Eh' man die Hand hat zücken ſehen,
Der, den ſie traf, am Boden lag.
Und wir bekennen's laut und offen:
Es iſt der Herr, der ihn getroffen.

Selbſtverſtändlich gab es nun alsbald in Deutſchland einen Sturm von Liedern, welche dieſen großen herrlichen Sieg in allen möglichen Tonarten feierten. Wir können nur an wenige derſelben erinnern.

Zunächst sei erwähnt ein halb humoristisch gehaltenes Gedicht von Levin Schücking: „Michels Lohn", in welchem der Dichter den deutschen Michel beglückwünscht zu dem, was er in heiligem Eifer gegen die Franzosen ausgeführt hat:

Hurrah, du deutscher Michel und deinem Heldenmuth!
Wie mähet deine Sichel in heißer Ernte Gluth!
Wie schlägst du drein so mächtig und achtest nicht dein Blut!
O Michel, du bist prächtig, geräthst du so in Wuth.

Der Dichter ermahnt ihn dann, zum Lohn für seine Siege nun auch fest zu halten alles Land, was Frankreich ihm früher geraubt habe.

Zu den bekanntesten Siegesliedern jener Zeit gehört das vortreffliche, in einem entschieden ernst religiösen Sinne gehaltene von Geibel:

Nun laßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht sacht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan!
Ehre sei Gott in der Höhe!

Der Dichter erinnert daran, wie vom Westen furchtbar der Erbfeind drohte, aber Deutschlands Schaaren zogen ihm entgegen:

Drei Tage brüllte
Die Völkerschlacht,
Ihr Bluthauch hüllte
Die Sonn' in Nacht;
Drei Tage rauschte
Der Würfelfall,
Und bangend lauschte
Der Erdenball.
Furchtbar dräute der Erbfeind.

Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts,
Und warf den Drachen
Vom güldnen Stuhl
Mit Donnerkrachen
Hinab zum Pfuhl.
Ehre sei Gott in der Höhe!

Nun bebt vor Gottes
Und Deutschlands Schwert
Die Stadt des Spottes,
Der Blutschuld Herd;
Ihr Blendwerk lodert,
Wie bald! zu Staub,
Und heimgefodert
Wird bald ihr Raub.
Nimmermehr bräut uns der Erbfeind.

Drum laßt die Glocken u. s. w.

Diesem stellt sich zur Seite von der Fürstin Eleonore von Reuß ein ebenso fromm und ernst gehaltenes religiöses Danklied:

Wir sind nicht werth, Herr, deiner Gnade,
Nicht würdig der Barmherzigkeit,
Du führst uns lauter Wunderpfade,
Giebst Sieg in jedem heißen Streit.
Um Hülfe haben wir geschrieen,
Du gabst viel mehr als wir begehrt,
Und wir bekennen auf den Knieen:
O Herr, mein Gott, wir sind's nicht werth!

Die beiden Schlußstrophen lauten also:

Du sendest deine Strafgerichte
Auf jenes gottvergessne Land;
Es schafft im Sturm der Weltgeschichte
Ein einig Deutschland deine Hand.
Und haben wir dein nicht vergessen
Und waren nicht von Wahn bethört?
Und dennoch, Segen unermessen —
O Herr, mein Gott, wir sind's nicht werth!

Wir kämpfen gegen freche Lüge
Und gegen Trug und falschen Schein;
O laß die Frucht von Kampf und Siege
Die alte deutsche Treue sein!
Und deine Gotteskraft erneue
Dein Volk, daß es zu dir sich kehrt,
Und dir bekenn in Dank und Treue:
O Herr, mein Gott, wir sind's nicht werth!

Auch Karl Gerock feiert den Sieg von Sedan, in welchem Napoleon Alles und auch die Ehre verloren habe, indem er, ein kecker Spieler aber nicht ein Held, vom Hohn seines Volkes begleitet in die Gefangenschaft zog. Es heißt da:

Wie Märchen klingt's und doch im Jubelton,
Durch alle Straßen wälzt sich's freudebrausend:
Sie haben ihn, den Schelm Napoleon,
Sie haben ihn und seine Achtzigtausend! u. s. w.

Allgemein bekannt ist von Karl Gerock auch das Gedicht von des deutschen Knaben Tischgebet, welches, als Vormittags der Sieg von Sedan in seinem Wohnort unter seiner kräftigen Mitwirkung gefeiert worden war, also lautete:

Lieber Gott, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Aber auch das Leid und Wehe der Angehörigen der Gefallenen fand seinen Ausdruck im Liede, z. B. in dem ergreifenden kleinen Gedicht von Georg Hesekiel, welches durch die Ueberschrift: Frau von R... als auf einen bestimmten Fall bezüglich erscheint:

Mit Gott für König und Vaterland
Mein Jüngster liegt erschlagen,
Und seine beiden Brüder sind lahm —
Drob will ich nicht wehklagen!

Drei Söhne hat mir Gott geschenkt,
Das Beste an meinem Leben;
Dem König hab' ich stolz und gern
Das Beste hingegeben.

Im eignen Blut sein Purpurbett,
Ein Kreuz auf grünem Hügel —
Und wenn auch lahm die Beiden gehn,
Der Dritte hat schon Flügel!

Ferner wurde auch die Kranken- und Verwundetenpflege, die nach so großen Schlachten eine überaus wichtige, aufopferungsvolle Thätigkeit zu üben hatte, poetisch verherrlicht. Freiligrath widmete seinem Sohn Wolfgang, der von seinem warmen Herzen getrieben, das rothe Kreuz am Arm, aus England herüber kam, um mitzuhelfen, ein hübsches auf diese Thätigkeit bezügliches Gedicht. Er ermahnt ihn zur Arbeit im Dienste der Menschlichkeit und sagt:

Durch Sterbende und Todte
Geh deines Weges treu,
Halt hoch das Kreuz, das rothe,
Ob Blut und Barbarei.
Laß Freund und Feind es scheinen
Auf deinem ernsten Gang
Und fluche nur dem Einen,
Der uns zum Schlachten zwang.

In ergreifender Weise besang im September 1870 Rudolf Gottschall das rothe Kreuz:

Und wieder geht ein großes Sterben
Von Volk zu Volk und bittre Noth.
Auf Feuerrossen jagt Verderben,
Auf fahlem Roß der bleiche Tod.
Wie Blätter bei der Stürme Tosen
Weh'n Menschenleben in den Staub;
Kein Sarg, geschmückt mit Kreuz und Rosen,
Verbirgt des Todes schnellen Raub.
Von Bretterwänden ungeschieden
Das Irdische zur Erde geht:
Für Hundert Eines Grabes Frieden
Und Eine Thräne, Ein Gebet.
Doch wie der Schlachten Donnerwolke
Auch durch die Blutgefilde tost,
So neigt zum blitzgetroffnen Volke
Erbarmen sich und milder Trost.
Hoch über aller Völker Fahnen
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund,
Es winkt in schönrer Zukunft Bahnen
Das rothe Kreuz auf weißem Grund.

Zu Helden spricht das Kreuz von Eisen,
Das auf dem Grab der Väter steht,
Das Volk wird ihre Thaten preisen,
So lang es selbst um Siege fleht;
So lang die Zeiten groß und stählern,
Und stolz sich ein Geschlecht erhebt,
Das aus den alten Heldenmälern
Zu neuem Kampf die Schwerter gräbt.
Das Eisenkreuz der neuen Sparter
Flammt in des Ruhmes Sonnenschein;
Ein andres Kreuz, das Kreuz der Marter,
In tiefem Schatten steht's allein;
Es hat die ew'ge Dornenkrone
Des Schmerzes Heiligthum geweiht,
Doch einen Kranz von süßem Mohne
Hängt drüber die Barmherzigkeit.
Hoch über aller Völker Fahnen
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund.
Es winkt in schönrer Zukunft Bahnen
Das rothe Kreuz auf weißem Grund.

Die Sterne stehn wie Grabeskerzen
Kalt vor des Himmels offner Gruft,

Wenn laut der Schrei hülfloser Schmerzen
Vom blut'gen Feld der Schlachten ruft.
Das Abendroth hat freud'gen Schimmer,
Und goldnes Lächeln schmückt die Flur,
Und süßen Zauber webt wie immer
Die unerbittliche Natur.
Du aber pflege schwere Wunden,
Und spende Trost zu jeder Zeit,
Und üb' in schönen Weihestunden
Den reinen Dienst der Menschlichkeit,
Und trockne der Verwaisten Zähren
Und lindre der Verlassnen Noth,
Und jeden Schmerz mögst du verklären,
Der Liebe heilig Aufgebot!
Hoch über aller Völker Fahnen
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund.
Es winkt in schönrer Zukunft Bahnen
Das rothe Kreuz auf weißem Grund.

Herbei, ihr Ritter des Johannes,
Ihr Jünger, die das Kreuz nicht schmückt!
Es schändet nie den Stolz des Mannes,
Wenn er zum Opferdienst sich bückt.
Herbei, ihr holden Pflegerinnen
Mit sanftem Aug' und thät'ger Hand!
Hier gilt's nicht, Herzen zu gewinnen,
Nur Balsam für der Wunden Brand.
Und eine Last wird das Behagen,
Der Athemzug so froh und leicht,
Wenn von der Brüder schweren Tagen
Die Kunde unser Ohr erreicht.
O mögt ihr lindern, opfern, spenden,
Mit Herz und Hand, mit Hab' und Gut!
O lernt für's Vaterland verschwenden —
Ihr habt ja Thränen nur für Blut!
Hoch über aller Völker Fahnen
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund.
Es winkt in schönrer Zukunft Bahnen
Das rothe Kreuz auf weißem Grund.

Besonders die aufopferungsvolle Thätigkeit der Frauen bei der Krankenpflege im Felde pries der Verfasser in folgenden Strophen:

Ihr stillen Engel hoher Liebe,
Gegrüßet seid mir, deutsche Frau'n!
Ihr folgt dem heiligsten der Triebe
Und überwindet Furcht und Graun.

In Feindesland, in's Schlachtgetose
Sieht unverdrossen man Euch gehn.
Weg von der Brust die rothe Rose!
Das rothe Kreuz muß schöner stehn.

Das ist der Liebe hohes Zeichen
Und unter diesem kämpfet Ihr.
Vor ihm muß alle Feindschaft weichen,
Versöhnung, Frieden heißt es hier!
Die Männer mögen Wunden schlagen,
Zu heilen sind die Frauen nah.
Ob Freund, ob Feind, nicht Haß zu tragen,
Nur mit zu lieben sind sie da.

Und wer kann Wunden also milde
Verbinden, als der Frauen Hand,
Wenn in des Auges stillem Bilde
Das Herz voll Liebe wird erkannt,
Wenn sanft und freundlich ihrem Munde
Des Trostes süßes Wort entquillt,
So daß der Schmerz der innern Wunde
Dem kranken Krieger wird gestillt.

Wenn so, indem ihr herzlich betet,
Die Frömmigkeit den Sieg erringt,
Wenn Ihr vor Gottes Throne tretet,
Bis Rettung er vom Tode bringt,
Bis er die Seel' in stillem Frieden
Erlöst von allem Weh der Zeit:
Dann dankt Euch, wenn er sanft geschieden,
Der Tapfre noch in Ewigkeit.

So ist der Liebe treues Walten
Bei deutschen Frauen wunderbar,
Und ihre zarten Hände halten
Ein Segensfüllhorn rein und klar,
Das hat schon Tausenden das lange
Und bange Leid des Kriegs versüßt,
Wie wenn ein Engel von der Wange
Die Thränen ihnen weggeküßt. —

Ihr stillen Engel hoher Liebe,
Euch deutsche Frauen, preis't mein Sang!
Ihr folgt des Herzens heil'gem Triebe
In Selbstverläugnung mondenlang.
Dann waltet Ihr im Hause wieder,
So ungesehn und ungekannt,
Doch schweben sel'ge Geister nieder
Und grüßen Euch aus jenem Land. —

Außer der treuen sorgfältigen Pflege ward manchem verwundeten Krieger auf seinem Schmerzenslager, oft noch in den letzten Lebensstunden eine besondere Freude zu Theil durch die Verleihung des eisernen Kreuzes als Anerkennung seiner aufopfernden Tapferkeit und Pflichttreue. Das schildert Julius Sturm in einem einfachen kleinen Gedicht also:

Ein Krieger lag an Wunden reich,
Wie Marmor bleich,
Auf blutbenetzten Pfühlen,
Der nur zum Dank das Haupt gewandt,
Wenn fromme Hand
Sich mühet, seinen Schmerz zu kühlen.

Da kommt ein Bote Abends spät
In's Lazareth
Und spricht dem Kranken zugewendet:
„Nimm hier am Bande schwarz und weiß
Der Tapfern Preis,
Dein König ist's, der ihn dir sendet."

Ein Freudenruf! Die matte Hand
Ergriff das Band.
Noch einmal färbt das Blut die Wangen,
Doch schnell entweicht das flücht'ge Roth,
Erstarrt im Tod
Hält fest der Held sein Kreuz umfangen.

Nach der Schlacht bei Sedan trat in Bezug auf die Siegesnachrichten eine Pause ein, die manchem Ungeduldigen hier und da etwas lang werden wollte, weil man eben zu verwöhnt war durch die bisherige fast allzurasche Siegeslaufbahn. Treffend singt von dieser ernsten Zwischenzeit Oscar von Redwitz:

Nicht glänzt mehr der Begeist'rung Goldpokal
Wie nach der Sedanschlacht. Nicht siegesheiter
Schaut uns der Krieg mehr an gleich jungem Reiter,
Hinstürmend über's Feld im Morgenstrahl.

In diesen Wochen schwieg aber doch die deutsche Kriegsmuse nicht ganz, sondern sie nahm Veranlassung, Einzelerscheinungen aus dem Kriegsleben der verschiedenen Waffengattungen im Liede zu verherrlichen. Da feiert z. B. Em. Geibel die Ulanen, die im letzten deutsch-französischen Krieg bekanntlich eine hervorragende Rolle spielten als Plänkler, bei Recognoscirungsritten, im Patrouillendienst, bei Requisitionen u. s. w., so daß sie vor allen anderen Reitern zu Ehre und Ansehen kamen, gefürchtet beim Feinde, hochgehalten bei den Unsrigen. Geibel beginnt also:

Früh morgens um vier, eh' die Hähne noch kräh'n,
Da sattelt sein Roß der Ulan,
Und reitet, den Feind und das Land zu erspäh'n,
Den Waffengenossen voran.

Hin jagt er durch's Blachfeld und pirscht durch den Forst,
Hoch flattert sein Fähnlein im Wind,
Und er lugt von der Höh' wie der Falke vom Horst,
Und wählt sich die Straße geschwind.

In das sonnige Städtchen da sprengt er hinein,
Am Rathhaus hält er im Nu:
„Herr Maire, nun schenkt mir vom schäumenden Wein,
Und ein Frühstück gebt mir dazu!

Und schafft mir die prächtigen Rinder daher,
Die am Thor auf den Weiden ich sah,
Und Hafer für zwanzig Schwadronen, Herr Maire,
Denn die Preußen, die Preußen sind da!"

Hei lustige Streife! Hei köstlicher Scherz,
Wenn der Maire seine Bücklinge macht!
Doch freudiger wächst dem Ulanen das Herz
Wenn die Schlacht durch die Ebene kracht!

Wenn, die Zügel verhängt und die Lanz in' der Faust,
Das Geschwader mit stiebendem Huf
Auf den eisernen Rechen des Vierecks braust
Unter schallendem Hurrahruf!

Wohl spei'n die Haubitzen Verderben und Tod,
Wohl deckt sich mit Leichen die Bahn,
Und die Luft wird wie Blei und die Erde wird roth,
Doch vorwärts stürmt der Ulan.

Und rinnt auch das Blut von den Schläfen ihm warm:
Durch Geknatter und Kugelgesaus,
Kühn setzt er hinein in den dichtesten Schwarm
Und holt sich den Adler heraus.

Und Victoria! schallt's durch's Getümmel herauf,
Schon wanken die feindlichen Reih'n,
Und das Wanken wird Flucht, und die Flucht wird Lauf,
Der Ulan, der Ulan hinterdrein!

Hinterdrein, durch den Fluß, wo die Brücke verbrannt,
Durch das Dorf, das der Bauer verließ,
„Mit Gott für König und Vaterland!"
Hinterdrein, hinterdrein bis Paris!

Ein anderer Poet, Ewald Auguſt König, verherrlicht den preußiſchen Reſerviſten:

Hurrah, Hurrah, nun kommt heran
Der preußiſche Reſervemann.
Tambour, ſchlag an zum Sturmeslauf!
Wir ſchlagen mit dem Kolben drauf.

Wo ſteht der Feind? Wo Batterie?
Wir rücken an und nehmen ſie!
Fällt das Gewehr — Marſch, Marſch, Hurrah!
Franzos, der Reſerviſt iſt da!

Ihm iſt kein Graben je zu breit,
Kein Berg zu ſteil, kein Feld zu weit,
Kein Kugelregen je zu dicht,
Ihn ſchrecken Tod und Wunden nicht.

Und decken Tauſend auch das Feld —
Die Fahne hoch! Gewehr gefällt!
Mit Kolben und mit Bajonett,
So machen wir die Kugeln wett!

Leb' wohl, Kam'rad! Dem Abendwind
Mein letzter Gruß an Weib und Kind.
Der König hoch! Tambour ſchlag an!
Vorwärts Kam'rad! Hurrah, hinan!

Mit Gott hinan, hinauf, Hurrah!
Nun ſchmettre, Horn, Victoria!
Nun brich mein Herz; dem Abendwind
Der letzte Gruß an Weib und Kind!

Julius Wolff ſchildert eine hübſche, ſelbſt erlebte Scene bei einer Requiſition in einem Dorfe, dem ſchon Alles genommen war, ſo daß dem Führer nur eine einzige magere Kuh gebracht wurde, für die das halbe Dorf, der Maire und die arme Beſitzerin um Gnade flehte. Dennoch entführte er ſie, weil die 300,000 Mann vor Paris täglich Speiſe und Trank forderten. Er ſchließt dann aber alſo:

Ich aber zählte meine Beute,
Reicht' eine Quittung dar.
Und zog dann ab; fragt mich nicht heute,
Wie um das Herz mir war.

Doch als ich vor dem Dorf mich labte,
Da — nun, da riß der Strick,
Das kommt wohl öfter vor — da trabte
Mir meine Kuh zurück.

Derselbe Dichter schildert eine Scene auf der Feldwache vor Toul, wie er sich mit seinen Leuten ein Hüttchen, mit Reisig gedeckt, als Sturmdach gezimmert hat, in welchem Einige schlummern:

Die Andern haben das Feuer umringt,
Die Brände vom Zaun gebrochen,
Die plaudern und lachen, der schmaucht, der trinkt,
Der Spielmann versteht sich auf's Kochen.

Der Spielmann, das ist ein lustiges Haus,
Er ist ja ein Münzenberger,
Er säuft den Andern die Schnäpse aus,
Und manchmal treibt er's noch ärger.

Zwei Tag' und zwei Nächte auf der Wacht,
Den dritten Tag halbe Ruhe,
Das ist mir ein Dienst, der sich fühlbar macht,
Nicht blos an den Sohlen der Schuhe.

Jetzt drüben vom Berge tönt durch die Nacht
Halt! werda?! zum dritten Male,
Und wie auf einander zwei Schüsse gekracht,
Ist's wieder stille im Thale.

Der Lieutenant liegt halb im Schlummer und denkt an die Seinigen daheim:

Und nickend sank ich in leisen Schlaf
Und träumte viel Liebes und Treues,
Da kam die Patrouille und meldete brav:
„Herr Lieutenant, auf Posten nichts Neues!"

Dieser Herbstzeit des Kriegsjahres gehört auch ein prächtiges Reiterlied von Karl Weitbrecht an.

Septembersonne, so hell, so hell,
Und die Säbel so blank und das Roß so schnell,
Und so reiten wir lustig im Land der Franzosen.
Wie die sich ärgern und sich erboßen!
Wir aber lachen, und mit Hurrah
Sind wir heute hier und morgen da,
Und übermorgen in Paris!

Im Land des Champagners war's hübsch und fein:
Da wuchsen die Trauben in's Maul hinein,
Und der Wein, den thaten die Leute verstecken, —
Wir kriegten ihn doch hervor aus den Ecken! —
Und der Wein war gut, und mit Hurrah
Sind wir heute hier und morgen da,
Und übermorgen in Paris!

Und als man den Kaiser Napoleon fing,
Und alle die Gloire zum Teufel ging,
Hei wie der gefangene Prahler sich duckte
Und die grande nation verändert guckte!
Und das Ding war gut, und mit Hurrah
Sind wir heute hier und morgen da,
Und übermorgen in Paris!

Die Franzosen wissen ein Liedlein nur,
Das geht nach der Weise von Marsch retour.
Das verstehen wir nicht, aber andere Weisen,
Die „allweil druf!" und „haut ihm!" heißen,
Die haben wir los, und mit Hurrah
Sind wir heute hier und morgen da,
Und übermorgen in Paris!

Wir erwähnen hier gleich auch noch die Darstellung einer Episode aus dem etwas später stattgefundenen Kampfe um Châteaudun, wie sie Adolf Strodtmann giebt:

Bei Châteaudun im Franzenland
Da gab's ein blutig Ringen.
Die Feinde hielten tapfer Stand,
Die Stadt war nicht zu zwingen.

Der Artilleriekampf dauerte vom Morgen bis zum Abend. Da ging einem baierischen Zug, der in der vorderen Reihe stand, die Munition aus.

Nun gilt es rückwärts aus der Schlacht
Der Röhren Lauf zu richten.
Der Lieutenant Peter Wiedmann lacht:
„Das thun wir heut mit nichten!"

„Statt unsrer Batterie, zum Schluß
Aufpflanzte gar die seine
Der Feind. Im Lauf den letzten Schuß
Stimmt an „Die Wacht am Rheine".

Und so sangen sie laut mit Jubelton den stolzen Schlachtgesang der Deutschen eine Stunde lang, bis neue Munition kam und die Stadt besiegt wurde.

Einen neuen Aufschwung in die patriotische und Kriegspoesie jener Tage brachte die glückliche Wiedereroberung der alten deutschen Stadt Straßburg, welche, 189 Jahre zuvor so schmählicher Weise von den Franzosen geraubt, nach wochenlanger Belagerung am 27. September sich zur Capitulation gezwungen sah und so wieder deutsch wurde. Dadurch ward eine alte deutsche Ehrenschuld eingelöst und das innigste

Sehnen aller Patrioten erfüllt. Nichts war daher natürlicher, als daß dies große Ereigniß von vielen Sängern mit Jubel begrüßt wurde. Hören wir von Johann Fastenrath ein Loblied auf die Einnahme von Straßburg:

Gott sei gelobt, wir haben dich,
Wir halten dich umschlungen!
Einst stahlen wälsche Raben dich,
Wir haben sie bezwungen!
In deutschen Armen ruhe weich,
Ruh aus vom Märtyrthume!
Du bist und bleibst jetzt Stadt im Reich,
Des deutschen Gartens Blume.

O Burg, die an der Straße liegt
Des Reichs der falschen Franken:
Wir haben nur um dich gesiegt!
Gottlob, die Feinde sanken!
Schau freudig unter Thränen drein;
Wir gießen in die Wunden
Dir Samariteröl hinein,
Gott will's, du sollst gesunden.

Der Dichter hebt dann mit Freude und Befriedigung hervor, daß das Münster von Straßburg noch unzerstört prange über den Trümmern der Stadt, und spricht die Zuversicht aus, die Stadt der deutschen Poesie, die Wiege Gottfrieds von Straßburg, werde hinfort deutsch bleiben:

Und so komm an Germaniens Herz,
O Maid, du langentbehrte!
Sie grüßt dich strahlend hell in Erz
Mit ihrem Heldenschwerte.

Laß schlagen deines Münsters Uhr,
Denn heut schlug Deutschlands Stunde!
Die Münsteruhr, sie schlage nur
Zu unserm neuen Bunde.
Dort mögen wieder um den Christ
Die zwölf Apostel kreisen;
Denn um ist deine Leidensfrist,
Drum laßt den Herrn uns preisen!

Derselbe Dichter sang dann auch ein anderes Lied von Straßburgs Wiedereroberung nach der Weise des alten Volksliedes: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!"

Auch der Anfang des anderen alten Volksliedes: „Zu Straßburg auf der Schanz, da fing mein Trauern an" wurde wieder aufgenommen als Anfang eines neuen Liedes von Straßburg von Karl Gerock. Dieses Trauern bezieht der Dichter jetzt aber auf die Belagerung und ihre Leiden, sowie ihre Gründe, daß Straßburg sich so schwer auf seinen alten deutschen Charakter besinne. Das Trauern verwandelt sich aber in Jubel, indem der Dichter schließt:

Zum Sturm denn, wilde Werber,
Schlagt euch die Braut heraus!
Doch haust nicht als Verderber
Im alten Mutterhaus.
Die heil'gen Engel schirmen
Mit Flügeln Gottes Dom,
Schont ihr auch, kommt's zum Stürmen,
Den Knaben Absalon!

Bei Straßburg auf der Schanze
Da ging mein Jubel an:
Ich sah im Morgenglanze
Des Münsters Hochaltan;
Ich sah vom Hochaltane
Ein schneeweiß Banner wehn,
Ich sah die Friedensfahne
Sich sanft im Winde blähn.

Und statt Kanonendröhnen
Und statt Granatenknall,
Zusammen hör' ich tönen
Der Glocken frommen Schall,
Und nach des Münsters Hallen
Seh' ich des Volkes Strom
In Feierkleidern wallen
Zum Siegesfest im Dom!

Der Elsässer Dichter Gustav Mühl stellt ferner Germania dar, wie sie auf der Vogesenwacht stehend laut aufjubelt:

Hier steh' ich, recke die Arme aus,
Sei mir gegrüßt, mein Felsenhaus!
Seid mir gegrüßt, ihr Tannenhöh'n
Dem deutschen Aug' wie wunderschön!
Wie ist die Aussicht weit und breit
So strahlend hier in Herrlichkeit.

Hier thront' ich schon vor manchem Jahr,
Hier bleib' ich jetzt und immerdar.
Nun wettert drunten in dem Thal,

Kanonen donnert allzumal!
Gekommen ist die deutsche Braut,
Dem Wasgau ewig angetraut.

Einen Monat nachher, am 27. October, erfolgte die Capitulation von Metz. Ferdinand Bäßler nahm davon Anlaß zu einem Gedichte: „Verloren und wiedergefunden", in welchem er den bei dem Uebergang von Metz an Frankreich so verhängnißvoll betheiligten Kurfürsten Moritz von Sachsen darstellt als vor der Himmelsthür vergeblich um Einlaß flehend, bis zu dem Tage, da die Deutschen in Metz wieder einzogen. Da spricht der Himmelspförtner mit heitrer Miene zu ihm:

Nun, Moritz von Sachsen, nun darf es ja sein,
Heut ziehen die Deutschen in Metz wieder ein.
Heut nehmen sie wieder mit rüstiger Hand
Die Wehre des Reiches, das köstliche Pfand.
Was du einst, — wir haben dir nie es verzieh'n, —
In die Wucherhände der Wälschen verlieh'n,
Das hat, mit dem Blut deiner Schlachten getauft,
Die Tugend der Enkel zurücke gekauft. — —
Doch wisse, wenn Einer noch einmal es wagt'
Und gäbe die theuer erworbene Magd
In die Hände des gallischen Buhlen zurück,
Versagt sei ihm zeitlich und ewiges Glück.
Metz wieder an Frankreich, das wär eine Sünd,
Die dort nicht und hier nicht Verzeihung mehr find't.

Hermann Lingg stellte den Uebergang von Metz in deutsche Hände als eine Wachen-Ablösung dar:

Abgelöst Franzose, seinen Posten
Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
Westwärts Abendnebel glosten,
Auf der Mosel Höhen tagts im Osten,
Und die Zukunft, deutsches Volk, ist dein.

In ergreifender Weise schildert dagegen Johann Fastenrath den tragischen Auszug der französischen Armee, wie sie ohne Waffen, von Nässe und Mangel heimgesucht, in die deutsche Gefangenschaft wandert:

Durch die Porte Serpenoise geht ein Zug, wie keiner traurig,
Ist's ein Zug auch von Lebend'gen, wie von Leichen ist er schaurig!
Endlos, endlos durch die Pforte wallt der Zug, die Männer haben
Der Jahrhunderte Vermächtniß, Frankreichs Kriegesruhm heut begraben.

An der Porte Serpenoise abgelöst sind drei Jahrhundert:
Was der Kaiser nicht errungen, Karl der Fünfte hoch bewundert,
Heut zuerst ward es gewonnen, Gott war mit der deutschen Sache!
An der Porte Serpenoise hält die neue Zeit die Wache.

Die beiden letzten Monate des Jahres 1870 waren ausgefüllt mit der langen, schweren, ernsten Belagerung von Paris und den damit verbundenen blutigen Kämpfen zur Vereitelung der Ausfallsversuche. Zugleich aber galt es dann auch, die von Gambetta wie aus dem Boden gestampfte neue französische Süd-Armee, die von der Loire her Paris zu entsetzen bestimmt war, zu besiegen, ebenso wie die im December zu gleichem Zweck bei Amiens zusammengezogene Nord-Armee. Der Liederklänge aus dieser Zeit sind weniger. Die Stimmung war vielfach eine nicht sehr gehobene, weil man thörichter Weise gemeint hatte, es müsse mit der Belagerung von Paris rascher gehen. Und es bot dieselbe ja auch nicht gerade viel Anlaß zu poetischer Darstellung.

Die Idee eines Zuges der deutschen Heere nach der französischen Hauptstadt, um sie einzuschließen und zu gewinnen, hatte freilich an und für sich gleich bei Beginn des Krieges schon die deutschen Herzen erfüllt, so daß schon beim Ausmarsch auf manchen Waggons der Militairzüge die Inschrift zu lesen war: Eilgut nach Paris! Aber diese Idee hat auch die deutschen Sänger begeistert, und Julius Rodenberg hatte gleich anfangs schon die Losung ausgegeben:

Nach Paris, nach Paris! das stolze Wort
Klingt mir in dem Herzen immerfort.
Dumpf rauschet der Rhein mit Macht, mit Macht,
Wie er rauschte in jener December-Nacht.
Und die deutschen Heere stehn kampfbereit,
Umrauscht von den Klängen der alten Zeit.
Und die alten Namen beleben sich neu,
Und die alten Schwüre von Lieb und Treu;
Und das Losungswort heißt, wie es damals hieß:
Wohlauf für den Rhein nach Paris, nach Paris!

Wir lassen mit Wehmuth, wir lassen mit Zorn
Das Schloß und die Hütte, den Wein und das Korn.
Für das Vaterland, das uns die Grenzwacht vertraut,
Für die Mutter daheim, für die Gattin, die Braut,
Für das schuldlose Kind, für das Haus und den Herd,
Für den Boden der Heimath zieh'n wir das Schwert.
O strahlendes Banner, entroll dich und flieg!
Wir folgen dir freudig zum heiligen Krieg!
Und das Losungswort heißt, wie es damals hieß:
Wohlauf für den Rhein nach Paris, nach Paris!

Wir kennen den Weg, er führt durch den Gau,
Wo der Rheinstrom grüßt der Vogesen Blau,
Durch die Stadt und das Dorf, durch die Schlucht und das Thal,
Das der fränkische Räuber dem Reiche stahl.

Wir kennen den Weg, den mit Sieg und mit Blut
Die Väter gezeichnet, wir kennen ihn gut.
Aus den Gräbern tauchen die Schatten herauf,
Sie wecken und rufen zum Sturmeslauf.
Und das Losungswort heißt, wie es damals hieß:
Wohlauf für den Rhein nach Paris, nach Paris!

Nach Paris, und nicht eher soll rasten der Fuß,
Bis hoch vom Montmartre her donnert der Gruß;
Bis die Fahne, die flatternd voran uns geht,
Von dem Dache der Tuilerien weht;
Bis der deutsche Reiter das Roß, das er lenkt,
Bei der Brücke der Invaliden tränkt;
Bis der Sieger im Luxemburg Lorbeer pflückt,
Bis der Korse daliegt, im Staube zerdrückt,
Bis die deutsche Faust ihn zerschlug und zerstieß.
Wohlauf für den Rhein nach Paris, nach Paris!

Mit der Niederwerfung des Kaisers Napoleon ging es ja nun rascher, als mit der Bezwingung von Paris. Aber der Zug dahin wurde doch alsbald angetreten, und es lag etwas eigenthümlich Ergreifendes, man möchte sagen ein Stück welthistorischer Poesie darin, daß König Wilhelm jetzt als dreiundsiebzigjähriger Greis zum zweiten Mal diesen Marsch machte, nachdem er schon als 17jähriger Jüngling 1814 zum ersten Mal den Siegeszug und Einzug des preußischen Heeres nach Paris mitgemacht hatte. Wilhelm Jensen gab diesen Gedanken Ausdruck:

Wie fliegen im Sturm die Jahre,
Ein halb Jahrhundert und mehr!
Wer zieht im greisen Haare
Gen Frankreich heute daher?

Nicht Tausende, Hunderttausend,
Sie folgen jubelnd ihm heut.
Das ist wie ein Meer, das brausend
Aus unendlicher Tiefe dräut!

Glück auf, König Wilhelm von Preußen,
Ein halb Jahrhundert verrann!
Glück auf, König Wilhelm von Preußen,
Heut erfüllst du, was es begann!

Adolf Pichler singt von dem Zug bis vor Paris in seinem Gedicht „Gallia":

Vor die Wälle
Frankreichs rücken Deutschlands Heere,
Lorbeer schmücket jedes Banner

Und gefeit ist jede Wehre.
Wie einst die Posaune dröhnte
Furchtbar aus des Sinai Wettern,
Hebt sich aus dem ehrnen Kreise
Plötzlich der Trompete Schmettern.
Rings im weiten Bogen krachen
Drauf die Salven der Kanonen,
Daß in Schutt zerbröckelnd fallen
All die stolzen Bastionen.
Selbst im Sturz noch schön und prächtig,
Muß die hohe Frau erbleichen,
Denn des Herren Engel drückt ihr
Auf die Stirn des Todes Zeichen.

Während der Belagerung von Paris versuchte Zwischenverhandlungen blieben erfolglos, es mußte zum Bombardement kommen; von dieser „Ultima ratio" handelt ein Gedicht aus dem Kladderadatsch:

Ihr habt's gewollt! Zu Ende das Verhandeln,
Das Wort verstummt; in neuen Flammen loht
Der Kampf, und neue Wege will der Tod
Und neue Bahnen das Verderben wandeln,
Die Blitze zucken und der Donner rollt,
Ihr habt's gewollt!

Und sicher ihres Zieles schlägt die Bombe
Zur „heil'gen Stadt", in der Palläste Pracht;
Zerschmettert sinkt in des Verderbens Nacht,
Von deinen Bürgern manche Hekatombe,
Der Tempel Säulen und der Schätze Gold!
Ihr habt's gewollt! u. s. w.

Das Weihnachtsfest erschien und brachte hie und da, wo es anging, den Kriegern im Felde einige kurze Ruhestunden, die vielfach von denselben dazu benutzt wurden, nach heimathlicher Sitte sich trotz aller Gefahren, Mühsale und Entbehrungen doch ihren Weihnachtsbaum anzuzünden und während des Kanonendonners mitten im Lande der Franzosen ihre Weihnachtslieder zu singen. Da bildete denn der friedliche Lichterglanz einer solchen Feier allerdings einen wunderbaren Contrast zu dem furchtbaren Ernst des Krieges, dessen Furien keine Festruhe kannten, einen Contrast, in dem ohne Zweifel viel tiefe Poesie lag. Für die vielen anderen unter unseren tapferen Soldaten nahm aber der Gegensatz zwischen der Weihnachtsfreude und dem Weihnachtsfrieden daheim und ihrer Lage, wie sie, vom Grauen des Todes umdroht, jeden Augenblick ein Opfer des männermordenden Kampfes werden

konnten, einen viel ernsteren Charakter an. Ein Beispiel dieser Art besingt Freiligrath in ergreifender Weise:

In Feindesland
Am Waldessaum,
Der Wehrmann liegt
Unterm Tannenbaum.

Schwer verwundet liegt er auf dem vom Frost harten Boden; die Tanne über ihm starrt von Eiszapfen:

Und sein Blut es färbt
Die Schneeflur roth;
In Nebel und Reif
Küßt ihn der Tod.

Schon hüllt sein Aug'
Der dunkle Flor;
Noch einmal hebt er
Den Blick empor:

„O Tann', o Tann'
Am Waldessaum,
So bist du heuer
Mein Weihnachtsbaum?

Vor'm Jahr da steckt' ich —
Ein froher Mann —
Für Weib und Kinder
Den Christbaum an.

O ihr Lieben all' —
Am fernen Rhein —
Hier lieg' ich — und ihr —
Seid auch allein! —

O ihr Lieben, Lieben —
Wer schützt — wer hält — —"
Noch ein Stöhnen! Todt
Liegt der schlichte Held.

Die Lage im Allgemeinen schildert Heinrich Zeise:

Im Schnee, im Frost und bittrer Kälte
Liegt vor Paris das deutsche Heer,
Baracken schützen kaum und Zelte
Des Vaterlandes Stolz und Wehr.
Und während hier am Tannenbaume
Strahlt tausendfacher Lichter Glanz,
Spielt dort der Tod im Lagerraume
Mit donnerndem Geschütz zum Tanz.

Noch trotzen stolz Lutetias Mauern
Dem deutschen Heer im freien Feld,
Wie lange aber wird's noch dauern,
Bis das moderne Babel fällt?
Es winkt der Sieg den Deutschen allen
Als heißen Kampfes Preis und Ziel,
Paris, das prunkende, wird fallen,
Wie einst das stolze Troja fiel u. s. w.

So ging das Jahr zur Neige im heißen Ringen um Paris und es lag nahe, einen Rückblick auf dasselbe und seine furchtbare Mühe und Kriegsarbeit, sowie seine glänzenden Erfolge zu thun, Betrachtungen der ernstesten Art, die sich natürlich unsere Dichter nicht entgehen ließen. Hören wir z. B. Rudolf Gottschall:

Jahr der Schlachten, Jahr der Trauer,
Blutig noch im Untergang!
Dich umwehten Grabesschauer,
Todesseufzer schwer und bang.
Deines Sommers Kränze tragen
Thau der Thränen, Noth und Pein;
Deines Winters Wolken jagen
Roth vom blut'gen Wiederschein.
In der Brust die Todeswunde,
Ruht hier Freund und Feind im Bunde.
Die Cypresse muß vereinen,
Was der Oelzweig nimmer krönt;
Wenn sie um die Todten weinen,
Sind die Kämpfenden versöhnt.

Jahr der Thaten, Jahr der Siege,
Glorreich selbst in Blut und Brand,
In des neuen Jahres Wiege
Birgst du hohen Glückes Pfand.
Aus zerriss'nem Wolkenschleier
Bricht der Sonne Siegerlauf:
Eines großen Tages Feier
Geht dem deutschen Volke auf.
Saat des Blutes, Saat der Zähren
Wird die goldne Frucht verklären.
Nicht in Staub wird sie zerfallen,
Einem Sodomsapfel gleich:
Eine Krone über allen,
Und die Krone ist das Reich.

Burg der Zollern, Burg der Stauffen,
Kaiserwiegen nah gestellt,

Doch das neue Reich soll taufen
Nicht der Geist begrabner Welt.
Reich geschmückt mit Lorbeerreisern
Tritt Germania herein!
Doch die Krone soll nicht eisern,
Soll ein Kranz von Blüthen sein.
Freiheit möge segnend walten,
Frieden jeden Reiz entfalten.
Bring ihn uns vom Kampfgetöse,
Wie aus bösem Traum erwacht,
Erstes Jahr der deutschen Größe,
Erstes Jahr der deutschen Macht!

Diese Hoffnung, die der Dichter prophetisch an der Scheide des Jahres aussprach, ist ja nun bald erfüllt worden. Am 18. Januar 1871 kam der große, denkwürdige Tag, an dem, grade 170 Jahre nach der preußischen Königskrönung in Königsberg, der König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserkrone empfing. Mitten in Feindesland, in dem prächtigen Lustschloß der französischen Könige zu Versailles, wurde das deutsche Kaiserreich proclamirt, ein Ereigniß, welches zu erleben wenige Monate vorher keiner der kühnsten Vaterlandsfreunde hatte hoffen können. Welch ein erhabener herrlicher Stoff für die deutschen Dichter, dieser großartige Erfolg deutscher Einheit im Kriege, deutschen Gelingens im Siege! So ward denn der neue deutsche Kaiser aus dem Hause Hohenzollern von allen Seiten her begrüßt und gefeiert. Da sang Fr. Elze:

Kaiser von Deutschland! Dich grüßt mein Lied
Mit Orgelschall und Glockenklange,
Und alles was in Lüften zieht
Stimmt brausend ein zu dem Gesange!
Von unsern Bergen donnert's nieder,
Mit unsern Wogen rauscht's empor,
Von Strand zu Strande hallt es wieder,
Von Fels zu Meer — Ein Jubelchor.

Der alte Rothbart ist erwacht
Und schwingt sein Schwert vom Bergesgipfel,
Still ward die Rabenbrut der Nacht,
Und Adler jauchzen um die Wipfel:
„Verjüngt ist uns das Reich erstanden,
Am Kaiserthrone kniet der Sieg.
Aus blut'ger Saat in Feindeslanden
Empor der Einheit Eiche stieg!"

Rings fliegt durch die bekränzten Gau'n
Der Freude ahnungsel'ges Beben,

Mit trunknen Jünglingsaugen schau'n
Hinaus wir in ein neues Leben;
Es leuchtet uns in goldnem Glanze
Ein Volkesfrühling wunderreich,
Und in der Reiche vollem Kranze
Nicht eines prangt dem unsern gleich!

Oscar von Redwitz, der an 500 Sonnette „Im neuen deutschen Reich" dichtete, ließ den Freudenruf erschallen:

Und jubelnd tönt's von Haus zu Haus,
Aus allen Gauen hallt es wieder:
Als Preußens König zogst du aus,
Als Deutschlands Kaiser kehrst du wieder!

Ein anderer Dichter, Robert Weisse, sang eine Kaiserhymne:

Heil, o Heil dem deutschen Kaiser!
Ewig grüne Eichenreiser
Zieren deiner Stirne Glanz!
Sieh die Deutschen dir zu Füßen,
Selbst die ew'gen Sterne grüßen
Deines Ruhmes Strahlenkranz.
Hort und Wehre! Deine Ehre
Flamme weit vom Fels zum Meere u. s. w.

Felix Dahn sang einen lateinischen und deutschen Kaisergruß:

Heil dir, großer Imperator,
Barbablanka, Triumphator,
Der du Frankreich niederzwangst
Und der Krone der Germanen,
Wittwe längst des Ruhms der Ahnen,
Glanz und Schimmer neu errangst.

Frech vom Uebermuth beleidigt,
Mit dem Schild des Rechts vertheidigt,
Rufst den Heerbann du in's Feld.
Sieh da greift vom Fels zum Meere
Klirrend alles Volk zur Wehre,
Eine deutsche Waffenwelt.

Der Sänger schildert nun, wie die Schaaren in's Feld zogen: die Baiern, die Sachsen, die Holsteiner, die Alemannen, die Preußen. Und während die Franzosen schon vor dem Kampf den Raub hätten austheilen wollen, sei keiner von ihnen anders wie als Gefangener über den Rhein gekommen. Der Dichter zählt die Hauptsiege auf, begrüßt die wiedergewonnenen, früher dem deutschen Reich entrissenen Töchter Elsaß-Lothringen und erwähnt die gefallenen französischen festen Plätze, zuletzt die Hauptstadt Paris. So wurde der Imperator mit dem weißen Barte Triumphator und Retter des Vaterlandes.

Auch Emanuel Geibel begrüßte das endlich geeinigte Deutschland:

Nun wirf hinweg den Wittwenschleier,
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr getragen,
Die Zeit der Trauer ist dahin.

Der Dichter erinnert dann an die entschwundene Zeit der Zwietracht und Verachtung, da man Deutschlands Stimme im Rath der Völker nicht gehört habe, bis es zuerst in sieben Tagen (1866) das Netz zerrissen und dann, als der alte Erbfeind von Neid erfüllt seine Hand erhob, diesen mit vereinter Kraft niedergeschlagen habe:

Wie Erz durchströmte deine Glieder
Das Mark der Nibelungen wieder,
Der Geist des Herrn war über dir.
Und unterm Schall der Kriegsposaunen
Aufpflanztest du, der Welt zum Staunen,
In Frankreichs Herz dein Siegspanier.

Da geschah es denn, daß bald Elsaß und Lothringen, diese köstlichen Kleinodien, dem Reiche wiedergewonnen wurden:

O laß sie nicht verglüh'n im Dunkeln,
Verjüngten Glanzes laß sie funkeln
In's Frühroth deiner Osterzeit!
Denn horch schon hallen Jubellieder,
Und über deinem Haupte wieder
Geht auf des Reiches Herrlichkeit.

Durch Orgelton und Schall der Glocken
Vernimmst du deines Volks Frohlocken,
Den Heilruf deiner Fürstenschaar?
Sie bringen dir der Eintracht Zeichen,
Die heil'ge Krone sonder Gleichen,
Der Herrschaft güldnen Apfel dar.

Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue
Erhöh'n sie dir den Stuhl aufs Neue,
Drum Barbarossas Adler kreist,
Daß du vom Fels zum Meere waltend,
Des Geistes Banner hoch entfaltend
Die Hüterin des Friedens seist.

Drum wirf hinweg den Wittwenschleier,
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz.
Flicht Myrthen in die Lorbeerreiser,

Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz.

Nicht lange nach der Kaiserproklamation trat nun auch das langersehnte Ereigniß ein: der Fall von Paris, den man als das sichere Zeichen des nahen Friedens ansehen konnte. Natürlich ward auch diese wichtige Entscheidung vielfach in Liedern gefeiert. Adolf Stern singt also:

Ein letzter Blitz, ein letzter Schlag,
Ein letztes dumpfes Rollen,
Und durch die Wolken bricht der Tag,
Im Sonnenglanz auf Thal und Hag
Erstirbt der Wetter Grollen.
So wallet über Land und Meer
Die letzte Siegeskunde her,
Erträumt, erhofft, ersehnt, erfleht,
Im Zorn, in Thränen und Gebet:
Paris, Paris gefallen!
Wohl lauschen jubelnd Herz und Ohr,
Doch über jedem Siegeschor
Schwingt sich ein bessrer Klang empor:
Des Friedens Glocken schallen.

Aber mit der Eroberung von Paris war nun doch noch nicht der ganze Krieg beendet, vielmehr wurde im Südosten, namentlich bei Dijon und weiterhin bei Belfort noch fortgekämpft. Bei den Kämpfen vor Dijon geschah es dann auch, daß die einzige Fahne, die die deutsche Armee im ganzen Kriege eingebüßt hat, verloren ging, unter Umständen freilich, die den Tapfern des 61. Regiments, die ihr Leben an die Behauptung und Rettung ihres Palladiums gesetzt haben, nur im höchsten Maße zur Ehre gereicht. Hermann von Bismarck besingt dies Ereigniß:

Das war vor Dijon ein Trauertag!
Die Fahne, die Fahne verloren!
Ihr braven Pommern, welch' harter Schlag,
Der euch traf dort vor Dijons Thoren!
Die Fahne verloren, — doch Jeder spricht:
Die Fahne verloren, die Ehre nicht.

Auf die Fahne legt der Soldat die Hand,
Wenn den heiligen Eidschwur er schwöret,
Durch den dem König, dem Vaterland
Er mit Leib und Leben gehöret.
Hin giebt er das Leben, die Fahne nicht,
Wer die Fahne verläßt, ist ein feiger Wicht.

Das war die Heldenparole stets,
Die das Preußenvolk sich erküret;
Sie galt bei Düppel, bei Königgrätz,
Sie hat nach Paris uns geführet.
Viel Tausend starben für Ehr' und Pflicht,
Eine Fahne nahm uns kein Teufel nicht.

Auch den braven Pommern vom 61. Regiment wurde sie nicht genommen, als sie so furchtbar vor Dijon in's Gedränge kamen und weichen mußten:

Die Fahne voran — ging's wieder vor:
Ihr Träger vom Mordblei getödtet!
Ein Braver hält sie auf's Neue empor,
Sein Blut hat die Fahne geröthet!
Er starb für die Ehre, er starb für die Pflicht,
Hingab er das Leben, die Fahne nicht.

Da sprang vom Pferde der Adjutant,
Hoch hat er die Fahne geschwungen.
Hinstürzt er todt. Sie entfiel der Hand
Des braven Pommerschen Jungen.
Er starb für die Ehre, er starb für die Pflicht,
Hingab er das Leben, die Fahne nicht.

So ward auf dem blutigen Kampfesfeld
Um die theure Fahne geworben.
Und wer sie ergriff, der ist als Held
Den Ehrentod für sie gestorben.
Bis das Auge starr ihm im Tode bricht
Läßt ein wackrer Preuße die Fahne nicht.

Der Kampf zog sich bis in die Dunkelheit hinein, die Pommern wurden umzingelt und fast aufgerieben; die sich durchschlugen, suchten noch beim Sternenschein die Fahne, aber sie fanden sie nicht.

Ein Hügel von Leichen bedeckte sie,
Was selbst uns die Feinde bekunden,
Erobert wurde sie nie und nie,
Sie wurde vom Feinde gefunden.
Und der bleiche Mund der Gefallenen spricht:
Die Fahne verloren, die Ehre nicht.

In diesem Vorgang tritt so recht hervor die hohe ideale Bedeutung, welche für die Krieger die Fahne hat als das Symbol ihres Standhaltens, als das Palladium ihrer Zusammengehörigkeit zu einer großen Gemeinschaft, als das Panier, um das sie im Kampfe sich schaaren, auf das sie schwören, dem sie folgen, für das sie sterben.

Nach all den Kämpfen und Leiden kam doch nun endlich auch der heiß ersehnte Frieden, und ihm jubeln die deutschen Sänger entgegen. Wolfgang Müller von Königswinter hob also an:

Nun deutsches Volk, empor das Haupt!
Jetzt ist das Werk gelungen,
An das wir unverzagt geglaubt,
Nach dem wir schwer gerungen;
Dem Gott im Himmel Dank,
Am Ziel ist Streit und Zank.
Es liegt der Feind am Grund,
Und fest steht unser Bund.
Hoch Deutschland über Alles!

Nach einem Rückblick auf den schweren Kampf und seine Eröffnung schließt der Dichter also:

Und Sieg! Wir bauen mit dem Erz
Das Reich voll Herrlichkeiten!
Des Welttheils Haupt, des Welttheils Herz,
Steht es in Ewigkeiten.
Zum Schwur empor die Hand:
Das deutsche Vaterland
Frei, groß und stark und hehr!
Herr Gott, dir sei die Ehr'!
Hoch Deutschland über Alles!

Vernehmen wir ferner vor Allem auch Karl Gerock's Hochgesang vom Frieden:

Nun laßt durch's Land die Friedensglocken schallen,
Vom Rhein zum Belt im feierlichen Chor;
Nun laßt noch einmal die Geschütze knallen,
Des Krieg's Lebwohl, in's freudetrunkne Ohr!
Nun laßt die Stadt von bunten Flaggen wallen,
Als wogt' im Wind ein muntrer Tulpenflor.
Nun laßt die Nacht zum Flammenmeere werden,
Als wär' das Firmament verpflanzt auf Erden.

Das war ein Krieg, so frevelhaft erzwungen,
Daß nie ein Volk ein reinres Schwert noch zog;
Das war ein Sieg, so wunderbar gelungen,
Das er das kühnste Hoffen überwog;
Das ist ein Lenz, so süß hat nie gesungen
Die erste Lerche, die gen Himmel flog:
Das wird ein Fest, wie nimmer seines Gleichen
Gefeiert ward im Schatten deutscher Eichen.

Herr Gott, vor dem wir auf den Knieen lagen,
Eh' unser Arm sich hob zum blut'gen Strauß,
Auf Adlerflügeln hast du uns getragen,
In Feuerwolken zogst du uns voraus.
Du halfst uns dreiundzwanzig Schlachten schlagen,
Du führst als Siegesherzog uns nach Haus.
Herr Gott, so weit noch beten deutsche Zungen,
Sei dir zuerst ein Loblied heut gesungen.

Dann aber euch, die ihr mit grünem Reise
Am blanken Helm im Siegesmarsche naht,
Dem Kriegesherrn, dem frommen Heldengreise,
Mit seiner Heeresfürsten hohem Rath:
Euch Allen bis zum Letzten, der im Gleise
Der strengen Pflicht sein blutig Tagwerk that.
Was ihr vollbracht, errungen und ertragen,
Bewundernd werden sich's die Enkel sagen.

Der Dichter gedenkt dann auch der Gefallenen und ihrer Hinterbliebenen, sowie der verwundet und krank Heimgekehrten, erhebt sich aber, nachdem er ihnen Gottes Trost gewünscht hat, wieder zur Freudenstimmung und preist das deutsche Land und Volk:

Mein deutsches Volk, o dir ist viel gegeben,
Bewahre treu dein anvertrautes Pfund!
Vor allen Völkern will dich Gott erheben,
Drum beuge dich und halte seinen Bund.
Wo er regiert ist Seligkeit und Leben,
Wer ihm vertraut, der baut auf Felsengrund,
Und wo in Eintracht Brüder vor ihm wohnen,
Da will er selbst mit seiner Gnade thronen.

In Erinnerung an die alten Kaiser des früheren heiligen römischen Reiches deutscher Nation sagt dann der Dichter:

Kein römisch Reich, ein deutsches ist erstanden,
Nicht Krieg bedeutet's, Friede bringt's den Landen.

Ja, deiner Engel schönsten, Herr, den Frieden,
O send' ihn dem verstörten Erdenrund,
Heiß ihn versöhnen, was in Haß geschieden,
Laß ihn verbinden, was vom Schwerte wund.
Bis daß die Nationen all' hienieden
Sich sammeln zum beglückten Bruderbund.
Auf Erden Frieden und den Menschen allen,
So weit sie wohnen, Gottes Wohlgefallen!

Im Kirchenton sang Friedrich Beck ein Loblied auf den Frieden:

Herr Gott, dich loben wir,
Der uns den Sieg beschieden,
Herr Gott, wir danken dir,
Der uns geschenkt den Frieden!
Du Schlachtengott,
Du Friedensgott,
Dein ist die Macht,
Du hast's vollbracht,
Dein Name sei gepriesen!

Du warst's, der uns im Blutgefild
Den Weg geführt der Gnade,
Warst unsre Leuchte, unser Schild
Auf dunkelm Schreckenspfade,
Warst unser Thurm
Im Wettersturm,
Im Kampfgebraus,
Im Todesgraus
Ein Retter, ein Erbarmer!
u. s. w.

Bei der Freude über den äußern Frieden fehlte aber auch nicht die ernste Mahnung an den inneren Frieden, wie sie z. B. in einem Gedichte von Alexander Kaufmann enthalten ist:

Siegreich ward der Kampf geschlagen,
Den der Eintracht Geist gelenkt,
Siegreich, wie aus grauen Tagen
Kaum die Sage Gleiches denkt.
Eingeläutet wird der Friede,
Hochauf jubelt jedes Herz.
Unsre Helden Glied an Gliede
Jubelnd ziehen heimathwärts.

Uebergroßes ward beschieden,
Doch der Jubel wird zum Leid,
Läuten wir nicht auch den Frieden
Jedem innern alten Streit,
Werden Hader und Parteiung
Nicht gebannt im heil'gen Reich,
Wird die Hydra der Entzweiung
Nicht vertilgt mit wucht'gem Streich.

Friede, Friede auch im Innern!
Erst wenn dieser Friede glänzt,
Wird vom seligsten Erinnern
Jener große Kampf umkränzt.
Erst dann sind wir rechte Ahnen

Einer künft'gen schönen Zeit,
Die als Geister noch ermahnen
Dich, mein Volk, zur Einigkeit.

Es waren nun reiche herrliche Tage, als die siegreichen Kriegsheere heimkehrten und überall mit herzlichstem Jubel und dankbarster Freude empfangen und bewillkommnet wurden, am glänzendsten und großartigsten in Berlin, wo beim Sieges-Einzug an der Spitze seiner Garden Kaiser Wilhelm durch folgende, von Scheerenberg gedichtete Strophen begrüßt wurde:

Heil, Kaiser Wilhelm, Dir! Im Siegeskranze,
Wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt,
Heim führst du Deutschlands Heer vom Waffentanze
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt,
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem deutschen Reich geraubt,
Durch dich geführt errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.

Nun grüßt der Jubel dich von Millionen,
Aus allen Himmeln, Ost, West, Süd und Nord,
Schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
Treu seine warmen Heimathspulse fort,
Und mit den unverwelkbar'n Lorbeerkronen
Bringst du die Palme uns als Friedenshort.
O, daß ihr Schatten dich noch lange labe,
Dein Sämanns Mühen reiche Erndte habe!

Ein Gedanke nur war es, der vielfach einen bittern Wermuthstropfen in den allgemeinen Freudenkelch träufelte: es war der an die unzähligen Opfer, die der Krieg gekostet hatte, an die Blüthe der deutschen Jugend, die ihr Leben hatte lassen müssen für die große heilige Sache des Vaterlandes. Unverkennbar liegt doch darin eine der schmerzlichsten und tragischsten Seiten des Krieges, daß an den Ehren und Freuden des Sieges diejenigen nicht theilnehmen, die das Meiste für denselben gethan, gelitten und geopfert haben. Denn entweder bleichen ihre Gebeine im fernen Feindesland auf den Schlachtfeldern, — und das sind oft noch die glücklicheren, die Todten, oder sie liegen, — die armen Verwundeten und Siechen, die ihre graden Glieder und ihre Gesundheit der großen Sache zum Opfer gebracht haben, in den Lazarethen in Schmerz und Trübsal, entweder einem langsamen Tode, oder, krank und verstümmelt wie sie sind, einem Dasein mit gebrochener Kraft und also einer trübseligen Zukunft entgegensehend. Wie wenig wird aber bei den Siegesfeiern dieser Beklagenswerthen, die für die anderen Glücklicheren mit leiden müssen, gedacht! Und wer gedenkt des Schmerzes, des

Kummers, der Entbehrungen ihrer Angehörigen, denen die Siegesjubelklänge oft genug Thränen bitterer Wehmuth entlocken mögen!

Einzelne Dichterstimmen haben zu allen Zeiten nicht unterlassen, diesen schmerzlichen Gedanken ernsten Ausdruck zu geben. So leiht z. B. Wilhelm Hosäus den Todten seine Harfe zu einem Wort an die glücklicheren überlebenden Sieger:

Wir haben mit Euch den grünen Rhein
Helljubelnd überschritten,
Wir sind mit Euch in Frankreich hinein
Auf wiehernden Rossen geritten,
Wir haben im blutigen Kampfeswogen
Für Euch die schwarzen Loose gezogen,
Und fröhlich zum Sterben bereit,
Dem dunkeln Tod uns geweiht.

Und unser Sterben hat Euch Gewinn,
Hochheiliger Erndten getragen.
Ob unsern blutenden Leichen hin,
Habt Ihr die Feinde geschlagen.
Wir haben den Kampf zum Sieg gewandt,
Und all die Adler in Eurer Hand,
Die feindlichen Waffen und Wehre,
Ihr trägt sie zu unserer Ehre.

Wir gönnen Euch den Siegerkranz,
Den Namen zum Himmel erhoben.
Genießt den Ruhm, genießt ihn ganz,
So lang ihr wandelt dort oben.
Wir gönnen Euch alles, wir starben ja gern,
Und bis in's Grab noch leuchtet ein Stern:
Die selige Freude der Treue
Erquickt uns ewig auf's Neue.

Dies Eine nur, das bitten wir:
Beschirmt die gewonnenen Lande,
Daß unsre Gräber deutsche schier,
Daß sie Gräber im deutschen Sande,
Daß wir zum Dank für unser Thun,
Nicht gar in der Fremde noch müssen ruhen,
Und diese deutsche Erde
Nicht wieder Frankreich werde!

Der Verfasser widmete damals den gefallenen Helden und ihren trauernden Angehörigen ein Wort dankbarer Erinnerung und hoffnungsreichen Trostes:

So laßt sie ruhn, die wohl gerungen
Mit hohem Ernst und stiller Treu!
Der Schlachtenlärm ist längst verklungen,
Auf ihren Gräbern grünt es neu.
Was sie gethan wird ewig leben
Im Vaterland bei Alt und Jung,
Und stille wird ihr Grab umschweben
Der Engel der Erinnerung.

Und schmückt auch ihren fernen Hügel
Mit Blumen nicht der Liebe Hand,
So schwingt die Hoffnung doch die Flügel:
Auf Wiedersehn in jenem Land!
Und triumphirend steht der Glaube
Am Heldengrab und betet an.
Was Staub ist, läßt er gern dem Staube,
Was ewig, schwingt sich himmelan.

Dort blüht ein Lenz in heil'gem Frieden,
Verstummt ist Kampfgeschrei und Leid!
Und dem, der recht gekämpft hinieden,
Ist seine Krone dort bereit.
Der Treue ew'ge Siegerkrone!
Mehr als das Ehrenkreuz der Welt,
Gilt droben sie vor Gottes Throne,
Wenn einst der Ew'ge Heerschau hält.

Dann stehen in den ersten Reihen
Die recht gekämpft, geglaubt, geliebt,
Die Dem ihr Leben wollten weihen,
Der Lust für Leid der Erde giebt.
Die treu erfüllt in Gottes Namen
Die Pflicht dem Volk und Vaterland,
Als auf des Königs Ruf sie kamen,
Sie steh'n am Thron zur rechten Hand.

Dort laßt sie steh'n, hier laßt sie liegen
Im blutgetränkten Schlachtgefild.
Schlaft wohl, schlaft wohl! Wo Helden siegen,
Da ruhen sie auch sanft und mild.
Des Herrn ist überall die Erde,
Daheim so wie im fremden Land,
Ruft er sein Auferstehungs-Werde,
So sind sie ihm auch dort bekannt.

Und wahrlich, wahrlich, nicht vergebens
Vergossen sie ihr theures Blut,
Denn mit dem Opfer ihres Lebens

Errangen sie ein hohes Gut:
Das Volk in Freiheit fest verbunden,
Geschaart um einen hohen Mann,
Das heilt, Ihr Trauernden, die Wunden:
Was Gott thut, das ist wohlgethan!

Friedrich von Bodenstedt ließ ferner in Erinnerung an die treuen Todten namentlich auch eine Mahnung ergehen, ihrer Wittwen und Waisen zu gedenken:

Die Banner Deutschlands weh'n auf Frankreichs Fluren,
Erfüllt ist, was der Seher Mund verhieß.
Acht Riesenschlachten zogen blut'ge Spuren
Von Weißenburg und Wörth bis nach Paris.
Doch hört ihr von den großen Siegen melden,
Thut treu wie die Gefall'nen eure Pflicht.
Für Herd und Freiheit starben uns're Helden:
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Nie sah die Welt solch fürchterliches Morden
Seit Kains Tagen, wie in diesem Krieg,
Wo Frankreich selbst der Wüste schwarze Horden
Auf uns gehetzt; doch unser blieb der Sieg.
Der Boden Frankreichs dampft von deutschem Blute,
Hört was des Kriegers brechend Auge spricht:
Mein Licht verlischt, mein Tod kommt euch zu Gute,
Vergeßt mein Weib und meine Kinder nicht!

Die ehrnen Waffen winden sich zum Knäuel
Wie Riesenschlangen im Verzweiflungskampf;
Feind ringt mit Feind und Gräuel ringt mit Gräuel,
Die Erde dröhnt von Krachen und Gestampf.
Vorstürmend sinken ganze Bataillone,
Die Mitrailleusenkugeln prasseln dicht.
Der Heldentod wird euch zum Siegeslohne:
Vergeßt der Wittwen und der Weisen nicht!

Wohl ziemt dem Heldenheere Ruhm und Ehre,
Wenn's im Triumphe heimkehrt aus Paris.
Es war uns eine starke Burg und Wehre,
Daran sich Frankreichs Ruhm die Stirn zerstieß.
Doch ehrt die Todten auch, die bis zur Seine
Den Weg gebahnt in schwerer Kriegerpflicht,
Um sie fließt manchen Weibs und Kindes Thräne:
Vergeßt der Wittwen und der Waisen nicht!

Hiermit könnten wir nun unsere Betrachtung schließen, nachdem wir von mehr oder minder berufenen Dichtern eine Fülle von poetischen

Klängen vernommen haben, die die Vorbereitung, den Anfang, den Fortgang und die Vollendung des großen Krieges in allen Hauptphasen der Entwickelung verfolgten. Aber wir haben doch noch auf eine besondere Erscheinung unsere Aufmerksamkeit zu richten, nämlich auf die ganz kunstlose Volkspoesie von einfachen ungebildeten Soldaten, die in ihrer schlichten, oft naiven Weise ihren Gefühlen in Versen Ausdruck zu geben versucht haben, auch auf die Gefahr hin, daß zuweilen Knittelverse daraus würden. Auch schon bei früheren Kämpfen ist eine solche ächt soldatische Kriegspoesie gepflegt worden, die Manches geliefert hat, was auch in der Erinnerung des Volkes sich erhielt. So das berühmte Lied von „Prinz Eugen dem edlen Ritter" und verschiedenes andere. Dergleichen Soldatenpoeterei hat nun auch im letzten Kriege nicht gefehlt, und man hatte oft Gelegenheit zu beobachten, wie sehr die Leute sich für dergleichen Leistungen ihrer Kameraden interessirten und, wie einst die deutschen Handwerksmeister und Gesellen an ihren Feierabenden, sich in stillen Stunden, auf Vorposten, im Bivouak, im Quartier, in den Lazarethen, gern mit der Dichtung beschäftigten. Wir erinnern uns z. B. mit Freuden einer höchst amüsanten Scene, deren Zeugen wir in einem Lazareth in Amiens gegen Ende des Feldzuges gewesen sind. Um den Tisch her in der Mitte des Saales nahe beim Ofen saßen und standen Soldaten und hörten, ebenso wie die noch im Bette liegenden, sehr aufmerksam einem ihrer Kameraden zu, der in Unterhose und Unterjacke mitten unter ihnen hoch auf einem Stuhle stand und mit natürlicher Lebendigkeit und passender Gestikulation deklamirte. Um nicht zu stören, setzten wir uns still unter die Kameraden und vernahmen noch den Schluß einer Poesie, die der wackere Deklamator auf unser Ansuchen uns nachher noch einmal ganz vortrug, und, da es mit dem erbetenen Aufschreiben seinerseits nicht recht gehen wollte, uns in die Feder diktirte. Wir lassen sie nachstehend folgen, wie wir sie empfingen und in unsern „Bildern aus dem Kriegsleben eines Militär-Geistlichen" schon 1871 mitgetheilt haben. Sie war gerichtet an die gefallenen Brüder:

Ach könntet ihr aus euren Gräbern,
Ihr todten Kameraden, steigen an das Licht der Welt,
Und sehn und hören, was ihr Größes
Mit uns, Brüder, erstritten!
Die Freude wird euch nicht gewährt:
Die Erde last't auf euch, die euch
Dem frühen Tod mit uns entgegentrug.
Auf immer last't des Feindes Schicksal auf eurem Blutgerüste.
Aus dem vollen Leben
Liegt ihr jetzt im Grabe kalt und bleich.

Euer freudig festes Streben
Ist vernichtet so mit einem Streich.
Die Heimath habt ihr früh verlassen,
Vater, Mutter, Frau und Kind;
Die greisen Eltern in der Ferne,
Sie schließen euch nie mehr an's Herz.
Verletzt im tiefen Lebenskerne
Beugt all eure Eltern bittrer Schmerz.

Doch Eines ist, was auf die Wunde
Den Balsam legt mit milder Hand,
Bis einst die Wiedersehensstunde
Uns schlägt in einem bessern Land.
Dann werden eure Eltern vereinigt
Euch an der Seite stehen,
Dann werden sie in Lieb' und Treue
Euch dennoch alle wiedersehen.
Eure Gräber woll'n wir heilig halten,
Und mit Thränen und Blumen sie bestreuen,
Unsre Hände betend darüber falten,
Und euer Gedächtniß jedes Jahr erneuen.
Dann kommen eure Eltern, eure Brüder,
Einst aus fernem Land.
Nicht mehr gibt der Tod seine Beute wieder;
So reichen wir ihnen still zum Drucke die Hand.
Darum trauert nicht, ihr Eltern, Schwestern, Brüder!
Bald strahlt der Freiheit Morgenroth!
Und käme das ganze Heer auch niemals wieder,
Wir folgen doch der Ehre Machtgebot.

Ja wir verlassen bald das Land,
Wo euer Blut geflossen,
Dieses Land ist jetzt in deutscher Hand,
Der Friede ist entsprossen. —
Wir ziehen jetzt zur Heimath wieder,
Ihr seht sie nimmermehr.
Sanft mögen ruhen eure Glieder,
Vom Preußen- und Franzosenheer.
Drum schlummert sanft, ihr lieben Brüder,
Bis daß der jüngste Tag erwacht,
Dann sehen wir uns alle wieder,
Lebt wohl, manch guter Kamerad!
Die Thränen im Auge sagen's euch laut,
Daß euch der Tod den schönsten Sieg geraubt.

Auf unsere Nachfrage nach dem Ursprung dieser, den Stempel volksthümlicher Originalität unmittelbar an sich tragenden, ebenso gemüth-

vollen, als männlich ernst gehaltenen Soldaten-Dichtung, sagte uns der, welcher sie vortrug, daß er sie nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit seinen Kameraden von dem Zuge der zweiten Munitionskolonne des 8. Armeecorps, zu dem er gehörte, verfaßt habe.

Auch unser verehrter College, der Militair-Oberpfarrer und Consistorialrath Lohmann, redet in seinen „Ethischen Studien aus Frankreich" von der Lust unserer Soldaten, sich in solcher Weise mit Versemachen zu beschäftigen. Er sagt: „Viele Unteroffiziere, Trompeter, Füsiliere u. s. w. finden ihre größte Freude darin, statt mit Kartenspiel und Trinkgelagen ihre Ruhestunden auszufüllen, ihre Erlebnisse dichterisch darzustellen und mit Vorlesen ihrer Gedichte, mit Einübung von Singweisen ihre Kameraden zu erfreuen. Diese Thatsache ist, ganz abgesehen von dem ästhetischen Werth oder Unwerth der Erzeugnisse, selbst etwas Poetisches. Wenn aber gar dem Soldaten auf einsamem Vorposten in kalter Nacht seine Gefühle von selber zum Liede werden, das er nachher aus dem Gedächtnisse aufschreibt, so ist das seiner Natur nach volksthümliche Poesie, wie holperig die Verse auch sein mögen".

Auf einen solchen Ursprung weisen zuweilen diese einfachen Soldatenlieder an ihrem Schlusse in ächt volksthümlicher Weise ausdrücklich hin. Lohmann führt zwei solche Beispiele an, die bedauern lassen, daß er die Poesien selbst nicht auch mitgetheilt hat, sondern eben nur die Schlußstrophen, die eine lautet:

Bei Wörth auf grüner Wiese,
Wie ist so still die Nacht,
Da hat ein deutscher Jäger,
Einsam dies Lied erdacht.

Die andere:

Gedichtet hat dies Liedchen hier
Ein Pommerscher Landwehr-Pionier,
Der vor Metz bivouakiret hat,
Da Frankreich's Stolz erniedrigt ward.

Derselben Quelle entnehmen wir ein Liedchen an den Mond, von einem schwäbischen Jäger auf nächtlicher Feldwacht gedichtet:

O du lieber Mond,
Könnt ich mit dir gehen,
Und in deiner Pracht
Meine Heimath sehen!
Meine Heimath und das Haus,
Wo die lieben Meinen,
Um mich während dieser Zeit
Heiße Thränen weinen!

Doch der Mond geht seinen Weg,
Der ihm vorgeschrieben,
Und auch ich muß meine Pflicht
Streng als Krieger üben.

Ferner ein Gedicht von einem schwäbischen Trompeter an sein Liebchen:

Bleib du nur immer lieb und fromm,
Bis ich vom Rheine wiederkomm.
Bleib mir in Treu ergeben,
Dann weil ich allezeit bei dir,
Und Seit an Seit marschiren wir,
Wir zwei durch's ganze Leben.
Doch sucht mich einst umsonst dein Blick,
Wenn meine Brüder sind zurück,
So sollen sie dir sagen:
Für Deutschlands Freiheit starb er brav,
Hat dich, bis ihn die Kugel traf,
Im Herzen stets getragen.

Einen ernsten rührenden Charakter tragen ein paar Strophen an sich, die von einem muthigen, Gott ergebenen Jüngling herrühren, der schwer verwundet im Lazareth zu Bionville lag. Laurmann theilt sie mit in seinen „Gedenkblättern aus dem Heldenkampf Deutschlands in Frankreich":

Gibt's für den Kranken schönre Tage,
Als da, wo er mit frohem Herzen,
In Gott zufrieden, jede Klage,
Und all die Leiden, all die Schmerzen,
Die er erlitten, schwinden sieht?

Ein Gottvertrauen in der Brust
Verleiht Geduld, gibt starken Muth,
Auch große Schmerzen selbst mit Lust
Zu tragen, denn im Herzen ruht
Mir das Bewußtsein, daß es siegt.

Gleichfalls in schönem ernsten Sinne gehalten sind zwei einfache Dichtungen von einem Musketier Straas. Die eine ist ein Gebet auf dem Schlachtfelde von Metz:

Schon mehr wie einmal standen wir
In dieser Position,
Schon mehrmals schauten wir nach dir,
Herr Gott, und deinem Thron;

Aufs Neue donnerts in dem Thal
Und blitzt auf allen Höhen,
Wir sind versammelt allzumal
Aufs Neu zu dir zu flehen.

Vergib uns allen unſ're Schuld,
Sei bei uns in dem Kampf,
Und führe uns mit Vaterhuld
Durch dichten Pulverdampf.
Und ſchenk' die ew'ge Seligkeit
Den Kameraden allen,
Die heut' vielleicht im heißen Streit
Für unſern König fallen!

Das andere Gedicht drückt in ergreifender Weiſe die Sonntagsſtimmung aus während der Belagerung von Metz:

Aus den verſchonten Dörfern klingt
Der Glockenruf ins Weite;
Wie wunderſeltſam aber dringt
Es in die Ohren heute!
Man ſinget dort ein Lied dem Herrn
Und predigt ſein Geſetz —
Nur Friede hier — doch in der Fern,
Da donnerts dumpf um Metz.

Der Wald iſt wie die Felder bunt,
Die rings das Dorf umgeben.
Du gleichſt, Natur, in dieſer Stund'
Ganz meinem Kriegerleben.
Die Wölkchen ziehen friedlich ſich
Zuſammen wie ein Netz —
Nur Friede hier — doch kriegeriſch
Tönt's dumpf herauf von Metz.

Wie träge fließt der Bach durch's Thal
Als wär er Fließens müde.
Die Wachtel ruft im Sonnenſtrahl
Zum Abſchied noch: 's iſt Friede!
Und Gottes Friede kündet auch
Des Dorfes Glöcklein jetzt —
Nur Friede hier — doch Pulverrauch
Und Krieg iſt rings um Metz.

Der Volkshumor ſpielt bei dieſer Soldatenpoeſie auch eine Rolle. Humoriſtiſch ſind z. B. die im Kaiſerswerther Volkskalender von 1872 mitgetheilten Verſe eines Berliner Unteroffiziers Lorch bei der 9. Compagnie des 1. Garde-Regiments:

Hier is et kalt und zucht och sehr,
Gewürme wimmelt um mich her,
Hier riecht et faul und modrig,
Mit einem Wort: hier is et kodrig.

Keene Zigarren hab ich nich,
Sogar een Streechholz mangelt mich,
Und hungern thut mir unermeßlich,
Mit eenem Wort: hier is et gräßlich.

Ach wäre ick doch still zu Haus,
Und tränk ne kühle Weiße aus!
Doch einsam hier verschmachten soll ich.
Ach wäre ich bei Muttern dort,
Mit eenem Wort: da wär et mollig.

In ähnlichem Sinne gehalten sind folgende Knittelverse eines Soldaten, die sich über die Beköstigung lustig machen:

Als Mittagbrod gibt's grünes Kraut,
Ach hier ist's wirklich schön,
Hier wird ja andres nichts gebaut,
Und dennoch ist es schön.

Wir trinken sauren Apfelwein,
Und schlafen Abends hungrig ein,
Und dennoch ist es schön, ja ja,
Hier ist es wirklich schön.

Auch noch ein paar Spottverse eines Soldaten auf Napoleon wollen wir mittheilen:

Napoleon bedrohte
Das deutsche Vaterland
Mit seinem Chassepote
Und seiner langen Hand.

Bis unser Volk in Waffen kam
Und schlug ihm beide Flügel lahm
Mit seiner großen Macht.
Napoleon, Napoleon, wo hast du hin gedacht?

Zuletzt folge noch von dem schon erwähnten Straas, der aber doch etwas mehr als die anderen den geübten Poeten verräth, ein Gedicht auf den Marketender:

Es leb' der Marketender,
Der dort an dem Geländer
Bei seinem Karren steht!

Er ist fürwahr der beste
In diesem ganzen Neste;
Geht Alle hin und seht!

Er nimmt zwar auch gern Geld an;
Jedoch dafür erhält man
Sehr viel von seiner Waar'.
Und gut sind seine Waaren:
Hat Treſter, Bittern, Klaren,
Und auch sein Bier ist klar.

Rum, Messer, Tabakspfeifen,
Verschied'ne Sorten Seifen,
Zwirn, Nadeln, Pfeffer, Salz —
Hat was uns nur thut fehlen,
Ja, zum Gewehreinölen
Auch ungesalzen Schmalz.

Holländ'schen Käs, auch Schweizer,
Brot gibts für wenig Kreuzer
Ein großes Stück allda.
Er hat auch Stearinkerzen,
Ein Töchterchen zum Herzen,
Das ist die Hauptsach' ja.

Papier und Federn hat er,
Zu schreiben an den Vater
Die jüngste Neuigkeit.
Wenn ich euch gut soll rathen,
So gehet hin, Soldaten,
Es ist die rechte Zeit.

Er hat noch viele Sachen
Die uns Vergnügen machen,
Geht selber hin und seht!
Hoch leb' der Marketender,
Der dort an dem Geländer
Bei seinem Karren steht!

An diese volksthümliche Soldatenpoesie, die mit gutem Humor gewürzt ist, schließen wir noch die Hinweisung auf eine ergötzliche humoristische Darstellung, die der deutsche Krieg von 1870—71 gefunden hat, in einem „Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Schartenmayer, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten". Hinter dieser Maske eines ehrlichen biederen Volksschulmeisters versteckt sich aber Niemand anders, als der bekannte und be-

rühmte Aesthetiker, Professor Theodor Fischer, der in diesen wie in zwei früheren, seinem Schartenmayer in den Mund oder vielmehr in die Feder gelegten, humoristischen Dichtungen den volksthümlichen Bänkelsängerton mit seiner spießbürgerlichen Lebensanschauung, hausbackenen Moral und gelegentlichen sittlichen Entrüstung meisterhaft getroffen hat. Sein Landschullehrer Schartenmayer ist freilich durch und durch Schwabe, und die Dichtung trägt eine starke lokale Färbung, ja er ist zugleich württembergischer Partikularist, wenn auch in einer ungefährlichen Weise. Aber dabei ist er von einer anerkennenswerthen edeln deutschen Gesinnung erfüllt, und seine Klagen über die Verderbniß der Zeit, welche in dem bald auf den Krieg folgenden Gründerschwindel u. dergl. hervor trat, geben dem humoristischen Gedichte gegen Ende einen besonderen Beigeschmack. Ebenso die abfälligen Aeußerungen über einzelne militärische Einrichtungen in Preußen, sowie über die neue Ordnung in Bezug auf Maße und Gewichte im deutschen Reich. Doch das soll uns die Freude an dem ächten Volkshumor in dem Kriegs-Epos selbst nicht trüben. Gleich zum Beginn desselben redet der Sänger davon „wie es anfing“:

Krieg anfangen ist bekanntlich
Ohne Ursach' immer schandlich;
Geht es dem, der anfing, schlecht,
So geschieht es diesem recht.

Ueber die sogenannte Feuerprobe oder Feuertaufe des kleinen Prinzen Napoleon, den der Kaiser bei Saarbrücken bei sich hatte, um ihn etwas Pulver riechen zu lassen, macht sich Schartenmayer in folgender Weise lustig:

Sieh da kommt mit stolzem Schritte
Er, Napoleon der Dritte.
Wer ist bei ihm? Zweie sind's.
Dieses ist der kleine Prinz.

Und was thut der Mensch, der böse?
Führt an eine Mitrailleuse,
Kugelspritze auch genannt,
Seinen Buben an der Hand.

Zeigt ihm, wie man es muß machen,
Daß die vielen Schüsse krachen;
Das Commandowort ergeht:
Feuer! und der Bube dreht.

Ist nun das nicht eine Sünde
An so einem jungen Kinde,
Das noch nicht ist confirmirt,
Daß man es zum Blutdurst führt?

Kann man das Erziehung nennen?
Muß mein Abscheu nicht entbrennen?
Spricht dagegen nicht zumal
Christenthum und auch Moral?

Wäre ich dabei gewesen,
Hätt' ich ihm den Text gelesen:
Dreh nicht an der Kurbel, Lui!
Laß es sogleich bleiben! Pfui!

Der zweite Gesang des komischen Heldengedichtes schildert, „wie es fortging bis Sedan", und die vielen Kämpfe und Siege Schlag auf Schlag machen dem Poeten viel zu schaffen, so daß er zu folgendem Stoßseufzer kommt:

Theilweis wird die Arbeit sauer,
Weil doch wirklich auf die Dauer
Die Verfertigung mir schwer
Wird von so viel Versen sehr.

Hatte nun schon Kutschke, wie wir früher sahen, über die allzu großmüthige Behandlung des kaiserlichen Gefangenen von Sedan die Nase gerümpft, so thut dies unser Schulmeister erst recht auch, erklärt sich dann aber darüber näher also:

Nämlich ich will zwar nicht sagen,
Daß man ihn noch solle plagen,
Schwer genug ist ja sein Weh
Droben auf der Wilhelmshöh.

Und die Ehre zu bewahren,
Soll mit Anstand man verfahren,
Grade wenn man Sieger ist,
König, Ritter, Mensch und Christ.

Doch nach solcher Katastrophe
Auch noch Köche von dem Hofe?
Noch Musik und Ehrenwacht?
Dieses sind' ich übermacht.

Es genügt nach solchen Streichen
Diesem Mann verabzureichen
Eine gute Hausmannskost,
Sonntags Wein und Werktags Most.

Spätzlein*) sogar meinetwegen
Kann zum Sauerkraut man legen,

*) Eine beim schwäbischen Volke sehr beliebte Mehlspeise.

Blutwurſt auch ſei zugeſellt,
Wenn er ordentlich ſich hält.

Wer hat es auf dem Gewiſſen,
Daß ſo Viele hungern müſſen,
Tragen Hitz' und Froſt und Durſt?
Da iſt faſt zu viel die Wurſt.

In dem dritten Geſang: „Wie es ausging", zeigt der ehrliche ſchwäbiſche Schulmeiſter eine beſondere Freude an den tapferen Kämpfen der Württemberger, von denen früher im Kriege noch nicht viel die Rede geweſen war:

Darum raunt des Argwohns Teufel
Manchem ein den leeren Zweifel,
Weil man von uns denke krumm,
Stelle man uns hinten num.

Das iſt nun glücklich anders geworden, dadurch, daß der Herr es dem franzöſiſchen General Ducrot eingab, gegen die etwas ſpärliche Aufſtellung der Württemberger vor Paris einen gewaltigen Ausfall mit großer Uebermacht zu unternehmen, derſelbe wurde aber ſchließlich überall zurück geſchlagen. Bei Champigny war der Kampf am heftigſten:

Champigny, in deinen Straßen
War des Kampfes letztes Raſen,
Da war Einer gegen Acht,
Doch hat Keiner Kehrt gemacht.

Die wackeren gefallenen Landsleute redet der Dichter alſo an:

Aus dem Blut, das ihr vergoſſen,
Iſt ein ſtolzer Baum entſproſſen;
Wer ſie ſelber pflanzte, ruht
In der Eiche Schatten gut.

Nachher meint der brave Schulmeiſter ſich gewiſſermaßen entſchuldigen zu müſſen, daß er von den Thaten ſeiner engeren Landsleute ſo viel Weſens gemacht hat:

Es kann eigenliebig ſcheinen,
Daß ſo viel ich von den Meinen
Bis hierher hab' vorgebracht,
Anderer nur kurz gedacht.

Doch die übrigen Provinzen,
Selbſt die Fürſten und die Prinzen,
Werden ja von Süddeutſchland
Darum keineswegs verkannt.

So versäumt es der Dichter auch nicht, noch die ausgezeichneten Leistungen anderer deutschen Truppen hervorzuheben, und kommt dann auf die Kaiserproklamation in Versailles, bei der er den König von Preußen eine vornehm passive, ruhige Rolle spielen läßt. Als die Kaiserkrone ihm angeboten ward, heißt es:

Dieser sagte: meinetwegen,
Ich hab' weiter nichts dagegen!
Und so ward es resolvirt,
In Versailles proklamirt.

Schartenmayer preist darauf aber Deutschland glücklich, daß es nun wieder einen Hüter hat:

Und so stehet nun mit voller
Rüstung in dem Hohenzoller,
Jener große Hohenstauf
Barbarossa wieder auf.

Weiter feiert er dann die Heimkehr der siegreichen Truppen, welche auf ihrer Bajonettspitze ein erneutes Vaterland mitbringen. Auf die Blüthe desselben weisen auch die tausendfältigen Blumengrüße hin, die den Kriegern entgegen gebracht wurden:

Ja der dichte Blumenregen,
Der euch Tapfern kommt entgegen,
Sagt mit seinem Gruß zugleich:
Blühen soll das deutsche Reich.

Seine patriotische Gesinnung drängt es den Dichter, nachdem er eine Reihe von Klagen über Neuerungen im neuen deutschen Reiche vorgebracht hat,*) ehe er schließt, wiederholt ausdrücklich kund zu geben. Er bittet um die Gunst des Lesers:

Bleibt dem alten Knaben gut,
Glaubt er ist ein ehrlich Blut.

Hält's nicht mit den Reichsverräthern,
Den ruchlosen Uebelthätern,
Die das Reich uns nagen an,
Wie mit gift'gem Rattenzahn.

Er ist kein so Ungeheuer,
Ist und bleibt des Reichs getreuer
Ordentlicher Bürgersmann,
Der nur warnt, so gut er kann.

*) Zum Beispiel auch über das schlechte Bier und über das neue Maß:

Dieses neue Maß, der Liter,
Ist für uns're Denkart bitter.
„Noch a halbes Schöpple, Lis!"
Dieser Auftrag klang so süß.

Er spricht ferner seine Freude aus, diese große Zeit mit erlebt zu haben, sowie die Erwartung, daß kein Teufel uns wieder raube, was in derselben glücklich errungen ist. Zum Schluß versichert er, daß er nur für das Wahre und Gute, für das Biedere gegen das Niedere, habe kämpfen wollen und verabschiedet sich von seinen Freunden und Lesern.

Ehe wir ein Gleiches thun, sei es uns gestattet, nach dieser humoristischen Episode doch schließlich wieder in den ernsteren Ton, der onst diese Darstellung durchzieht, zurück zu lenken, indem wir folgende Strophen mittheilen, die wir im Sommer 1871 den heimgekehrten tapferen Kriegern der deutschen Armee widmeten:

Nun seid ihr heimgekehrt, ihr deutschen Krieger,
Ein heilig großes Werk habt ihr vollbracht!
Ein immer grüner Lorbeer schmückt die Sieger,
Zum hellen Lichte ging's durch dunkle Nacht.
Euch grüßen fröhlich Eltern, Frauen, Kinder,
Euch grüßt mit Stolz das deutsche Vaterland.
Euch grüßt manch hohes Siegeslied nicht minder:
Schlagt ein, willkommen! Her die tapfere Hand!

Sie hat gar treu den großen Schwur gehalten,
Sie hat gar gut geführt das deutsche Schwert,
Derweil daheim die Hände wir gefalten:
„Herr Gott, o mache sie der Väter werth!"
Ihr seid's geworden, habt den Feind geschlagen
In hundert Kämpfen blutig, muthig, fein;
Habt Deutschlands Banner siegesfroh getragen
Bis in die Hauptstadt Frankreichs stolz hinein.

Da war's geschehn, da leuchtete die Sonne,
Da riß der Schleier eiteln Wahns entzwei.
Nun danket alle Gott! O welche Wonne!
Das Volk ist einig und das Land ist frei!
Zu Boden liegt der Feind; vom Fels zum Meere
Begrüßt das Volk den Heldenkaiser jetzt,
Der treu gekämpft für Deutschlands Macht und Ehre,
Bis ihn der Herr auf Deutschlands Thron gesetzt.

Zur Seite stehn die wackeren Trabanten,
Die brav und treu gehalten Wacht am Rhein,
Bis auf den Höhen Freudenfeuer brannten,
Bis Jubelruf erscholl von Groß und Klein.
Da seid ihr heim gekehrt zu Haus und Herde,
Sankt fröhlich den Geliebten an das Herz,
Denn rein gewaschen ist die deutsche Erde
Von Schmach und Schande durch das deutsche Erz. —

Doch ach, nicht alle kehren fröhlich wieder,
Und mancher wankt, ein früher Greis, am Stab!
Die Abendſonne leuchtet ſtill hernieder
Im fremden Land auf manches friſche Grab.
O ſchlummert ſanft, ihr lieben deutſchen Helden!
Auf Wiederſeh'n im ew'gen Heimathland!
Dort könnt ihr frohe Siegesbotſchaft melden,
Daß Deutſchland endlich, endlich auferſtand.

Heil, Barbaroſſa dir, du Mann von Eiſen,
Nun ſteht dein Kaiſerſtuhl nicht länger leer!
Heil, großer Kurfürſt, glücklich jetzt zu preiſen:
„Aus deinen Knochen" kam der Rächer her!
Heil, alter Fritz, auch dir, du großer König,
Der ſeinem Volk die Wege kühn gebahnt!
O ſchaut herab und hört, wie tauſendtönig
Das deutſche Volk begrüßt, was ihr geahnt.

Ja, ja es iſt geſchehn! Das tiefſte Sehnen
Der Jugend iſt erfüllt, ich hab's erlebt!
Aus tauſend Augen brechen Freudenthränen,
Ein Wort iſt's, das auf tauſend Lippen ſchwebt:
Dank euch, ihr Helden, die die Thaten loben,
Empfangt die Palme, nehmt den Lorbeer an!
Dank dir, du ew'ger Herr der Welt dort oben,
Denn Wunder ſind's, die du an uns gethan. —

Und nun zurück zur Arbeit, daß im Frieden
Wir vorwärts ſtreben unter Preußens Aar!
Der Gott, der uns im Kampfe Sieg beſchieden,
Er bleibt bei uns, wie er bis heute war. —
So reiht in Deutſchland Blüthe ſich an Blüthe
Zu einem großen, wunderreichen Kranz,
Und jede preiſt des großen Schöpfers Güte,
Umleuchtet von des Friedens hehrem Glanz! —

Schlußwort.

Indem wir hiermit unsere, den Betrachtungen über die Poesie des Krieges beigefügten Mittheilungen aus der Kriegspoesie verschiedener Zeiten und Völker, namentlich unserer deutschen Nation, schließen, drängt sich uns ein Wunsch auf, dem wir doch noch in einem Schlußwort meinen Ausdruck geben zu sollen. Es ist der, daß diese Darstellung dazu beitragen möge, daß unser deutsches Kriegsheer, welches die Lorbeeren der letzten Jahrzehnte unvergänglich schmücken, immer mehr in allen seinen Schichten seinen kriegerischen Beruf von der idealen Seite auffassen und sich dadurch in seiner ganzen Haltung und Richtung bestimmen lassen möge! Je höher Einer von seinem Stande und Berufe hält, desto tüchtiger wird er sich in demselben verhalten und bewähren. Rechte Selbstachtung ist immer die erste Bedingung, um sich bei Andern die rechte Achtung zu erwerben. Damit ist nun aber gewiß nicht eine leere Einbildung auf den Stand, die Auszeichnungen, die er genießt, die Vorzüge, deren er sich erfreut, den äußern Glanz, der ihn umgiebt, gemeint. Eine solche Einbildung kann nur zu einem hochfahrenden Wesen führen, welches eine um so viel schärfere Kritik herausfordert, zu der man ohnehin mannigfach in der Presse wie in der bürgerlichen Gesellschaft dem Militärstande gegenüber geneigt ist. Darum aber gerade ist es um so viel wichtiger, daß derselbe in allen seinen Gliedern durch eine ideale Auffassung seines Berufes die rechte würdige, edle, ritterliche Haltung behaupte, die ihm in allen Kreisen der Gesellschaft die erwünschte und nothwendige allgemeine Achtung und Theilnahme erwerben und erhalten kann.

Wenn der Soldat seinen Stand und seine Stellung stets von der höheren idealen Seite auffaßt, so wird er die höchsten Anforderungen an sich selbst stellen, stets recht strenge gegen sich sein und sich bemühen, dem Urbilde eines ächten Kriegers, eines Ritters im edelsten Sinne des Wortes, so viel an ihm ist, nachzukommen. Das wird dann nothwendiger Weise dazu mitwirken, daß der Stand als solcher in seiner ganzen Haltung

und Richtung mehr und mehr dem Ideale nachkomme, nach dem er zu streben hat. Ist er doch zu aller Zeit ein hoch angesehener gewesen! Bei den heidnischen Völkern des Orients wie des Occidents, bei den Griechen wie bei den Römern, bei den Germanen wie bei den Slaven standen die Krieger in hohen Ehren. Und obgleich das Christenthum die Religion ist, die den Frieden auf Erden predigt, welchen die Engel bei der Geburt seines Stifters verkündeten, so hat dasselbe doch dem Kriegerstande nie das Mindeste von seiner Ehre geraubt.

Aber derselbe hat auch seinerseits gleich von Anfang an der über den Völkern der alten Welt aufgehenden neuen Sonne der Gerechtigkeit freudig sich zugewendet. Schon unter den Bußfertigen, die zur Taufe des Vorläufers Christi an die Ufer des Jordan hinabstiegen, befanden sich Kriegsleute, die den rauhen Wüstenprediger fragten, wie sie sich zu verhalten hätten, um Gott zu gefallen. Und nachher als Christus aufgetreten war, war es ein heidnischer Hauptmann von Capernaum, der durch seine Liebe und Theilnahme für seinen kranken Knecht, die ihn hülfesuchend zu dem Heiland trieb, durch seine feste entschiedene Disciplin, vermöge deren er auf den willigsten, freudigsten Gehorsam bei allen seinen Leuten rechnen konnte, durch seinen starken Glauben an Christi Macht und Liebe, den der Herr den Juden zur Beschämung vorhält, sich so ausgezeichnet, daß er als erhabenes Musterbild des Lebens und des Glaubens nicht nur zunächst für seine Standesgenossen, sondern für alle Menschen gelten kann. Und nachher, als die Menge der Juden, ihre Hohenpriester, Aeltesten und Schriftgelehrten, höhnend und spottend unter dem Kreuze des Erlösers standen, war es der Hauptmann, der die Wache befehligte, welcher beim Tode Jesu ein offenes Zeugniß für seine Frömmigkeit, ja für seine höhere Herkunft ablegte.

Und weiterhin bei der ersten Ausbreitung des Christenthums durch die Apostel ist es wieder die Gottesfurcht eines Hauptmanns, des Cornelius von Cäsarien, welche den Petrus veranlaßt, auf Grund der göttlichen Weisung zuerst in ein heidnisches Haus zu gehen und daselbst Christum zu predigen und die heilige Taufe zu spenden. — So scheint denn auch sehr frühe schon in dem römischen Heer das Christenthum verbreitet gewesen und durch dasselbe zu den von den Römern mit Krieg überzogenen Völkern des Abendlandes gekommen zu sein. Denn die Geschichte des ersten Auftretens des Christenthums in West-Europa, namentlich am Rhein, weist wie die des ältesten Märtyrerthums daselbst, auf eine Reihe von militärischen Glaubenszeugen hin, die ihr Leben für Christum gelassen haben und dort bis heute hoch verehrt werden. Auch der berühmte Bischof Martinus von Tours ist aus dem Kriegerstande hervorgegangen.

So haben die Kriegsleute sich frühe schon auch als Streiter und

Sieger für die Reichssache Christi bewährt, indem sie seiner Kreuzesfahne, zu der sie geschworen hatten, bis in den Tod getreu blieben.

Aber die Krieger, ihren Kampf und ihre Waffenrüstung finden wir auch oft im neuen Testament als Beispiel und Vergleich für den geistlichen Kampf für das Reich Gottes hingestellt, und ihr Verhalten soll den Christen als Muster dienen. So ermahnt Paulus den Timotheus: Leide mit als ein guter Streiter Christi. Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung, auf daß er dem Heerführer gefalle. Und er fügt hinzu: Und so Jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht. Und im ersten Brief an die Corinther stellt Paulus die Enthaltsamkeit der Kämpfenden zum Muster hin, indem er sagt: Ein jeglicher aber, der da kämpft, enthält sich alles Dings. Jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfangen, wir aber eine unvergängliche. Er hat damit die heidnischen Kämpfer und Ringer, namentlich auch bei Kampfspielen, im Auge. Der christliche Krieger wird Enthaltsamkeit zu üben haben, ebenso wohl um die unvergängliche Krone droben, als um den vergänglichen Siegespreis hienieden zu gewinnen. Bekannt ist ja denn auch, wie Paulus im Briefe an die Epheser die ganze Waffenrüstung des alten Kriegers in allen ihren einzelnen Theilen als Bild und Vergleich gebraucht für die geistliche Darstellung des Christen, indem er auffordert, die Rüstung Gottes aufzunehmen, um am bösen Tage Widerstand leisten und das Feld behalten zu können.

In solchen Zügen und Andeutungen der heiligen Schrift ist doch nun die Hinweisung auf die ideale Bedeutung des Kriegerstandes ebenso unverkennbar, als die hohen Erwartungen, die auf Grund derselben von ihm gehegt werden. Und man muß sagen, daß zu deren Erfüllung und überhaupt zur richtigen Erfassung der hohen Bedeutung des Kriegerstandes, bei uns in der Gestaltung seiner ganzen socialen Stellung im Allgemeinen wie in seinen einzelnen Einrichtungen weit mehr geschehen ist und geschieht, als für irgend einen anderen Stand. Für welchen andern Stand gibt es denn noch nicht nur die eigene Gerichtsbarkeit, sondern auch die Sammlung zu eignen kirchlichen Gemeinschaften, für die besondere Geistliche angestellt sind, besondere Kirchen erbaut, besondere Kirchenbücher geführt, besondere Gottesdienste veranstaltet werden, deren Besuch wenigstens monatlich einmal mit zu den Dienstpflichten des Soldaten gehört, und für die er sein besonderes Gesang- und Gebetbuch hat. Auf Grund einer Kriegsministerialverfügung wird dann aber auch die Sorge für die religiöse Bildung und Erhebung des Soldaten noch über den Sonntag hinaus in die Woche ausgedehnt, indem in den Kasernen religiöse Vorträge gehalten werden sollen, die oft zu Bibelstunden, zuweilen auch zu katechetischen Besprechungen oder zu Andachten sich gestalten.

Dieser religiösen Erziehung des Soldaten entsprechend, ist auch schon sein Eintritt in den Kriegerstand unter eine kirchliche Weihe gestellt, indem er meist im Gotteshause selbst den Diensteid auf die Fahne schwört, nachdem eine Predigt vorangegangen ist, in der der Rekrut wie auf die hohe Bedeutung dieses Eides, so zugleich auf den Ernst seiner Berufspflichten im Allgemeinen hingewiesen wird, damit er erkenne, daß dazu der ganze Mann mit vollster Treue, Hingabe und Gewissenhaftigkeit erfordert wird.

Und die Fahne selbst, auf die der Soldat seinen Eid schwört, ist ja denn auch, ehe sie dem Truppentheil als kostbarstes Gut, für das er sein Leben zu lassen hat, übergeben wurde, unter Mitwirkung höherer Offiziere, auch wohl fürstlicher Personen, zusammengesetzt und dann mit religiöser Feierlichkeit und Gebet geweiht worden.

So gilt dem Soldaten seine Fahne wie ein ideales Heiligthum, dem er folgt, wie die Kinder Israel der Bundeslade, die auch bei Heerzügen des Volkes mitgeführt wurde. Die Fahne, bei dem Commandanten aufbewahrt, wird nur unter Begleitung zweier Offiziere mit klingendem Spiel abgeholt und getragen und von dem Truppentheil nur mit der höchsten Ehrenbezeugung des Gewehrpräsentirens empfangen. Demgemäß läßt der Soldat für seine Fahne freudig sein Leben, aber er verläßt sie nicht; fahnenflüchtig zu werden zieht den größten Schimpf nach sich. Die Fahne im Kampf zu verlieren, ist das Bitterste, was den Soldaten treffen kann, sie siegreich aus dem Schlachtgetümmel heimzubringen, wenn auch zerschossen und bis zur Unkenntlichkeit zerfetzt, ist seine höchste Freude und Ehre. Sie erhält denn auch das Band und das Abzeichen des Ordens, der die Tapfersten unter den Tapferen schmückt, wie auch die Namen der Schlachten und Gefechte, in denen das Banner siegreich getragen wurde, auf metallenem Ringe eingegraben, die Stange desselben ziert, zu steter Erinnerung für die jüngere Generation.

Wie nun ferner das Kriegsheer bei uns allsonntäglich Gegenstand besonderer Fürbitte im Kirchengebet ist, so wird namentlich auch der erste Auszug zu einem Kriege ihm unter religiöse Weihe gestellt. Da wird in der Regel ein allgemeiner Landes-Buß- und Bettag gehalten, an welchem Fürst und Volk, Krieger und Bürger sich vereinigen, den Herrn der Heerscharen anzurufen um Hülfe in der Noth des Krieges, um Sieg für die Waffen, um glückliche Heimkehr der Tapfern. Mit solcher Feier, die den ganzen Kampf unter Gottes besondere Obhut stellt, ist oft auch die Spendung des heiligen Abendmahles besonders für die ausziehenden Krieger verbunden. Solche findet aber auch im Felde häufiger statt, wenn Zeit und Gelegenheit es gestatten. Daheim werden dann die Gebete für den Erfolg der Waffen während des ganzen Krieges fortgesetzt, bei dem letzten deutsch-französischen Kriege beispielsweise in einem

Formular, welches ausdrücklich des christlichen Verhaltens auch dem Feinde gegenüber gedachte, worin doch offenbar für jeden einzelnen Mitkämpfenden eine ernste Mahnung lag, der Pflicht der Feindesliebe auch draußen im Felde stets eingedenk zu sein und sich alles gewaltsamen Verfahrens gegen Wehrlose, gegen Verwundete, gegen Nichtcombattanten zu enthalten.

Aber nicht nur der Auszug des Soldaten in den Krieg wird unter religiöse Weihe gestellt, sondern auch seine Heimkehr, bei welcher in einem allgemeinen Friedens- und Dankesfest Gott die Ehre gegeben wird für das, was er den Truppen hat gelingen lassen. Jedoch nicht alle kehren heim, und den Gebliebenen gebührt auch ihre Ehre. So werden die Namen der mit Gott für König und Vaterland den Heldentod Gestorbenen in den Kirchen und Kapellen ihrer Heimath oder ihres Garnison-Ortes auf Gedächtniß-Tafeln der dankbaren Erinnerung der gegenwärtigen und der kommenden Geschlechter aufbehalten, und die Enthüllung dieser Tafeln ist wieder mit einer besonderen angemessenen kirchlichen Feier verbunden. Aber auch die glücklich heimgekehrten Krieger gehen endlich Einer nach dem Anderen, wie die Daheimgebliebenen, den Weg alles Fleisches, und wenn sie dann das Zeitliche gesegnet haben, so begleitet die kirchliche Weihe sie bis an ihr Grab, um ihre irdische Hülle unter Gebet und Segen der letzten Ruhe zu übergeben.

Hiernach kann man doch wohl sagen, daß kein anderer Stand so in seiner ganzen Berufsthätigkeit Schritt für Schritt von religiöser Weihe gehoben und getragen wird, als gerade der Kriegerstand, bei dem auch wenigstens auf der Wache jeder einzelne Tag mit einem kurzen Abendgebet beim Zapfenstreich beschlossen wird. Der Sinn und Gedanke, welcher dem Allen zu Grunde liegt, wird von Körner zunächst für die Kriegszeit, aber ebenso auch für den Friedensdienst treffend in den Gebetsworten ausgedrückt:

Vater, Du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne Deine Gebote.
Herr, wie Du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne Dich!

Vater, Du segne mich!
In Deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, Du hast es gegeben.
Zum Leben, zum Sterben segne mich,
Vater, ich preise Dich!

Dieses religiöse Band, welches die Soldaten umschlingt und ihre Beziehungen zu dem ewigen unsichtbaren Gott stets lebendig erhält, soll nun zugleich auch die kameradschaftliche Verbindung, in der die

Krieger unter einander stehen, weihen und regeln. Dieselbe ist doch wieder einzig in ihrer Art. In keinem Stande sind die einzelnen Glieder so völlig auf einander angewiesen, als im Soldatenstande. In keinem anderen leben sie stets Nacht und Tag so zusammen, wie die Soldaten in ihrer Kaserne; in keinem anderen theilen sie so fortwährend Leid und Freude mit einander, wie diese.

In solcher innigen Gemeinschaft und Genossenschaft liegt aber, wenn sie recht gestaltet ist, unverkennbar etwas Schönes, Ideales, und das kalte Wort des Brudermörders Kain: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" findet nirgendwo weniger seine Stelle, als im Soldatenleben. Da ist wirklich Einer des Andern Hüter und Wächter, und keiner kann sich dem entziehen. In Kriegs- und Friedenszeiten wird und muß Jeder zu jeder Zeit von seinem Nebenmanne und seinem Schlafgenossen Bescheid wissen, und es soll der Eine für den Andern einstehen, ein Verhältniß, das an und für sich etwas Poetisches hat und auch von Dichtern vielfach verherrlicht worden ist. Wir haben früher schon erinnert an das hübsche Lied von Uhland:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

So kann in der Schlacht die erste beste Kugel, die geflogen kommt, wie der Dichter sagt, eben so gut den Einen wie den Andern treffen, jeder von Beiden muß darauf gefaßt sein:

Ihn hat sie weggerissen,
Er liegt zu meinen Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Und es ist ja dem treuen Kameraden, als würde ein Stück von ihm weggerissen, wenn ihm sein lieber Genosse von der Seite genommen wird. Dieser will dann aber nicht ohne Zeichen der Treue und Liebe scheiden, und da er, auf den Tod verwundet, nicht mehr reden kann, so reicht er sterbend die Hand hin, um dem Freunde seine Treue und Anhänglichkeit über das Grab hinaus kund zu thun:

Will mir die Hand noch geben,
Derweil ich eben lab'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad.

Ja der furchtbare Ernst des Dienstes geht vor, und so kann der Ueberlebende nicht einmal das letzte Freundschaftszeichen des Scheidenden

hinnehmen; statt dessen weis't er ihn aber auf die Fortsetzung des kameradschaftlichen Verhältnisses in jenem Leben tröstend hin. — Kann dasselbe schöner verherrlicht werden, als Uhland hier in so schlichter Einfachheit thut?

Wie treffend Schenkendorf die ideale Seite des kameradschaftlichen Verhältnisses hervorhebt in seinem Soldaten-Abendlied, haben wir früher schon gesehen. Der ganze Truppentheil erscheint ihm da, wie sich's gebührt, als eine große Familie, deren Vater der „liebe General" ist, für den jedes Soldaten Abendgebet zum Himmel emporsteigt, indem er ihm, der gar oft mit den Soldaten in Sturm und Regen ohne Obdach im Freien schläft, eine sanfte Nachtruhe wünscht. Ebenso auch allen andern, seinen Brüdern in der großen Familie, namentlich aber seinem treuen Schlafkameraden:

Nun gute Nacht, ihr Brüder!
Gut' Nacht mein Schlafkam'rad!
Wir seh'n uns morgen wieder
Bei frischer Heldenthat. — —

Es kann und wird nun in diesen engen kameradschaftlichen Beziehungen ein unendlicher Segen für den Soldaten liegen, wenn sie im rechten christlich sittlichen, männlich freundschaftlichen, treuen Sinne gepflegt werden, so daß der Eine für den Anderen einsteht, ihm hilft, zur Hand geht und zum Guten räth in Dienst und in Erholung, in Gesundheit und Krankheit, in Leben und Tod. Aber wenn das nicht der Fall ist, so liegt doch gerade auch in dem engen steten Zusammenleben eine große Gefahr. Denn die Macht der Verführung kann wohl kaum in einer anderen Lebenslage so zur Geltung kommen, als gerade in dieser. Da gilt es also, daß Jeder nur zum Heil und zum Besten auf seinen Kameraden einwirke, ihn warne, wenn er irre gehen will, ihn zurückrufe, wenn er sich verirrt hat, ihn freundlich strafe wo er fehlt, ihn tröste, wenn er traurig ist, ihn halte und aufrichte, wenn er wankt. Aber jeder soll sich auch sagen, welch' eine schwere Verantwortlichkeit er auf sich ladet, wenn er durch böses Beispiel, durch direkte Verlockung zur Sünde oder auch nur durch kalte Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit seinem Kameraden zum Unheil gereicht statt zum Heil, ihn verführt statt führt, ihn auf dem Weg des Guten und Rechten hindert statt fördert.

Das gilt nun auch, wenn schon in etwas anderer Weise, für das Verhältniß der Vorgesetzten zu ihren Untergebenen. Ihr Beispiel, ihr Wort, ihre ernste Warnung, ihre freundliche Mahnung wirkt erklärlicher Weise mehr, als das des gleichstehenden Kameraden. Da gilt es, das Verhältniß wirklich als ein väterliches aufzufassen und dem Soldaten Theilnahme zu zeigen, aufrichtiges Interesse für sein Wohlergehen im

Allgemeinen, nicht blos für seine dienstlichen Leistungen. Wie der Vater für seine Kinder sorgt in jeder Beziehung, ihr leibliches wie ihr geistiges Wohl sich angelegen sein läßt und sie mit Ernst und Liebe zieht und erzieht, so macht es auch der rechte Hauptmann mit den Angehörigen seiner Compagnie, für deren ganzes Verhalten im Dienst wie außer dem Dienst er mehr oder minder verantwortlich ist. Sobald der Soldat merkt, daß man es von Herzen gut mit ihm meint und ihm aufrichtig wohlwill, wird er auch wahre Hochachtung und Liebe dem Vorgesetzten zuwenden und schon dadurch sich getrieben fühlen, seine Schuldigkeit zu thun, besser und freudiger, als wenn Alles nur aus Zwang und aus Furcht vor der Strafe geschieht. Und gewiß liegt doch etwas Ideales darin, wenn ein Verhältniß wie das einer großen Familie in einer Truppenabtheilung sich ausbildet; das wird in Kriegs- und Friedenszeiten seine Frucht tragen, und die so beliebte und hübsche Sitte, die Soldaten „Kinder" anzureden, gewinnt so erst recht ihre volle Wahrheit.

Und darin liegt offenbar eine um so viel höhere Bedeutung, als der Soldat ja in der Regel in einem Alter in den Dienst tritt, wo sein noch unbefestigter Charakter der väterlichen Leitung und Führung noch gar sehr bedürftig ist. Mit wie großen Sorgen entlassen doch oft christliche Eltern ihre Söhne, noch unbekannt mit den Gefahren und Versuchungen des Weltlebens, unter Gebet und Thränen zum Militair! Wie beruhigend ist es dann für sie, zu wissen, daß auch für die sittliche Haltung und religiöse Befestigung ihrer Kinder treue Sorge getragen wird! Und welch' eine schöne Aufgabe für den Vorgesetzten, so gleichsam Vaterstelle bei dem jungen, ihm anvertrauten Soldaten zu vertreten! Eine solche ideale Auffassung des Berufes muß ja Herz und Gemüth erheben, so daß die Einförmigkeit und das nothwendige Halten auf scheinbar unbedeutende äußerliche Dinge im Dienst sich leichter erträgt und anders darstellt, wenn man sich dabei der redlichen Erfüllung einer so viel höheren sittlichen Aufgabe bewußt ist.

Auf diese Weise kann denn auch der Militärdienst sich zu dem gestalten, was er eigentlich seiner höheren Bedeutung nach ist und sein soll: zu einer Schule für unsere deutsche Jugend nicht bloß im Waffenhandwerk, sondern in männlicher Tugend, Zucht und Sitte im Allgemeinen. Da soll der Charakter gebildet, der junge Mensch an Gewissenhaftigkeit, Gehorsam, Pünktlichkeit, Selbstverleugnung und treue Pflichterfüllung, Aufopferung und Hingabe an seinen Beruf gewöhnt werden. Er soll lernen, strenge sein gegen sich selbst, alle eigenen Gelüste und Begierden der höheren Rücksicht auf die Pflicht unterordnen und dem kategorischen Imperativ willig und gern sich fügen. Er soll sich an Respekt gegen Höherstehende und Subordination gewöhnen, soll erkennen, daß er da ist um Andern zu dienen, wie Göthe sagt, als dienendes Glied an ein Ganzes

sich anzuschließen und seine Freude darin zu finden, daß er seine Schuldigkeit thut, um die höheren Zwecke des Gemeinwesens zu fördern. So kann und wird er nicht nur körperlich geschickter, gewandter, tüchtiger, durch Leibesübung gekräftigter, durch Strapazen und Entbehrungen gestählt in das bürgerliche oder bäuerliche Leben zurückkehren, sondern zugleich auch moralisch gefördert als ein gereifter Mann, der da weiß, was er will, fühlt was er kann, und erkennt was er soll. — Außerdem wird aber auch die intellektuelle Bildung beim Militärdienst nicht außer Acht gelassen, indem in winterlichen Abendstunden Dieses und Jenes aus dem früheren Schulunterricht den Soldaten, namentlich denen, die capituliren, um noch einige Jahre als Unteroffiziere fortzudienen, wieder in Erinnerung gebracht und unter Anleitung zu weiteren Studien ergänzt wird, so daß auch in dieser Beziehung der Soldat gefördert in's bürgerliche Leben zurücktritt, in welchem man es alsbald einem jungen Menschen ansieht, ob er beim Militär war oder nicht.

Dazu kommt dann namentlich noch Eins, was beim Kriegsdienst eine Hauptrolle spielt, und auch für das ganze künftige Leben von hoher Wichtigkeit ist, nämlich das Halten auf Ehre. Die ganze militärische Darstellung und Brauchbarkeit beruht wesentlich mit auf der Ehrenhaftigkeit des Soldaten, daß er Feigheit und Alles, was sonst der Manneswürde widerspricht, alles Unritterliche, Unedle, Gemeine für eine große Schmach hält und sorgfältigst vermeidet. Darauf beruht aber auch die ganze Gestaltung des kameradschaftlichen Verhältnisses. Ohne Halten auf Ehre kann auch dieses sich nicht richtig entwickeln. Wer sich Alles gefallen läßt und seinerseits dem Andern Alles zu bieten wagt, was ihm in den Sinn kommt, kann kein rechter Soldat, kann kein guter Kamerad sein. Und es giebt keine bessere Schule, alle Mattherzigkeit und Ehrlosigkeit auszutreiben und den jungen Mann mit dem rechten männlichen Gefühl zu erfüllen, als die des Militärdienstes, wenn dabei allerseits die Ordnungen der strengsten Ehrenhaftigkeit beobachtet werden. Wenn das nicht geschieht, kann freilich gar leicht durch unrichtige Behandlung bei den jungen Soldaten gerade das Ehrgefühl erstickt werden. Ohne solches ist aber der Soldat nichts. Wenn daher die Standesehre nicht von allen in der rechten Weise aufgefaßt und hochgehalten wird, so verliert die Dienstzeit für den Soldaten die hohe pädagogische Bedeutung, die sie für ihn haben soll und kann.

Wenn nun aber der Begriff der Ehre stets auch die Heilighaltung der Ehre des Andern in sich schließt, so wird das gewiß auch auf die des anderen schwächeren Geschlechts zu beziehen sein, und Versündigungen hiergegen muß der junge Mann wie der gereifte als ihn selbst entehrend ansehen. Es gilt, daß Jeder, wie kurz oder lang er dienen mag, sich so verhalte, daß er sich nichts vorzuwerfen hat und allezeit der Mutter,

der Schwester, der Braut ohne zu erröthen möge in's Angesicht schauen können. Wird das nicht beachtet, so liegt in dem Zusammenleben so vieler junger Leute die schlimmste Gefahr der Verführung, der leider schon mancher unbefestigte Charakter zum Opfer gefallen ist.

Das kameradschaftliche Zusammensein kann sich, wie überhaupt das ganze Verhalten des Soldaten, nur dann richtig gestalten, wenn es getragen ist, von dem Geiste nicht der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht. Dieser Geist der Zucht ist es, wodurch das preußische Heer das hat werden können, was es ist, das hat thun können, was es gethan hat. Die kräftige, ernste und doch liebevolle, weil stets auf das Beste des Soldaten bedachte Mannszucht ist das Mittel, wodurch allein ein Heer stark und tüchtig, brauchbar und siegreich werden kann. Mannszucht aber ist etwas anders als Kinderzucht. Kinderzucht wird nur von den Eltern und Lehrern an den Kindern geübt. Mannszucht aber übt zumeist der Mann an sich selbst, indem er sich immer im Zügel hält und den Geist durch sittlichen Ernst, durch Pflichtgefühl und Gottesfurcht stets die Herrschaft behaupten läßt über das Fleisch mit seinen Trieben und Neigungen, Gelüsten und Leidenschaften. Geschieht das nicht, so wird der Mensch ein Sklave der niederen Mächte, und von einer idealen Lebensrichtung kann eben so wenig mehr die Rede sein, als von einer idealen Auffassung des Berufes und demgemäßen Erfüllung seiner Pflichten.

Wenn aber nun vielleicht Jemand einwenden möchte, der Idealismus des Kriegerstandes leide doch gar zu sehr unter dem überwiegenden Realismus der tausend Kleinigkeiten, Mühseligkeiten und Plackereien des Dienstes, durch die der Mann gebunden und in Anspruch genommen sei, so führen wir dem gegenüber das Wort des Propheten Jeremias an: „Es ist ein köstlich Ding dem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage." Das ist sehr wahr gesprochen. Es schadet nicht nur nicht, es nützt und fördert den Mann, wenn er in seiner Jugend tüchtig heran muß und ihm nichts geschenkt wird, wenn er seine Kraft üben und seine Glieder gebrauchen, seinen Eigenwillen bezwingen und seine Schuldigkeit thun lernt ohne Rücksicht darauf, ob es ihm gerade angenehm und bequem ist oder nicht. „Per aspera ad astra!" „Ueber rauhe Pfade zu den Sternen!" Das ist die alte Losung des Kriegerstandes, und sie wird zu aller Zeit ihre Wahrheit behalten, darum nur nicht verzagt, sondern getrost und kühn das Ziel in's Auge gefaßt! Dem Muthigen gehört die Welt und die Treue im Kleinen findet ihren Lohn. So Jemand aber auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht. Darum furchtlos und beharrlich!

Verlag von J. H. Maurer-Greiner, Hofbuchhändler, Berlin.

Von demselben Verfasser erschienen bei uns nachverzeichnete Werke:

Zur christlichen Alterthumskunde
in ihrem Verhältniß zur heidnischen.
Vorträge und Studien.

8°. 24 Bogen; Preis geheftet: 6 Mark; elegant gebunden 7 Mark 50 Pf.

Inhalt:

I. Ueber antike und altchristliche Kunst- und Bildersprache.
II. Das christliche Rom auf und in den Trümmern des heidnischen, und das heidnische im christlichen Rom.
III. Das römische Amphitheater, eine Luststätte der Heiden, eine Leidenstätte der Christen.
IV. Die römischen Katakomben, der ersten Christen Grab- und des Urchristenthums Pflegestätten.

V. Der Drachenkampf und die militärischen Märtyrer, namentlich am Rhein.
VI. Martinus von Tours, der Apostel Galliens, der Volksheilige Deutschlands.
VII. Das germanische Heidenthum in seinem Verhältniß zum Glauben und Aberglauben im Christenthum.
VIII. Christus in der altdeutschen Volkspoesie, namentlich im Heliand.

IX. Das römische Castra-vetera und das christliche Xanten.
X. Die Heidenmauer und das christliche Kreuznach.

Die ersten vier Vorträge über antike und christliche Kunst und Bildersprache, über das heidnische und christliche Rom, über das römische Amphitheater und die Katakomben, lehnen sich zumeist an das klassische Alterthum an und leiten von da aus auf das christliche hinüber. Die folgenden führen auf das Gebiet der altdeutschen Mythologie und Sage, zeigen uns das germanische Heidenthum in seiner Bedeutung für Glauben und Aberglauben im Christenthum, stellen den Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum dar in dem Drachenkampf und den militärischen Märtyrern, zeichnen das Bild eines der ältesten Glaubenszeugen in Gallien, des großen fränkischen Heiligen Martinus von Tours, und feiern endlich den glorreichen Sieg des Christenthums über das deutsche Heidenthum in der altgermanischen Volkspoesie, namentlich in der wunderbar schönen Gestalt des altsächsischen Heliand.

Erscheint im Laufe dieses Jahres in zweiter sehr vermehrter und umgearbeiteter Auflage.

Verlag von J. H. Maurer-Greiner, Hofbuchhändler, Berlin.

Von **demselben Verfasser** erschienen bei uns nachverzeichnete Werke:

Bilder aus dem Kriegsleben

eines Militär-Geistlichen.

Ein Beitrag zur Culturgeschichte

des deutsch-französischen Krieges von 1870 und 1871.

Verfasser war zur Kriegszeit Militär-Oberpfarrer für den II. Lazarethbezirk der Armee.

8°. 26 Bogen. Preis: 6 Mark; eleg. geb. 7 Mark 50 Pf.

Acht Feldpredigten.

Ein Friedensgruß an die Heimath,

bei der Rückkehr aus dem deutsch-französischen Kriege.

8°. 5 Bogen. Preis: 1 Mark.

Christliche Zeitstimmen in Predigten.

2. Auflage. 8°. 20 Bogen. Preis: 3 Mark; eleg. geb. 4 Mark 50 Pf.

Ferner erschienen von **demselben Verfasser** in anderem Verlage folgende pädagogische u. s. w. Schriften, sind jedoch gleichfalls durch uns zu beziehen:

Zur idealen Seite der Pädagogik. 8°. Preis: 3 Mark; geb. 4 Mark.

Fünf Kapitel zur idealen Seite der Pädagogik. 8°. Preis: 4 Mark; geb. 5 Mark 50 Pf.

Ueber die Poesie in der Schule. 8°. Preis: 60 Pf.

Christi Leiden im deutschem Volksschauspiel namentlich im **Oberammergauer Passionsspiel.** 8°. Preis: 3 Mark; geb. 4 Mark.